Opp. 286 (3
Offiziersbibliothek 2. Inf.-Rgt. Kronprinz

Friedrich II

altes Werk.

Z 35
E I. 841/3
B II
<3663074664001 2
<3663074664001 2
Bayer. Staatsbibliothek

Geschenk
Vom H. Obristlieutnant von Maillot
im Januar. 1809.

Supplement

zu den

hinterlassenen Werken

Friedrichs II.

Königs von Preussen.

05741

Offiziersbibliothek 2. Inf.-Rgt. Kronprinz.

2tes Inf. Regt. Kronprinz.

Welches

verschiedene Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor zuschreibt.

B II

Bayer. Armee-Museum
Fachbüch. Z.B.B.

Dritter Band.

Kölln, 1791.

Wb9/66/295

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Inhalt.

Seite

Briefe an verschiedene Personen. . . . 1
An Jordan 3
An d'Argens 4
An den Grafen von Manteufel . . . 5 = 9
An den Prediger Achard . . . 9 = 15
An Herrn Rollin . . . 15 = 19
An die Frau von Rocoulle . . . 19 = 21
An den Grafen von Algarotti . . 21 = 24
An Maupertius 25
An Se. hochf. Durchlaucht den Herzog Karl Eugen von Wirtemberg . . . 25 = 31
An Herrn Heinrich von Katt . . 32 = 41
An die Gräfinn von Kamas . . 41 = 51
An den Prediger Steinbart . . 51 = 53
Briefwechsel des Königs mit Sr. Excellenz, dem Staats = und Kabinetsminister, Herrn Grafen von Herzberg, bey Gelegenheit der Schrift: über die deutsche Litteratur u. s. w. . . 53 = 65
An Ihre königl. Hoheit die Herzoginn von Braunschweig . . . . . 66 = 68
Briefe an den König. 69
Briefe von Herrn d'Alembert . . 71 = 93
Briefe von Herrn Darget . . . 94 = 134
Briefe von Herrn Grimm . . 134 = 164
Brief eines Akademisten in Berlin an einen pariser Akademisten 1752. . . . 165
Briefe an das Publikum. . . . 175
Erster Brief 177
Zweyter Brief 181
Brief des Grafen Rinonchetti, ersten Senators der Republik Santo = Marino, an den Freyherrn von Zopenbrug, Minister Sr. Majestät des Königs von Preußen 187
Antwort des Freyherrn von Zopenbrug, Staatsministers Sr. Majestät des Königs von Preußen, an den Grafen Rinonchetti, ersten Senator der Republik Santo = Marino . . . 189
Fliegende Blätter aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. 191
Brief des Kardinals von Richelieu an den König von Preußen 193
Schreiben von einem Sekretär des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Kobenzel . 196
Glückwünschungsschreiben des Prinzen von Soubise an den Feldmarschall Daun, über den Degen, welchen dieser von dem Pabste bekommen hat. 202

Brief der Marquise von Pompadour an die Königinn von Ungarn 204
Des Feldmarschalls Leopold von Daun, Reichsgrafen ꝛc. ꝛc. Brief an den Pabst . . . 210
Gedächtnißrede auf Hrn. Jakob Matthäus Reinhardt, Schustermeister, gehalten im dreyzehnten Monat des Jahres 2899, in der Imaginations-Stadt, von Peter Mörser, Diakonus der Kathedral-Kirche. 213
Brief eines Schweitzers an einen Venetianischen Nobile 249
Brief eines Preußischen Offiziers an einen seiner Freunde in Berlin 257
Phihihu's, Kundschafters des Kaisers von China in Europa, Relation. Erster Brief . . 261
Zweyter Brief 265
Dritter Brief 268
Vierter Brief 270
Fünfter Brief 274
Sechster Brief 279
Brief eines Feldpaters bey der Oestreichischen Armee an den hochwürd. Pater Superior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Mayn, worinn man die List und die strafbaren Mittel aufdeckt, deren der König von Preußen sich bedient hat, die Schlachten bey Liegnitz und Torgau zu gewinnen 283
Scherzhafte Aufsätze. . . . 297
Mandat Sr. Hochwürden und Gnaden des Bischofs von Aix, enthaltend ein Verdammungsurtheil gegen die ruchlosen Werke des sogenannten Marquis d'Argens, und dessen Verbannung aus dem Königreiche erkennend 299
Brief von Herrn Nikolini an Herrn Frankuloni, Prokurator von St. Markus . . . 307
Brief des Pabstes Klemens des Vierzehnten an den Mufti Osman Mola. Aus dem Lateinischen übersetzt. Kölln, 1771 310
Dedikation zu dem Leben des Apollonius v. Tyana ꝛc. (la Vie d'Apollonius de Tyane par Philostrate, avec les commentaires par Charles Blunt à Berlin, 1774) an Klemens XIV. 314
Apostolischer und theologischer Kommentar über die heiligen Weissagungen St. N. N. Verfassers des Blaubarts. Kölln, bey Peter Hammer 1780 317
Das Buch Blaubart 322
Don Kalmet's theologischer Kommentar über den Blaubart 329

Briefe

an

verschiedne Personen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

An Jordan.

Neiße, den 4. August 1743.

Wenn du, Freund, von Kanonen sprichst,
Muß Hans von Astrolabien,
Und Grete von Neutonen wohl,
Und krummen Linien es thun;
Und ich — ich mache Liederchen
Im Griech'schen und Arabischen.
Ein jeder bleib' in seinem Kreis;
Das, glaub mir, ist das Weiseste.
Der ist beglückt, der, wie er soll,
Nur Eine Rolle spielen kann!

Damit will ich keineswegs sagen, Du seyst nicht ein vortreflicher Schriftsteller, ein Repertorium der Bibliotheken, ein jovialischer Gelehrter, ein entsetzlicher Grieche, ein Liebesritter mit allen Talenten, die weiland Lucian's Esel hatte; nur behaupte ich mit aller Bescheidenheit, Du seyst in der Artillerie kein Belidor. Ich bin vor Lachen beynahe erstickt, als ich Deinen Brief las. Ein Drechsler erbietet sich, Kanonen zu machen, und wendet sich an Jordan! — Willst Du mir folgen, mein Freund, so theilst Du dies Geheimniß Niemand mit, und lässest den Künstler nur für Dein Arsenal arbeiten.

Bey der ersten litterarischen Streitigkeit, die Du bekommst, richte dann Dein grobes Geschütz auf Deinen Gegner, und ruf ihm zu: ULTIMA RATIO JORDANI.

Ich bin seit einigen Tagen hier, sehe nichts als Wälle, höre nichts als Flintendonner, gehe nur in Minen spazieren, und athme nichts als Schwefeldampf. Was kannst Du nun sonst von mir erwarten, als einen marzialischen Brief? Indeß rechne ich darauf, in Berlin sanftere Freuden wieder zu finden, und zwischen Mäzenas-Jordan und Pollio-Cäsarion fröhliche Abendmahlzeiten zu halten.

Leb wohl, mein Freund. Nutze die Zeit; denn sie entflieht.

An d'Argens *)

(In den ersten Tagen des Januars, 1768.)

Ew. Gottheit erlaube, daß meine Menschheit Denselben ein Werk darbringen darf, welches man in der Akademie

*) Diesen kleinen Brief hat Herr Nikolai in den Anekdoten von Friedrich II. u. s. w. Heft I, S. 30 zuerst bekannt gemacht. Er sagt dabey: „dies scherzhafte Billet, mit welchem der König dem Markis einen in der Akademie vorgelesenen Aufsatz zugeschickt, habe keinen Datum; man wisse aber, daß es etwa um 1767 oder 1768 geschrieben sey.“ Wenn das Letztere gewiß ist, so läßt sich das Datum fast ganz genau angeben. Ohne Zweifel schickte dann der König dem Markis mit diesem kleinen Briefe die Lobschrift auf den Prinzen Heinrich

demie vorgelesen hat. Ich schicke es Ihnen, weil es in dieser Gesellschaft vorgelesen worden ist, von der Sie — obgleich abwesend — die schönste Zierde sind. Ein Werk von Skaliger, oder Suidas und Freinshemius wäre Ihnen vielleicht angenehmer; aber so etwas habe ich in meinem Kramladen nicht, und ein Baum kann nur die Früchte liefern, die er trägt. Begnügen Sie Sich mit diesem; und wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist, so setzen Sie Ihr Wohlwollen gegen den armen Ignoranten fort, der Ihnen giebt, was er hat, und der am Fuß des heiligen Berges Ew. Gottheit bewundert, deren Fülle über dem stolzen Gipfel thront, welcher sich über die Wolken erhebt. Friedrich.

An den Grafen von Manteuffel *)

Berlin d. 11. März 1736.

Mein lieber QUINZE - VINGT (Blinder) **) da ich morgen nach Ruppin gehe, und mich durch diese Reise

 noch

Heinrich von Preussen, die den 30sten Dezember 1767 in der Akademie vorgelesen ward. Der Markis war, als der König sich zum Karneval nach Berlin begeben hatte, in Potsdam geblieben; und so lassen sich die Worte: obgleich abwesend, erklären.

*) Gewesener Premierminister am sächsischen Hofe. Der Prinz stand auf einem vertrauten Fuß mit ihm; aber nach seiner Thronbesteigung hatte er Ursache, mit dem Grafen unzufrieden zu seyn, und dieser gieng daher nach Leipzig, wo er in der Dunkelheit gestorben ist.

**) Der Graf hatte sich diesen Namen selbst gegeben, um damit anzudeuten: er mache keine Ansprüche darauf, den Prinzen unterrichten und aufklären zu wollen.

noch weiter von Ihnen entferne, so sehe ich sie als eine doppelte Trennung an. Deßhalb nehme ich in der Hoffnung Abschied von Ihnen, daß Ihnen mein letzter Brief zugestellt seyn wird, und daß sie Ihre Reise so bald als möglich endigen werden.

Mein lieber Quinze-vingt, ich glaube Ihnen Rechenschaft geben zu müssen, wie ich meine Zeit hier zugebracht habe. Erstlich that ich mancherley Nichts, das keine Aufmerksamkeit verdient; und dann Verschiedenes, was nicht viel mehr werth ist; ich ließ mich z. B. mahlen, gieng spazieren, trank, aß, u. s. w. Doch ich habe auch etwas Besseres gethan, nemlich einen Band vom Rollin ausgelesen, Wolf's Werke durchgeblättert, und eine Predigt von Herrn de Beausobre gehört. Aus dieser komme ich so eben her; und da ich sie noch ganz in frischem Andenken habe, so will ich Ihnen die hauptsächlichsten Punkte daraus mittheilen, weil sie Ihnen bekannt zu werden verdienen.

Er wollte in seiner Rede zeigen, was die Pharisäer und Sadducäer abgehalten habe, unserm Herrn beyzupflichten. Die Ursachen, die er angab, waren folgende: das Vorurtheil und der Stolz der Pharisäer, ihr Geiz mit Herrschsucht verbunden, und drittens ihre unregelmäßigen Sitten.

Hierauf setzte er die Lehre der Sadducäer auseinander, und dies gab ihm denn ganz ungesucht Gelegenheit, über die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen, die sie in Zweifel zogen. Weiter zeigte er, um wie viel besser Jesu Christi Lehre und Moral gewesen sey, als die ihrige; dann entwarf er eine flüchtige Vergleichung zwischen den Pharisäern und Schriftgelehrten auf der Einen, und den Päbsten und Bischöfen der römischen

Kirche auf der andern Seite, und schloß seine Rede zuletzt mit einer Ermahnung an Alle, die irgend einiges Ansehen haben, nie Mißbrauch davon zu machen, sondern sich dessen nur den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß zu bedienen.

Der Tod des Herrn Forneret *), dem er eine Leichenrede halten mußte, gab ihm zugleich Gelegenheit zu der schönsten Lobrede von der Welt. Der Verstorbne hat viel Glück, daß er in solche Hände gefallen ist. Ich würde ihn für einen sehr großen Mann halten, wenn er auch nur den vierten Theil von den Tugenden und den guten Eigenschaften gehabt hätte, die Herr de Beausobre ihm zuschrieb. Aus meiner Aufmerksamkeit bey der Predigt können Sie beurtheilen, daß sie mir sehr gefallen haben muß.

Dieser Geistliche hat ganz das Ansehen eines Gesetzlehrers, und spircht mit einer edeln Dreistigkeit. Man sieht, daß er das, was er abhandelt, völlig in seiner Gewalt hat, ob er gleich beynahe achtzig Jahre alt ist. Er verbindet mit vollkommner Beredsamkeit und richtigem Ausdruck eine edle Freymüthigkeit und Gründlichkeit. Es wäre zu wünschen, daß nicht fünfzehn Lustra ihn seiner Zähne beraubt hätten. Dies macht denn, daß er nur mit Mühe deutlich spricht, und daß die Zuhörer bey seinen Vorträgen doppelt aufmerksam seyn müssen.

Kurz, es ist der größte Mann in diesem Lande, und er verdient gewiß, daß man ihn hört und bewundert. Wie fein sind seine Gedanken! wie gegründet seine Perioden! und alles weis er mit der größten Geschicklichkeit von der Welt zu seinen Endzwecken hinzuleiten.

 Da

*) Prediger und Oberkonsistorialrath.

Da sie ihn genau kennen, so werden Sie mir ein groſses Vergnügen machen, wenn Sie ihm sagen: ich gehörte mit zu seinen Bewunderern, und seine Rede habe nicht bloſs auf meinen Geist gewirkt, sondern auch meine Ohren hätten Antheil an dem Vergnügen gehabt, da sie sehr angenehm von den vortreflichen rednerischen Stellen geschmeichelt worden wären, von denen sein Vortrag ganz voll gewesen sey.

Wenn Sie etwa in dieser Woche nicht in der Kirche gewesen sind, so kann Ihnen mein Brief statt einer Predigt dienen; aber Herr de Beausobre selbst wäre nöthig, wenn Sie alle die Schönheit darinn finden sollten, die ich darinn bemerkte.

Ich schlieſse diesen Brief, der für eine Abhandlung gelten könnte, wenn ich ihn noch um eine Seite verlängerte. Sie werden, wie ich sehr stark befürchte, dabey gähnen, wie bey einer Kathechismuspredigt; aber — Gewohnheit macht unverschämt. Ich habe Sie schon mehr als Einmal zum Gähnen gebracht; und falle, da ich durch Ihre Nachsicht dreist geworden bin, immer von neuem wieder in den Fehler. Verzeihen Sie mir; er entspringt nur aus dem Vergnügen, das ich daran finde, mich mit Ihnen zu unterhalten, und Sie zum Schluſs dieses Galimathias von einer sehr deutlichen und evidenten Wahrheit zu versichern, nemlich, von der vollkommnen Hochachtung, mit der ich immer seyn werde, mein lieber Quinze-Vingt u. s. w.

An den Prediger Achard *).

1.

Ruppin, d. 27. März 1736.

Mein Herr, ich nehme es als einen besondern Beweis Ihrer Zuneigung zu mir auf, daß Sie Sich alle Mühe geben, mich über einen Gegenstand zu belehren, bey dem mir, wie Sie leicht einsehen, viel daran gelegen ist, nicht davon überredet, sondern überzeugt zu seyn.

Nach meinem Urtheil sind Ihre Gründe sehr plausibel und gut, und ich bemerke in Allem, was Sie mir schreiben, wie sehr es Sie freuet, daß Sie eine unsterbliche Seele besitzen. In der That haben Sie auch Ursache dazu, wenn Sie mit diesem Namen die Denkkraft und den Verstand bezeichnen. Ihre Seele macht Ihnen viel Ehre, und erwirbt Ihnen allgemeinen Beyfall.

Doch zu Ihrem Briefe. Ich frage Sie, mein Herr: haben Sie wirklich einen Begriff von einer Denkkraft ohne Organe, oder, um mich deutlicher zu erklären, von einer Existenz nach der Vernichtung Ihres Körpers? Sie sind noch nie gestorben, und wissen also, was Sterben sey, bloß aus der traurigen Erfahrung, die es Sie nur zu oft lehrt. Sie sehen, daß, wenn die Zirkulation des Blutes still steht, wenn die flüssigen Theile des Körpers sich fixiren und von den festen absondern; Sie sehen dann, sage ich, daß die Person, die

*) Geboren in Genf 1696. Er starb als Konsistorialrath im May 1772.

die einen Augenblick vorher noch lebte, todt ist. Hierüber können Sie philosophiren; aber davon, was aus der Denkkraft dieser Person, und aus dem Wesen, das sie belebte, geworden sey, kann man unmöglich Rechenschaft geben. Sie sind nie gestorben; und da Sie nun noch leben, so schmeicheln Ihnen der menschliche Stolz und die Eitelkeit, daß Sie auch nach der Vernichtung Ihres Körpers fortdauern werden. Ich aber glaube, wie ich Ihnen ganz offenherzig gestehe: der weise Schöpfer habe uns dazu Vernunft gegeben, daß wir in den verschiedenen Lagen unsers Lebens, worinn wir nicht ohne sie subsistiren könnten, Gebrauch von ihr machen sollen, und es widerspreche der Gerechtigkeit Gottes eben so wenig, uns nach dem Tode zu vernichten, (denn wenn wir es einmal sind, so trift uns kein Uebel mehr) als die Sünde in der Welt zuzulassen.

Weiterhin behaupten Sie in Ihren Reflexionen etwas, das geschickteren Personen, als ich, sehr starke Waffen gegen Sie in die Hände geben könnte; nemlich: „die Materie sey bis ins Unendliche theilbar." Wenn Sie dies als Grundsatz annehmen, so können Sie ganz sicher seyn, daß man Ihnen das Gegentheil von Ihrer Behauptung unwidersprechlich beweisen wird.

Ich lese jetzt die Metaphysik des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, des gelehrten **Wolf**, dessen Hauptbeweis von der Fortdauer und der Unsterblichkeit der Seele sich auf die untheilbaren Wesen gründet.

Er sagt — zwar fürchte ich sehr, daß sein Beweis unter meiner Feder äußerst viel von seiner Stärke verlieren wird; doch Sie können ja aus der Quelle selbst schöpfen — er sagt: man theile die Materie so oft als man will; am Ende wird man einen untheilbaren Punkt finden. Aber man theile ihn nun noch durch die Imagination; am Ende wird er ganz untheilbar seyn; denn sonst wird man ihn nicht theilen, sondern auflösen. Weiter sagt er: alle diese untheilbaren Wesen sind durch eine einzige Wirkung des göttlichen Willens auf einmal geschaffen worden. Meine Seele ist ein untheilbares Wesen; da sie nun durch eine einzige Wirkung des göttlichen Willens und auf einmal geschaffen ist: so kann sie auch nur auf eben die Art vernichtet werden. In der Folge behauptet er: die Materie und der ganze Körper sey aus untheilbaren Wesen, die aber von diesen verschieden sind, zusammen gesetzt. Die Trennung dieser untheilbaren Dinge nun, nennen wir die Verwesung; aber sie werden nicht zerstört, sondern ändern nur ihre Form und Figur.

Durch dieses neue Licht hoffe ich Gewißheit von einer Wahrheit zu bekommen, deren Glanz ich schon halb erblicke.

Ich bin Ihnen ausserordentlich für die Behutsamkeit verbunden, mit der Sie von dem Herrn **von Voltaire** sprechen. Sie machen Ihrem Amte Ehre, da Sie eine von dessen wesentlichsten Pflichten, die Sanftmuth, ausüben. Die Herren in Trevoux, und die Theologen von dieser Konfession, sind gewohnt, ihren Dogmen mit Gewalt Glauben zu schaffen, und wissen sie nicht anders zu behaupten, als wenn sie jeden, der so dreist ist, ihnen zu widersprechen, mit Schmähungen überhäufen.

Ich bin mit vieler Achtung, mein Herr, u. s. w.

2.

Rheinsberg, d. 8. Jun. 1736.

Mein Herr, Ihr Brief hat mich so stark als möglich überrascht, da ich mich darinn durch ein ganz unvermuthetes Ungefähr zum Censor und Kritiker erhoben sehe. Ich bin nie so ehrgeizig gewesen, es seyn zu wollen; und wenn ich auch so einen Gedanken gehabt hätte, so würde ihn doch Kenntniß von der Schwäche meiner Kräfte bald unterdrückt haben.

Ein scharfsichtiger Censor und Kritiker muß ein Mann seyn, der mit vieler gesunder Vernunft und Einsicht ausgebreitete Gelehrsamkeit verbindet, das Wahre von dem Falschen, das Bessere von dem Guten, und den ächten Gehalt von dem blendenden Glanz eines prächtigen Flittergoldes, unterscheiden, und nicht bloß Fehler verbessern und Mängel tadeln, sondern hauptsächlich auch denen, die den wahren Weg verfehlt haben, ihn zeigen kann; und gerade das bin ich nun gar nicht im Stande.

Ich glaube keinesweges, daß Sie Kritik und Zurechtweisung bedürfen; hierinn erkenne ich sehr gut Ihre Bescheidenheit (eine Eigenschaft, die Ihnen in allen Jahrhunderten und von allen denkenden Wesen ungetheilten Beyfall erwerben wird); nur sie macht, daß Sie dies sagen. Es verräth einen großen Geist, wenn man einsieht, daß man fehlen kann; und es ist die höchste Thorheit, wenn man sich für vollkommen hält.

Aber auf der andern Seite kann übertriebne Bescheidenheit in Furchtsamkeit ausarten; und diese ist ein Gift, für das ich Ihnen, wie ich glaube, Gegenmittel geben muß. Wenn Beyfall von Personen in einem gewissen

Range

Range Sie davor bewahren kann — auf den meinigen können Sie ganz sicher rechnen. Ich habe schon seit meinen jüngern Jahren einen unwiderstehlichen Hang zum Guten und Schönen gehabt, und der stimmte mich sogleich bey den ersten Reden, die ich von Ihnen hörte, für Sie. Meine Gesinnungen sind noch wie damals, und ich hatte auch, dünkt mich, nie Ursache, sie zu ändern.

Daß die letzte Predigt von Ihnen, bey der ich zugegen gewesen bin, nicht ganz so nachdrücklich war, als die vorigen, davon geben Sie sehr gute Gründe an. Ich gestehe aus eigner Erfahrung, daß der menschliche Geist nicht immer gleiche Stimmung hat. Wenn man einmal so weit gekommen ist, wie Sie, so kann man unmöglich Wunder auf Wunder häufen. Da sie aber in Ihrem Briefe so offenherzig sprechen, so würde ich gegen die Gesetze der Aufrichtigkeit zu sündigen glauben, wenn ich Ihnen mein Urtheil nicht unverholen sagte.

Ich gestehe, daß in Ihrer Predigt ein Schluß vorkam, den ich nicht ganz verstand, und der, um klar und deutlich zu werden, wie mich dünkt, eines Kommentars bedürfte. Sie sprachen darüber, daß vielleicht Fanatismus die Apostel bestimmt hätte, dem Erlöser anzuhangen, und bedienten Sich, wenn ich nicht irre, des Ausdrucks: *Wer behauptet, daß die Apostel Schwärmer gewesen sind, der ist dies selbst.* Die Autorität der Kanzel machte, daß Sie dies mit ziemlich vieler Dreistigkeit sagten. Ihre geistliche Heerde, die Ihnen auf Ihr Wort glaubt, fragte freylich weiter nach keinem Grund; aber, auf dem Katheder würde das, wie mich dünkt, nichts beweisen.

Sie verlangen von mir Themata zu zwey Predigten, die Sie für mich ausarbeiten, und in meiner Gegenwart halten wollen? Ich bin Ihnen dafür ausserordentlich verbunden; und da ich gern alles Aeussere auf einen gewissen Zweck hinleite, daß ich Nutzen daraus ziehe, so bitte ich Sie, erstlich über den Text zu predigen: **Und Gott gab uns das Wort**, weiter nicht; und die Möglichkeit, die Kennzeichen und die Wahrheit der Offenbarung zu behaupten; dann aber über die Worte: **Wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit**, und zuerst die Nothwendigkeit seiner Sendung, die Wahrheit der Prophezeihungen von ihm, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Grund auseinander zu setzen, der Gottes Rathschluß bestimmte, lieber diese Art zu erlösen, als eine andere zu wählen. Für Ihre Gemeine können Sie dann die Anwendung auf die Pflichten machen, die aus dem Glauben an Christum folgen.

Ich gestehe Ihnen, mein Herr, daß ich mir von der Mühe, die Sie sich geben werden, große Erbauung verspreche; denn leider habe ich nur einen sehr schwachen Glauben, und muß ihn oft durch gute Gründe und sichre Beweise unterstützen. Sie werden meine Verpflichtung für Ihre Bemühungen, mir die Existenz und Fortdauer der Seele zu beweisen, noch vermehren, und ich, wo möglich, mit noch größerer Achtung seyn u. s. w.

An Herrn Rollin.

1.

Rheinsberg, d. 20. Febr. 1737.

Mein Herr, Sie haben sich, vielleicht ohne es zu wissen, so gut geschildert, daß ich Sie eben so genau kenne, als wenn ich lange Zeit das Vergnügen gehabt hätte, mit Ihnen umzugehen.

Ich verehre in Ihnen, mein Herr, den Charakter eines rechtschaffnen lautern Mannes, der voll Liebe zu dem menschlichen Geschlechte seine Bemühungen nicht darauf einschränkt, Unterricht zu ertheilen, sondern auch die Sitten jedes Alters bildet. Frankreich wird Ihnen mit der Zeit ein durch Sie unterrichtetes Volk von Helden und von Gelehrten zu verdanken haben, die nur nach ächtem Ruhme streben und ihre wahre Größe in ein ganz von Lastern reines und allein der Tugend geneigtes Herz setzen.

Meine Landsleute, die eher von Ihnen, als von ihren Eltern Belehrung annehmen, drängen sich in die Laufbahn hin, die Sie ihnen eröfnet haben. Die Tugend hat, wenn man sie mit so lebhaften und schönen Farben schildert, wie Sie, für Jedermann Reize; und Sie sichern den Sieg derselben noch dadurch, daß Sie das Laster selbst dann entehren, wenn es von dem Prunk eines hohen Ranges, und von glänzender Pracht bedeckt ist. Dies ist Ihr Werk, und dadurch erwerben Sie sich ohne Widerrede so vielen Ruhm, als Fürsten und Könige.

Es schmeichelt mir sehr, daß Sie meine schwache Stimme so gütig unter den tausenden auszeichnen, die gemeinschaftlich Ihr Lob singen.

Ich bin Ihnen für Ihre alte Geschichte ganz vorzügliche Erkenntlichkeit schuldig, und glaube, Ihnen diese bezeugen zu müssen. Sie haben meine Hochachtung, und ich war sie Ihnen schon lange schuldig. Ihre Verdienste sind berechtigt, diesen Tribut von der ganzen Welt zu fordern. Ich werde stets mit eben diesen Gesinnungen seyn, rc.

2.

Ruppin, d. 14. May 1737.

Mein Herr, die beyden letzten Theile der alten Geschichte, die Sie mir gütigst zugeschickt, habe ich mit vielem Vergnügen erhalten. Sie vermehren meine alten Verpflichtungen gegen Sie noch mit der für das neue Vergnügen, das mir Ihr schönes Werk verursacht hat. Ich habe es gelesen, oder vielmehr verschlungen, und werde die Lektüre wiederholen.

Wenn es gewiß ist, daß glückliche Köpfe, daß Männer, die der Himmel auf eine so ausgezeichnete Art mit Talenten beschenkt hat, sie zum allgemeinen Besten anzuwenden verpflichtet sind: so muß ganz zuverläßig auch das Publikum (und jedes Individuum insbesondere) die Bemühungen und Untersuchungen derer, die zu seinem Nutzen arbeiten, mit Dank anerkennen. Ich entledige mich dieser Pflicht, und bezahle Ihnen das sehr wesentliche Vergnügen, das ich Ihrem Fleiße und Ihren Bemühungen verdanke, mit ein wenig Rauch.

Glauben Sie gewiß, daß ich an Ihrem Leben wahren Antheil nehme. Ich schmeichle mir mit einem großen Theile des Publikums, die alte Geschichte werde nicht die letzte Frucht Ihrer Feder seyn. Unter meinen Klagen gegen den Himmel über Ungerechtigkeiten, die mich kränken, wird besonders die seyn, daß er Sie nicht unsterblich gemacht hat.

Ich bin mit ganz besondrer Hochachtung u. s. w.

3.

Rheinsberg, d. 4. Jul. 1739.

Mein Herr, ich habe aus Ihrem letzten Briefe gesehen, daß Sie mir den zweyten Theil Ihrer römischen Geschichte zusenden, und zweifle nicht, daß dies neue Werk den vortreflichen Arbeiten, die wir schon von Ihnen besitzen, und der vortheilhaften Meynung, die das Publikum davon hat, entsprechen wird.

Die Laufbahn, in der Sie sind, berechtigt Sie, den Fürsten Unterricht zu geben, und sie die Stimme der Wahrheit hören zu lassen, welche sonst vor der Schmeicheley nicht bis zum Throne gelangen kann. Es stehet Ihnen frey, das mit dem Diadem geschmückte Laster in den Tyrannen und Ungeheuern, deren Namen die Jahrbücher der Welt anfüllen, zu geißeln, und mittelbar diejenigen zu züchtigen, an denen man, wegen ihres Ranges, sogar ihre Fehler respektirt.

Ich wünschte zum Wohl der Menschheit, Sie möchten die Könige zu Menschen, und die Fürsten zu Bürgern machen. Dies würde, wie ich überzeugt bin, die beste Vergeltung für Ihre Arbeit, und vielleicht der

schönste Lohn seyn, den iemals ein Geschichtschreiber erhalten hat.

Glauben Sie, daß ich an Ihrem Ruhme den lebhaftesten Antheil nehme, und daß ich über Ihre Werke eben so entzückt, als über Ihre gute und feste Gesundheit erfreuet bin.

Möchte der Himmel Ihr Leben, von dem Sie einen so heilsamen Gebrauch machen, verlängern, und Sie mit allen den Seegnungen überhäufen, die ich Ihnen wünsche.

Ich bin u. s. w.

4.

Königsberg, d. 17. Jul. 1740.

Mein Herr, ich habe in Ihrem Briefe den Rath eines Weisen, die Zärtlichkeit einer Pflegemutter, und die Innigkeit eines Freundes gefunden. Ich versichre Sie, mein lieber, mein verehrungswürdiger Rollin, daß ich Ihnen aufrichtig dafür verbunden bin, und daß die Merkmale von Freundschaft, die Sie gegen mich äußern, mir angenehmer sind, als alle die so sehr oft falschen und abgeschmackten Komplimente, die ich nur meinem Range zu verdanken habe.

Ich werde nicht aufhören, Wünsche für Ihre Erhaltung zu thun. Lieben Sie mich, darum bitte ich Sie, beständig, und seyn Sie überzeugt, daß ich mein ganzes Leben hindurch voll Achtung gegen Sie und Ihr Andenken seyn werde. Vale.

Friedrich.

5.

Charlottenburg, d. 3. Aug. 1740.

Mein lieber Rollin, ich erwarte Ihren neuen Band mit Ungeduld, da ich überzeugt bin, daß Ihre Werke sich immer gleich bleiben, und daß der Herr Kardinal*), Herr Fontenelle und Herr Rollin in ihrem Leben nie radotiren werden. Diese Wahrheit fängt an, geometrische Evidenz zu bekommen. Ich bin wenigstens in diesem Artikel orthodox, und voll Hochachtung und Freundschaft für Sie. Vale.

An die Frau von Rocoulle.

Rheinsberg, den 17. Febr. 1738.

Madame, ich erinnere mich noch, was für Schaden der eifrige Aermel eines gewissen Priesters **) an einem gewissen Mittewoch auf Ihrem Schenktisch verursachte, entweder weil ihm die kleine Figur der Gläser Aergerniß gab, oder weil seine Philosophie den leeren Raum verabscheuet. Doch, was für einen Grund er auch dazu gehabt haben mag, Sie, Madame, werden nicht vergessen, daß Ihre Gläser zerbrochen wurden. Ich muß Sie nothwendig an diesen Vorfall erinnern, da er mir heute einen erwünschten Vorwand giebt, um an Sie schreiben zu können.

Ihr Mundschenk, Madam, dieses unwürdige Mitglied Ihres fröhlichen Ordens, der seinen Eifer für die Gesellschaft, deren Beschützerinn Sie sind, nur dadurch

*) Fleury. **) Achard.

an den Tag legen kann, daß er die von seinen Untergebnen, welche jener Geistliche in seinem Feuereifer vernichtet hat, wieder herstellt — Ihr Mundschenk, sage ich, nimmt es sich heraus, Ihnen das zerbrechlichste Geschenk von der Welt zu schicken, doch — Fürstengunst ausgenommen.

Nehmen Sie, Madame, diese Gläser als einen Beweis meiner Aufrichtigkeit und als einen Tribut an, den ich dem ehrwürdigen Mittewochs-Kollegium bringe. Ich hoffe, die Form derselben wird sie vor dem unglücklichen Abentheuer ihrer Vorgänger bewahren. Machen Sie damit, was Ihnen gefällig ist. Ich verlange nicht, daß sie so in Acht genommen werden sollen, wie das Feuer der Vesta; ja, ich schmeichle mir sogar, daß in kurzem ihre Anzahl vermindert seyn wird. Dann werden Sie doch an mich denken, und mir Gelegenheit geben, die gegenwärtige Lieferung zu wiederholen.

Mich dünkt, ich höre schon, wie der Markis *) und Truchses ausrufen: ich würde besser daran thun, wenn ich für Champagner sorgte, als für leere, helle, schöne und gut ausgespülte Gläser. So ganz Unrecht haben sie freylich nicht, das gestehe ich zu; auch werde ich ihren Rath zu benutzen suchen; aber bis dahin verweise ich sie denn auf das Wasser in den Krügen zu Kanaan, das in köstlichen Wein verwandelt wurde. Ich wünsche von ganzem Herzen Beyden zum Heil ihres Leibes und ihrer Seele ein ähnliches Wunder; Ihnen aber, Madame, Gesundheit, gute Gesellschaft und Fortdauer Ihrer liebenswürdigen Fröhlichkeit, durch die Sie das Vergnügen der Jugend sind.

Ich

*) Vermuthlich de la Chetardie.

Ich bin mit allen Empfindungen der Achtung, der Freundschaft, der Werthschätzung, der Erkenntlichkeit, Madame, u. s. w.

An den Grafen von Algarotti.

1.

(Gegen das Ende des Jahrs 1739.)

Glücklich sind diejenigen, die der Gesellschaft geistreicher Leute genießen; noch glücklicher die Fürsten, die sie besitzen können. Die acht Tage, die Sie bey mir zugebracht haben, sind mir unvergeßlich. Nach Ihnen sind viele Fremde hier gewesen; aber keiner kam Ihnen gleich, und ich glaube auch, daß es nie jemand thun wird.

Ich werde meinen gegenwärtigen Aufenthalt, wo ich in Ruhe lebe, und mich zwischen das Studieren und die schönen Künste theile, nicht so bald verlassen. Seyn Sie so gütig, die Bewohner von Rheinsberg nie in Ihrem Gedächtnisse verlöschen zu lassen. Sie mögen uns übrigens halten, wofür Sie wollen; nur seyn Sie in Ansehung der Freundschaft und Hochachtung, die wir gegen Sie hegen, nie ungerecht gegen uns. Ich bin ꝛc.

2.

(Zu Anfange des Jahrs 1740.)

Ich glaube, daß mein Antimachiavell in drey Wochen vollendet seyn wird. Wenn sie um die Zeit noch in London sind, so werde ich Sie bitten, die Besorgung des Drucks zu übernehmen. Ich habe, was ich nur konnte, gethan, um bey dem menschlichen Geschlechte Abscheu

vor der falschen Klugheit dieses Politikerts zu erregen, die groben Widersprüche aufgedeckt, in die er gefallen ist, und an Stellen, wo es mir schicklich schien, etwas Muntres in die Schrift zu bringen gesucht. Man belehrt immer schlecht, wenn man Langeweile erregt; und die große Kunst besteht darinn, daß man den Leser nicht zum Gähnen bringt.

Es gehörten weder Herkules Kräfte dazu, um Machiavell's Ungeheuer zu bezähmen, noch Bossuet's Beredsamkeit, um denkenden Wesen zu beweisen, daß unmäßiger Ehrgeiz, Verrätherey, Treulosigkeit und Mordsucht Laster sind, die sich nicht mit dem Glücke der Menschen vertragen, und daß die wahre Politik der Könige und jedes rechtschaffnen Mannes im Gut- und Gerechtseyn besteht.

Ich bin entzückt darüber, daß Sie sich noch an einen Ort erinnern, wo man Ihr Andenken ewig erhalten wird. Sie sind bey uns unsterblich, und der Name Algarotti wird in Rheinsberg eben so oft genannt werden, als der Gott Terminus bey den Römern. In Vergleichung mit dem niedrigen und verächtlichen Schwarm von Menschen, welche nicht denken, sehe ich die geistreichen Leute wie Seraphine an. Ich stehe gern in Briefwechsel mit diesen höheren Wesen, die, wenn Sie keinen Körper hätten, ganz Geist wären, und der Kern der Menschheit sind.

Seyn Sie so gütig, den Lord Baltimore, dessen Charakter und Denkart ich wahrhaftig hochschätze, meiner Freundschaft zu versichern. Ich hoffe, er wird meine Epistel über die Denkfreyheit der Engländer erhalten haben.

Vergessen Sie die Freunde nicht, die Sie sich hier dadurch, daß Sie sich bloß zeigten, erwarben, und schließen Sie hieraus, was erst dann geschehen würde, wenn wir das Vergnügen hätten, Sie immer zu besitzen.

Ich bin mit wahrer Hochachtung, mein lieber Algarotti, u. s. w.

3.

(Fragment.)

Ottmachau, d. . Jänner 1741.

Auf allen den sechzig Meilen, die ich gereist bin, habe ich keinen Sterblichen gefunden, der sich mit Padua's Schwane vergleichen liesse. Für ein Genie, das dem Ihrigen ähnlich wäre, wollte ich gern zehn Quadratmeilen Land geben.

Aber ich bemerke, daß ich Sie so eben bitten wollte, wieder zu mir zurückzukehren, da sie dort noch nicht angelangt sind *). Eilen Sie also, dahin zu kommen, Ihren Auftrag zu erfüllen und zu mir zurückzufliegen.

4.

(Im April 1764.)

Ich habe aus Ihrem Briefe an mich geschlossen, daß Sie krank seyn müßten. Die zitternde Hand darinn hat mich erschreckt und mir unendlichen Kummer verursacht. Möchten Sie sich doch bald wieder erholen! Mit welchem Vergnügen würde ich diese gute Nachricht hören!

*) Der Graf Algarotti war auf einer Reise nach Turin, wo er einen geheimen Auftrag für den König ausrichten sollte.

Zwar verstehen die hiesigen Aerzte sich nicht besser darauf, wie Ihre dortigen, das Leben der Menschen zu verlängern; aber doch hat einer von unsern Aeskulapen vor kurzem einen Hektiker geheilt, bey dem die Lunge weit heftiger angegriffen war, wie bey Maupertuis, als Sie ihn hier sahen.

Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie mir ihren statum morbi schicken, um zu sehen, ob Ihnen der Rath dieses Arztes nicht einige Hülfe schaffen kann. Ich würde den Augenblick, in welchem ich die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit bewirken könnte, für einen der glücklichsten in meinem Leben halten. Von ganzem Herzen wünsche ich, sie möge bald stark genug seyn, daß Sie hieher zurückkehren können. Dann würde ich Ihnen eine Sammlung von Gemälden zeigen, die ich aus der Schule Ihrer Landsleute zusammengebracht habe. Ich sage von diesen und den französischen Malern, wie Boileau von den Dichtern:

Jeune j'aimois Ovide, vieux j'estime Virgile.
Jung, liebt' ich den Ovid, alt, acht' ich den Virgil.

Dafür, daß Sie an dem, was mich betrift, Antheil nehmen, bin ich Ihnen sehr verbunden. Uebrigens seyn Sie überzeugt, daß ich keine angenehmere Nachricht bekommen kann, als wenn ich durch Sie selbst erfahre, daß Sie gänzlich wieder hergestellt sind. *)

An

*) Der Graf Algarotti erhielt diesen Brief, als er in Pisa tödtlich krank lag, und kaum noch so viele Kraft hatte, daß er ihn sich vorlesen lassen konnte. Der König hat von 1741 bis 1764 wenigstens von Zeit zu Zeit Briefe an ihn geschrieben, die auch noch existiren. Man hat sie sich aber, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht verschaffen können.

An Maupertius.

(1740.)

Mein Herz und meine Neigung erregten bey mir von dem ersten Augenblick an, da ich zur Regierung kam, das Verlangen, Sie hier zu haben, damit Sie der berlinischen Akademie die Gestalt gäben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. So kommen Sie denn, und propfen Sie in diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, damit er blühen möge. Sie haben der Welt die Figur der Erde gezeigt; zeigen Sie nun auch einem Könige, welches Vergnügen es ist, einen Mann, wie Sie, zu besitzen.

An Se. Hochfürstl. Durchlaucht den Herzog Karl Eugen von Wirtemberg *).

1.

d. 6. Febr. 1744.

Mein Herr Vetter,

Nehmen Sie den Rath, den Sie von mir erhalten, als einen wahren Beweis meiner Zärtlichkeit auf, und seyn Sie überzeugt, daß ich Ihnen nie etwas Aehnliches gegeben

*) Der itzt regierende Herzog von Wirtemberg lebte die beyden letzten Jahre seiner Minderjährigkeit in Berlin unter den Augen des Königs. Im Januar 1744 ward er, ob er gleich erst 16 Jahr alt war, durch die Verwendung desselben, für volljährig erklärt. Bey dem Abschiede erhielt er den obenstehenden Brief, nebst den darauf folgenden Regentenlehren.

geben haben würde, wenn mir nicht Ihre Tugenden und Talente eine so hohe Meynung von Ihnen eingeflößt hätten. Sehen Sie mich als Ihren wirklichen Freund an, in den Sie Vertrauen setzen können, und der Sie hoch genug achtet, um Ihnen nie die Wahrheit zu verbergen.

Mich knüpft nur ein Interesse an Sie: die Ehre. Ich glaube, die meinige beruhet darauf, Sie von Ihren Unterthanen geliebt, von ganz Europa bewundert, und auf die Art glücklich zu sehen, wie man sich selbst dazu machen kann; ferner mein Urtheil über den **Herzog von Wirtemberg**, „daß bey ihm die Tugend den Jahren zuvorgeeilt sey,“ einmüthig bestätigen zu hören.

Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo ich Sie hier umarmen werde, ob ich Sie gleich zu sehr liebe, als daß ich Ihre Abreise ohne Bedauern sehen sollte. Lassen Sie meinen Gesinnungen immer Gerechtigkeit widerfahren, und seyn Sie überzeugt, daß ich bin ꝛc.

2.

Mein Herr,

Ich habe Antheil an Ihrer Majoritäts-Erklärung gehabt, und interessire mich um so mehr für das Glück Ihrer Regierung, da ich mir einbilde, das Gute und Böse derselben werde gewissermaßen auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich für verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie nun kommen werden, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich gehöre nicht zu denen Leuten, die aus Dünkel und Eitelkeit, anstatt Rath, nur Befehle zu geben wissen, ihre Meynungen

für

für untrüglich halten, und immer verlangen, daß ihre Freunde nur durch sie denken, handeln und athmen sollen.

So lächerlich diese Anmaßung auf der einen Seite wäre, so strafbar würde ich auf der andern seyn, wenn ich Ihnen das nicht sagte, was gewiß keiner von Ihren Dienern und Unterthanen Ihnen zu äußern Dreistigkeit genug hat, oder auch aus persönlichem Eigennutz nicht sagen will.

Es ist gewiß, daß man allgemein die Augen auf den Debüt eines Mannes richtet, der den öffentlichen Schauplatz betritt; und gewöhnlich bestimmen die ersten Handlungen das Urtheil des Publikums. Wenn Sie Ihren Ruf sogleich gründen, so erwerben Sie sich das Vertrauen desselben, das, meines Erachtens, für einen Suverän höchst wünschenswerth ist.

Sie werden allenthalben Personen finden, die Ihnen schmeicheln und nur darauf ausgehen, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um dann Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie zu regieren; ferner noch eine andre Art von Leuten, besonders unter den Räthen, welche sich sorgfältig bemühen werden, Ihnen die Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu verbergen, um diese nach ihrer Willkühr zu leiten. Man wird Ihnen die leichtesten Sachen schwer vorstellen, um Sie von der Arbeit abzuschrecken; und Sie werden finden, daß alle den Plan gemacht haben, Sie unter der Vormundschaft zu behalten, und zwar bey dem schönsten äußeren Schein, und auf eine für Sie sehr schmeichelhafte Weise.

Sie fragen mich, was hierbey zu thun sey? Sie müssen sich Kenntnisse von allen Finanzangelegenheiten erwerben; irgend einen Sekretär wählen, der als Subaltern

altern darinn gearbeitet hat, und ihm eine gute Belohnung versprechen, damit Sie von allem, was Sie selbst betrift, unterrichtet werden. Die Finanzen sind die Seele eines Landes; wenn Sie dieses Fach gut verstehen, so wird das Uebrige immer in Ihrer Gewalt seyn.

Ich habe an vielen deutschen Höfen den Mißbrauch bemerkt, daß die Minister der Fürsten den Titel „kaiserliche Minister" hatten, wodurch sie sich denn vor Bestrafungen sicherten. Sie sehen selber ein, wie nachtheilig es für Sie wäre, wenn Sie dies litten.

Ich muß Ihnen ferner sagen, daß Sie zwey Räthe bey der Staatsverwaltung finden, vor denen Sie sich in acht zu nehmen haben. Der eine heißt **Bilfinger**, der andre **Hardenberg** *). Es ist nun Ihre Sache, sie zu prüfen, und zuzusehen, wie weit Sie ihnen trauen können.

Seyn Sie fest in Ihren Entschlüssen. Wägen Sie, ehe Sie einen fassen, das **Für** und das **Wider**; aber wenn Sie einmal Ihren Willen erklärt haben, so gehen Sie um alles in der Welt willen nicht davon ab: sonst wird jeder Ihres Ansehens spotten, und Sie für einen Mann halten, auf den man nicht bauen kann.

Nach einer vormundschaftlichen Regierung muß es an Ihrem Hofe nothwendig Intrigen geben. Strafen Sie sogleich die Anstifter der ersten streng; dann wird sich jeder hüten, dem Beyspiele derselben zu folgen. Güte am unrechten Ort ist Schwäche, so wie Strenge ohne

Noth

*) Schon in Meiners und Spittlers historischem Magazin, wo dieser Brief zuerst bekannt gemacht ward, ist angemerkt worden, daß der König beyde würdige Männer verkannt hat.

Noth ein Verbrechen. Man muß beyde vermeiden, obgleich nur ein edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Güte fällt.

Denken Sie nicht, das Land Wirtemberg sey für Sie geschaffen; sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk darinn glücklich zu machen. Ziehen Sie immer den Wohlstand desselben Ihren Vergnügungen vor. Wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Unterthanen aufzuopfern wissen, so werden Sie nicht nur das Vergnügen Ihres Landes, sondern auch die Bewunderung der Welt seyn.

Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit, zu befördern, welche die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfes ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir alle blind, und irren auf verschiednen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte?

Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt. Können elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen, so thun sie es nur durch Wohlthaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewaltthätigkeiten, die sie an hartnäckigen Köpfen ausüben. Ja, wenn auch die wahre Religion, d. h. die Menschlichkeit, Sie nicht zu diesem Verfahren verbände, so muß es doch die Politik thun, da alle Ihre Unterthanen Protestanten sind. Toleranz wird machen, daß sie angebetet, Verfolgung, daß Sie verabscheuet werden. Die

Die Lage Ihres Landes, das an Frankreich, und an die Staaten des Hauses Oestreich gränzt, verpflichtet Sie, gegen diese beyden mächtigen Nachbaren ein abgemessenes und gleichmäßiges Betragen zu beobachten. Aeußern Sie für keinen von Beyden Vorliebe, damit man Sie nicht der Partheylichkeit beschuldigen könne; denn beyde würden, je nachdem sie glücklich wären, es Sie unfehlbar entgelten lassen, wenn sie Grund zu Vorwürfen gegen Sie zu haben glaubten *).

Halten Sie sich immer zu dem Reiche und dem Oberhaupte desselben. Sie haben sonst keine Sicherheit gegen die Ehrsucht und die Macht Ihrer Nachbaren, als wenn Sie die Reichsverfassung aufrecht erhalten. Seyn Sie stets ein Feind dessen, der Sie umzustürzen sucht; denn in der That will er, daß Sie zugleich eben das Schicksal treffen soll. Verachten Sie das Oberhaupt des Reiches in seinem Unglück nicht, und halten Sie es so sehr mit ihm, als Sie es können, ohne sich mit in sein Unglück zu verwickeln.

Nutzen Sie Ihre Jugend, ohne sie zu mißbrauchen. Lassen Sie einige Jahre für das Vergnügen hingehen; dann denken Sie darauf, sich zu vermählen. Das erste Feuer der Jugend ist nicht geschickt zur Ehe, und man glaubt schon äußerst lange treu gewesen zu seyn, wenn man es drey Jahre gewesen ist.

Nehmen Sie eine Prinzessinn aus einem zu großen Hause, so wird sie Ihnen durch Ihre Hand eine Gnade zu erzeigen glauben. Dies veranlaßte für Sie einen ver-

*) Man muß sich erinnern, daß Frankreich und Oestreich damals gegen einander Krieg führten.

verderblichen Aufwand, und Sie hätten keinen andern Vortheil davon, als daß Sie der Sklave Ihres Schwiegervaters wären. Wenn Sie eine Gemahlinn wählen, die mit Ihnen ungefähr von gleichem Range ist, so werden Sie glücklicher leben; denn Sie sind dann ruhiger, und die Eifersucht, zu welcher große Fürsten ihren Ehehälften immer Gelegenheit geben, fällt Ihnen nicht zur Last.

Verehren Sie Ihre Mutter als die Urheberinn Ihres Lebens. Je größere Achtung Sie ihr beweisen, desto größere Achtung wird man gegen Sie selber haben. Geben Sie immer nach, wenn etwa ein Zwist unter Ihnen entstehen sollte. Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Gränzen. Man kann getadelt werden, daß man zu wenig, aber nie, daß man zu viel äußert.

Auf gleichgültige und folglich willkührliche Dinge lasse ich mich nicht weitläufiger ein. Aus zärtlicher Zuneigung zu Ihnen werde ich immer aufrichtigen Antheil an Ihrer Zufriedenheit nehmen, und es mit unaussprechlicher Freude hören, wenn Ihre Unterthanen Sie loben und segnen; auch werde ich Gelegenheiten, Ihnen nützlich seyn zu können, mit der äußersten Begierde ergreifen.

Mit einem Worte, es giebt kein Glück, mein lieber Herzog, das ich Ihnen nicht wünsche, und eben so keines, dessen Sie nicht würdig wären.

Friedrich.

An Herrn Heinrich von Katt.

1.

Neustadt (bey Meißen) den 24. November 1760.

Sie sind zu einer Zeit nach Berlin gekommen, wo Sie nur traurige Spuren von dem finden werden, was die Stadt ehemals war. Von unsrer Lage machen Sie sich zu glänzende Vorstellungen. Sie ist nicht so, wie Sie denken.

Beneidet sind wir fern; doch hier — hier seufzen wir.

Wir haben uns wie Verzweifelnde geschlagen *), um die verwünschte Stellung vom vorigen Jahre wieder zu gewinnen. Darum ist denn so vieles Blut vergossen worden! Aber hätten wir die Schlacht nicht geliefert, so wären wir vielleicht bey den Antipoden.

Seyn Sie doch so gut, dem kleinen **Beausobre** zu sagen, daß er mir einen vollständigen Cicero, einen Xenophon, eine gute Logik aus dem Port-royal, **Voltäre'ns** Pucelle, und seinen pauvre Diable (armen Teufel **) schicken soll.

Ich erwarte Sie in Meissen, mein Lieber. Die Arbeiten, die man dort macht, gleichen an Zerbrechlichkeit dem Glücke der Menschen! — Ich beschäftige mich hier mit Anstalten zu meinen Winterquartieren. Man möchte sich dem Teufel ergeben, wenn einer existirte! Leben Sie wohl, mein Lieber. Glückliche Reise.

2.

*) Bey Torgau.

) Eine Satyre von **Voltaire. Etting. Ausg. T. XIV. p. 127.

2.

Im Lager zu Strehlen, d. 18. Nov. 1761.

Hier schicke ich Ihnen die Ode verbessert wieder *). Für die Bemerkungen, die Sie mir mitgetheilt haben, bin ich Ihnen verbunden. Sie geisseln mich mit Rosen; es wäre noch vielerley zu sagen gewesen. Hätte ich Zeit und Genie, so würde ich es besser machen. Die meisten Stellen, die Sie, wie der Abbe d'Olivet kritisiren, habe ich verändert. Bey einigen andern bin ich nachsichtig gegen mich selbst gewesen. Theseus ist, denke ich, nicht am unrechten Orte angeführt; er gieng mit dem Pirithous in die Unterwelt hinunter, konnte ihn aber nicht wieder zurückbringen. Darum glaubte ich denn, sagen zu können:

Ich wäre glücklicher
Als Theseus, brächte dann
Aus dem Elisium
Den jungen Held zurück.

Ihr Zufall ist unangenehm **); indeß glaube ich, wenn Sie folgsam wären, würde ein guter Wundarzt Sie heilen. Leben Sie wohl. Ich will lesen, um meine Sorge und meinen Schmerz, die mich allenthalben hin begleiten, einzuwiegen und einzuschläfern. Wenn ich mich nicht von ihnen befreyen kann, so will ich sie wenigstens betäuben. Leben Sie wohl.

3. *)

*) An die Herzoginn von Braunschweig. B. VI.

**) Herr von Katt hatte sich durch einen Fall vom Pferde stark beschädigt.

3. *)

d. . . November 1764.

Ich beschäftige mich mit meinem Mark-Aurel und meinem Zeno. Das paßt zu meinem Alter, zu meiner Lage und zu allen Gegenständen, die mich umringen. Sie sind heiter, und wollen mit Recht die Täuschungen nicht verlassen, die Ihnen schmeicheln; daher gebe ich Ihnen denn etwas in Epikur's Manier. In Ihrem Alter hatte auch ich ihn zum Lehrer; aber ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie in dem meinigen sind, zu Zeno und unsern andern Stoikern kommen. Diese geben uns wenigstens ein Schilf, um uns darauf zu stützen, wenn das Unglück uns niederschlägt, da Epikur nur im Schooße des Glückes Aufnahme finden kann. So hat denn alles seine Zeit. Sie sind in der, die Blumen und Früchte hervorbringt; ich aber in der, wo die Blätter abfallen und die Bäume vertrocknen. Leben Sie wohl.

4.

d. 14. April 1762.

Haben Sie Dank für das, was Sie mir geschickt haben, und für die Bücher, die ich aufhäufe, um meinen Geist im nächsten Winter zu nähren, wenn ich noch am Leben bin. Ich bewundre Sie, mein Lieber, mit Ihrer guten Hoffnung und Ihren Kombinationen. Mein Glaube ist nicht so lebendig, wie der Ihrige. Ich sehe nicht besser in die Zukunft, als ein Gänschen, und bin, ohne zuver-

*) Mit diesem Briefe überschickte der König dem Herrn von Katt die Epistel. S. Hinterl. W. Fr. II.

zuverlässige Nachrichten zu haben, bis auf den heutigen Tag von Fußangeln, Fallstricken und Abgründen umgeben. Den 20sten werden aus Rußland und aus Konstantinopel Nachrichten kommen. Sagen Sie dem guten Markis: wenn ich ihm etwas Angenehmes mitzutheilen hätte, so würde ich nicht damit säumen. Indeß mögt Ihr alle wissen, daß der Friede mit Schweden und mit Rußland zu gleicher Zeit zu Stande kommen wird.

Ich lese jetzt den Fleury. Aber da meine Unruhe schon wieder anfängt, so geht es mit meiner Lektüre nicht so geschwind, als in diesem Winter. Ich freue mich über Ihre Zurückkehr. Leben Sie wohl, mein Lieber. Wollte doch der Himmel, daß ich Ihnen bey Ihrer Ankunft gute Neuigkeiten mittheilen könnte.

Quintus redet mir von deutschen Büchern, die ich nicht kenne und auch nicht kennen will. Ich habe ihm die Annalen aller berühmten Räuber von Karl'n V. bis auf unsre Zeiten in usum der Freykorps versprochen. Leben Sie wohl, mein Lieber. Kommen Sie bald zurück.

5.

Im Lager zu Seitendorf, d. 15. Jul. 1762.

Sie reden so von meinen Versen, als wenn sie etwas taugten; aber ich versichre Sie, daß ich selbst wohl einsehe, wie matt und fehlerhaft sie sind. Wenn es mir nicht an Zeit fehlt, so mache ich sie etwas weniger schlecht. Doch diese, die ich bey Sorgen, Unruhe und Noth, den gewöhnlichen Gefährten der Kriegesexpeditionen, geschrieben habe, taugten nur für den Augenblick,

blick, und um der Person zu schmeicheln, für die sie bestimmt sind. Die Frauenzimmer nehmen es nicht so genau; alle Verse, in denen man ihnen Süßigkeiten sagt, scheinen ihnen gut. Die gegenwärtigen werden, glaube ich, ihre Bestimmung erfüllen, da sie nur gefallen sollen, und keine strenge Prüfung von einem d'Olivet oder Freron auszuhalten haben.

Wir machen hier nichts, als Armseligkeiten. Ich schäme mich meines Feldzuges. Es nimmt noch nicht die Wendung, die ich wünschte, und ich fürchte sehr, daß das, was ich Ihnen diesen Winter sagte, buchstäblich in Erfüllung geht. Den 20sten*) werden wir sehen, wie es ausfallen wird. Ich kann mich nur mit Mühe beruhigen. Bisweilen behalten Mark-Aurel und die Stoiker die Oberhand; aber oft bekommt auch die Natur das Uebergewicht, und macht, daß die Philosophie verstummt. Der Himmel stehe uns bey, und gebe uns irgend einen großen Vortheil, der es endlich zu dem so sehr gewünschten und so nöthigen Frieden bringt! Noch wäre ein Schimmer von Hoffnung von Seiten der Leute ohne Vorhaut übrig, wenn man sich auf ihr Wort verlassen könnte; aber Fabriz, den ich gelesen habe, macht, daß ich zittre, und ich fürchte, wir werden keinen Nutzen von ihnen ziehen. Leben Sie wohl, mein Lieber, werden Sie wieder gesund, und kommen Sie, wenn wir die Belagerung von Schweidnitz unternehmen können. Vale, vale.

6.

---

*) Der König wollte an diesem Tage die Oestreicher angreifen, und sie von Schweidnitz entfernen.

6.

Im Lager zu Seitendorf, d. 17. Jul. 1762.

Ach! mein Lieber, so eben bekomme ich eine Nachricht, die mich zu Boden schlägt, und die Sie in Breslau leider! nur zu bald erfahren werden. Ich bin so bestürzt und bekümmert, daß ich noch nicht weiß, wohin ich mich wenden soll. Für mich giebt es nur Schimmerblicke von Hoffnung; aber wesentliches Unglück drückt mich zu Boden. Die schönen Prophezeyhungen sind nun alle zu Schanden geworden *); und Gott weiß, was für ein Schicksal mich noch erwartet. Leben Sie wohl, mein Lieber. Mein Herz ist so voll Kummer, daß ich Ihnen unmöglich mehr sagen kann **).

7.

(d. . 176 . .)

Diesen Nachmittag kommen Sie nur nicht. Jedermann geht nach Sanssouci, und man wird erst gegen Abend wieder zurückkehren. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit †). Das Fieber ist eine häßliche Sache.

 So

*) Man hatte dem Könige prophezeihet: er werde in diesem Jahre eine Schlacht gewinnen, und der Friede zu Stande kommen; und er hörte dergleichen zuweilen zum Zeitvertreibe an.

**) Unter das Kouvert dieses Briefes hatte der König noch einen Zettel mit den Worten gelegt: „Mein lieber Peter der Dritte vom Throne gestürzt, todt! Ist irgend ein Schicksal dem meinigen gleich!"

†) Herr von Katt hatte das Fieber.

So jage sie, was man auch sagt,
Aus ihrem stolzen Zimmer fort,
Wo die Megära unverschämt
Dein schönes Leben morden will.

Ich für mein Theil bin kein junger und leckerer Bissen, und darum hat sie mich nur viermal mitgenommen. Wahrscheinlich fand sie mich nicht nach ihrem Geschmack. Uebrigens bin ich durch den Gebrauch der China in der Meynung bestätigt worden, daß dies Spezifikum gegen das Fieber sicherer ist, als das Weihwasser gegen den Teufel.

Ueber den Brief, den ich bekommen habe, und den ich Ihnen mittheile, sage ich Ihnen, was Sie auch selbst sehen können: daß die Gelehrten, zur Schande unsers Jahrhunderts, eben so eigennützig werden, als die Finanziers. Der Toussaint hat in Brüssel nichts, und schlägt 500 Thaler, nebst einer Stelle in der Akademie aus, die man ihm anbietet. Dies philosophische Säkulum ist sehr unphilosophisch; ich schäme mich seiner.

Einen Professor der französischen Sprache haben wir nicht nöthig, wohl aber einen Grammatiker, einen Puristen. Ich bitte Sie, sehen Sie doch zu, was wir mit dem Mann anfangen können, der bey der Königinn von Frankreich in Ungnade gefallen ist, weil er gesagt hat: „eine Königinn, die ihr Gemahl verlasse, werde gewöhnlich andächtig.“ Das ist sehr gut französisch, und sehr akademisch; aber eben nicht politisch. Ich hoffe, es wird mit Ihrem Fieber besser gehen. Leben Sie wohl.

8.

Im Bade zu Landeck in Schlesien,
den 22. August 1765.

Mein Lieber, ich schreibe Ihnen im Wasser, worinn ich mehr lebe, als auf dem Lande. Nach gerade werde ich ein Fisch oder eine Ente; was von beyden, weis ich selbst nicht. Es wäre nur ein Ovid nöthig, um meine Metamorphose zu besingen. Wie dumm sind doch unsre guten Berliner! Man schreibt mir, daß sie mich für geschwollen ausgeben. Was wird erst dann geschehen, wenn sie mich mit Schuppen bedeckt und mit Floßfedern geziert erblicken? Ohne Zweifel werden Sie mich für den bunten Fisch halten. Nun, was liegt daran? Ich befinde mich besser, meine Beine bekommen unvermerkt ihre Elastizität wieder, und die Man sagt schaden ja niemand.

Nun habe ich noch acht Stunden zu baden. Die werde ich in zwey Tagen abthun, und glaube den 14ten oder 15ten nächsten Monats wieder in Berlin zu seyn. Das heißt doch wenigstens, eine Sache geschwind expediren. Aber unser guter Markis *) scheint mir unbegreiflich. Könnte er mir nicht, nach seiner edlen Gewohnheit, auf einem Streif Papier schreiben, und mir sagen, wo er ist, und weshalb er so lange ausbleibt? Wenn er noch zaudert, so werde ich aus Vermuthungsgründen beweisen, daß er in einem tiefen unterirdischen Loche eingeschlossen, oder bettlägerig ist, und daß wir ihn nicht eher als im Thale Josaphat wieder sehen werden. Welch ein Mensch! welch ein Mensch!

*) D'Argens.

Ich habe hier alle Originale aus der Gegend gesehen; unter andern einen alten Grafen, über dessen Physionomie und wunderlichen Anzug ich bey dem bloßen Anblick beynahe laut aufgelacht hätte. Er fieng an zu reden, mein Lieber; und nun war es unmöglich, an sich zu halten. Meine Neffen besonders brachen in ein helles Gelächter aus. Aber wir fanden mancherley halb gute, halb schlechte Vorwände, um unsre Lustigkeit zu entschuldigen; und unser gute Gesellschafter ließ sich von dem Beyspiel der jungen Leute hinreißen, und lachte, ohne es zu wissen, so herzlich als möglich über sich selbst. Indeß kann er sich wohl trösten. Er hat an liegenden Gründen über 600,000 Thaler. Ich wünsche Ihnen eben so viel; aber seine Lächerlichkeit nicht mit. Denn wenn man dabey auch die ganze Welt in Besitz hätte, so würde man doch das gedrückteste und elendeste Geschöpf auf der ganzen Erde seyn.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich will zu Bette gehen. Bleiben Sie gesund.

9.

Silberberg. d. 25. Febr. 1779.

Ich danke Ihnen für das, was Sie mir geschickt haben. Es wird eine gute Nahrung seyn. Da würde denn bald Friede werden. Die Propheten thun wohl daran, daß sie doppelte Weissagungen haben; wenn die eine nicht eintrift, so schiebt man die andre vor. Zwey Jahre Krieg, ein Jahr Krieg — irgend etwas von dem allen muß wohl geschehen.

An

An die Schauspielerin, von der der Fürst Repnin mit Ihnen gesprochen hat, wird es nicht eher Zeit seyn zu denken, als bis alle Unruhen wirklich beygelegt sind. Wie viel Papier wird man noch besudeln müssen, ehe es bis dahin kommt. Ich glaube wohl, was Sie mir sagen: daß der Friede jedermann Vergnügen macht; der Bauer, der Edelmann und der Bürger verlieren nothwendig, wenn der Krieg lange dauert. Aber dieser Krieg und dieser Friede sind nur Armseligkeiten, das Werk eines erschöpften Greises ohne Kräfte und ohne Leben. Ich habe mir oft die Verse aus dem Boileau vorgesagt:

Elender, laß in Ruh Dein schon ergrautes Roß,
Und fürchte, daß einst schnell, entkräftet, athemlos
Es niederstürzt, und dann den Herrn im Sande läßt.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Machen Sie, daß Sie von dem Fieber frey werden.

An die Gräfin von Kamas *).

1.

Neustadt, d. 11. Nov. 1760.

Ich antworte Ihnen pünktlich, und eile, Sie zu befriedigen. Es ist doch sonderbar, wie die Alten zusammen treffen! Schon seit vier Jahren habe ich auf die Soupers

*) Geborne von Brand, Wittwe des Obersten von Kamas, und gewesene Oberhofmeisterin bey der Königin Mutter.

Soupers Verzicht gethan, da sie sich mit der Lebensart, die ich treiben muß, nicht vertragen; und an den Marschtagen besteht mein Mittagessen in einer Tasse Schokolade. Wir sind, ganz aufgeblasen von unserm Siege, wie unsinnig gelaufen, um zu versuchen, ob wir nicht die Oesterreicher aus Dresden vertreiben könnten. Aber sie haben sich oben auf ihren Bergen über uns lustig gemacht. Ich bin wieder hingegangen, wo ich hergekommen war, wie ein kleiner Junge, und habe mich aus Verdruß in einem der verwünschtesten Dörfer in Sachsen versteckt. Jetzt muß man die Herren Reicher *) aus Freyburg und Chemnitz verjagen, damit wir zu leben und Dach und Fach haben.

Ich schwöre Ihnen, es ist ein verwünschtes Leben, das Don-Quixotte'n ausgenommen, noch Niemand so geführt hat, wie ich. Ueber alles das Wesen, alle die Unordnung, die gar kein Ende nimmt, bin ich so alt geworden, daß Sie mich kaum wieder kennen werden. Auf der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau; meine Zähne zerbrechen und fallen aus; mein Gesicht ist so runzlicht, wie der Falbala an einem Weiberrock; und mein Rücken so gekrümmt, wie bey einem Mönch de la Trappe. Ich sage Ihnen das alles zuvor, damit Sie, wenn wir uns etwa noch in Fleisch und Beinen wieder sehen, am meiner Figur nicht gar zu großen Anstoß nehmen. Nur mein Herz ist unverändert geblieben, und wird, so lange ich athme, Gesinnungen voll Achtung und zärtlicher Freundschaft für meine gute Mama behalten. Leben Sie wohl.

2.

*) So pflegte der König die Reichstruppen im Scherz bisweilen zu nennen; daher hat der Uebersetzer das CERCLES hier damit ausgedrückt.

2.

d. 27. November 1760.

Sie sehen, liebe Mama, wie thätig Sie bedient werden. Hier ist der Tabak.

Wir ordnen hier unsre Winterquartiere an. Ich habe nur noch eine kleine Reise zu machen; dann will ich in Leipzig Ruhe suchen, wenn sie anders da zu finden ist. Aber für mich ist sie nur ein metaphysisches Wort, ohne alle Realität. Unter uns, liebe Mama, das Leben, das wir führen, ist ganz verwünscht; aber man muß eine gute Mine bey dem schlimmen Spiele machen.

Leben Sie wohl, meine Allerbeste. Vergessen Sie mich nicht. Sie thäten daran sehr Unrecht; denn niemand liebt und achtet Sie mehr, als ich.

3.

d. 3. Dezember 1760.

In der That, liebe Mama, Sie haben viele Erfahrung, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Der Vorfall, der sich ereignet hat, ist ganz alltäglich. Es giebt keinen Hof, ja sogar kein Kloster, wo sich nicht dergleichen zutrüge. Ich für meinen Theil bin gegen die Schwachheiten unserer Gattung sehr nachsichtig, und steinige die Hofdamen nicht, die Kinder bekommen. Sie pflanzen unser Geschlecht fort, anstatt daß jene düstern Politiker es durch ihre verderblichen Kriege vernichten. Ich gestehe Ihnen, daß mir die allzuzärtlichen Temperamente lieber sind, als jene Keuschheitsdrachen, die Ihresgleichen zerfleischen,

oder

oder als jene intriganten Weiber, die im Grunde boshaft sind und nichts als Schaden anstiften. — Das Kind muß man gut erziehen und die Familie nicht beschimpfen. Das arme Mädchen soll ohne Aufsehen vom Hofe entfernt, ihr guter Name aber so viel geschont werden, als möglich.

Wir werden Frieden bekommen, liebe Mama; und ich nehme mir vor, wenn ich das Vergnügen habe, Sie wieder zu sehen, unter vier Augen recht mit Ihnen zu lachen. Leben Sie wohl, liebe Mama. Ich umarme Sie.

4.

Meissen, d. 20. Dezember 1760.

Hier schicke ich Ihnen eine Kleinigkeit, liebe Mama, zum Andenken an mich. Sie können entweder Schminke, oder Schönpflästerchen, oder Taback, Zuckerwerk und Pillen in diese Tabatiere hinein thun. Aber was für Gebrauch Sie auch davon machen — denken Sie wenigstens, wenn Sie diesen Hund, das Sinnbild der Treue, sehen, daß der, welcher sie Ihnen schickt, an Zuneigung und Treue gegen Sie alle Hund in der Welt übertrift, und daß seine Ergebenheit für ihre Person ganz und gar nicht so zerbrechlich ist, wie die Materie, die hier fabrizirt wird.

Ich habe hier für Jedermann Porzellan bestellt: für Schönhausen, für meine Schwägerinnen; mit einem Wort: ich bin jetzt nur an dieser zerbrechlichen Waare reich, und hoffe, wer etwas davon bekommt, werde es für baares Geld annehmen; denn, wir sind bettelarm, gute Mama, und haben weiter nichts übrig, als die Ehre, den Degen und — Porzellan.

Leben Sie wohl, meine liebe, gute Mama. Gefällt es dem Himmel, so werde ich Sie noch von Angesicht zu Angesicht wieder sehen, und Ihnen das, was ich gesagt habe, mündlich wiederholen. Aber, wie ich es auch anfangen mag — ich werde das, was mein Herz empfindet, immer nur sehr unvollkommen ausdrücken können.

5.

Im Hauptquartier zu Bettlern,
d. 8. Junius 1762.

Ich bin vollkommen überzeugt, meine liebe Mama, daß Sie an dem Guten, das uns begegnet, aufrichtigen Antheil nehmen. Nur sind wir leider so weit herunter gewesen, daß wir jetzt alle Arten von glücklichen Vorfällen nöthig haben, um wieder empor zu kommen; und zwey wichtige Friedensschlüsse, die sonst allenthalben die Ruhe wieder herstellen könnten, bahnen für jetzt nur einen Weg, den Krieg weniger unglücklich zu endigen.

Ich wünsche von ganzem Herzen, der Himmel möge Sie so lange erhalten, bis ich Sie sehen, hören und umarmen kann. Allem Anschein nach, können Sie und Andre bald wieder ruhige und friedliche Einwohner von Berlin seyn. Wir aber — wir werden Krieg führen müssen, bis die natürliche Wärme ausgeht. Indeß muß es ja doch endlich ein Ende nehmen! Die einzige angenehme Aussicht, die mir bey dem Frieden noch übrig bleibt, ist die, daß ich Sie mündlich versichern werde, liebe Mama, mit wie vieler Hochachtung ich Ihr treuer Freund bin.

6.

d. 27. Junius 1762.

Ich freue mich, liebe Mama, daß Sie so guten Muth haben, und fordre Sie auf, ihn noch zu verdoppeln. Alles endigt ja; und so muß man hoffen, daß doch dieser verwünschte Krieg nicht einzig und allein in der Welt ewig seyn wird. Seitdem der Tod einer gewissen lockern Dame im Norden den Garaus gemacht, hat sich unsre Lage vortheilhaft geändert, und wird erträglicher, als sie war. Man muß nun hoffen, daß sich nun noch dies oder jenes Gute ereignen wird, das man benutzen kann, um zu einem guten Frieden zu gelangen.

Sie reden von Berlin. Ich wünschte sehr, Sie alle zusammen dort zu wissen. Doch, wenn Sie hingiengen, so wollte ich just nicht, daß Sie Vögeln gleich wären, die auf einem Zweige sitzen, sondern daß Sie mit aller gehörigen Würde da bleiben könnten. Daher warte ich nur auf den Augenblick, wo ich diese Sicherheit für ganz zuverläßig halten werde, um Ihnen dann zu schreiben, daß Sie wieder dahin gehen sollen.

Nimmt Alles ein gutes und ehrenvolles Ende — wie will ich dann den Himmel preisen, liebe Mama, daß ich Sie wieder sehen und umarmen kann! Ja, ja: umarmen; denn Sie haben ja doch in der Welt keinen Liebhaber mehr, als mich. Sie können mich nicht eifersüchtig machen, und zur Belohnung meiner Beständigkeit und Treue kann ich mit Recht einen Kuß fordern. Darauf mögen Sie sich nur gefaßt halten. Finette mag dazu sagen, was sie will, und wenn sie auch vor Aerger sterben sollte; denn seitdem ihr Dük todt ist, hat sie ja niemand mehr, der sie küßt.

Leben

Leben Sie wohl, liebe Mama. Verzeihung für die Armseligkeiten, die ich Ihnen schreibe. Sie kommen daher, weil ich allein bin, bisweilen meine Sorgen vergesse, Sie liebe, und das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, gern benutze.

7.

Peterswalde, d. 29. Oktober 1762.

Ich wünschte, alle Tage eine Festung einnehmen zu können, damit ich immer allerliebste Briefe von Ihnen erhielte. Aber Dummköpfe von Kommandanten verlieren mir oft eine schimpflich; und wenn es Kaiser giebt, die mir wohl wollen, so — —. Da beurtheilen Sie nun selbst, in was für einer Lage ich bin. Lebte unser Kaiser noch, so hätten wir in diesem Winter Frieden, und Sie könnten mit einem Sprung in Ihr sandiges Paradies Berlin zurückkehren. Aber das Publikum, das sich gern schmeichelt, hat ohne Grund geglaubt: die Einnahme von Schweidnitz werde den Frieden bewirken. Auch Sie haben vielleicht gedacht, das könnte wohl geschehen; allein ich versichre Sie, unsre Feinde sind, so viel ich einsehen kann, noch gar nicht geneigt, sich zu vergleichen. Denken Sie nun selbst, ob es klug wäre, auf die Gefahr bey dem ersten Lärm nach Spandau fliehen zu müssen, nach Berlin zurück zu gehen.

Sie sprechen von der armen Finette. Ach! liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich die Todten nicht mehr, wohl aber die Lebendigen. Wir führen ein elendes Leben, dessen Verlust gar keines Bedauerns werth ist. Ich wünsche Ihnen, liebe Mama, viel Geduld, und alles das Glück, das sich nur mit dieser bedrängten Zeit

ver-

verträgt; besonders, daß Sie Ihre gute Laune, den größten und wesentlichsten Schatz, den die Natur uns geben kann, behalten mögen! Ich für mein Theil werde mir in meiner alten Freundschaft und in der Achtung, die ich Ihnen gewidmet habe, immer gleich bleiben. Davon sind Sie, wie ich gewiß bin, überzeugt. Leben Sie wohl, liebe Mama.

8.

Leipzig, d. 22. Jenner 1763.

Ein und funfzig Jahre sind keine Kleinigkeit, liebe Mama. Sie machen ja beynahe den ganzen Rocken der Madame Klotho aus, die unsern Lebensfaden spinnt. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme daran, daß ich so weit gekommen bin. Sie interressiren sich für einen alten Freund und Diener, indessen Gesinnungen weder Jahre noch Abwesenheit jemals eine Veränderung hervorbringen, und der jetzt mit einer Art von Gewißheit hofft: er werde Sie noch wieder sehen und, wenn Sie es erlauben, umarmen. Ja, liebe Mama, ich glaube, Sie werden in Berlin seyn, ehe — um mich poetisch auszudrücken — Flora die Erde mit ihren Gaben verschönert hat. Wenn ich mich herzlich darauf freue, Jemand in der Hauptstadt wieder zu sehen, so sind Sie es; aber sagen Sie davon nur nichts. Dies ist nicht poetisch, und muß buchstäblich verstanden werden.

Möchte der Himmel über Ihr Leben wachen, und Sie mit so vielem Segen überhäufen, als Ihre Tugend verdient! Möchte ich Sie gesund, zufrieden und vergnügt wieder finden, und Sie mir Ihre Freundschaft beständig erhalten! Freylich, liebe Mama, verdiene ich sie nur

durch

durch meine unverletzliche Anhänglichkeit gegen Sie; aber diese werde ich auch so lange haben, bis die feindselige Parze meinen Lebensfaden zerschneidet.

9.

Dahlen, d. 6. März 1763.

So werde ich Sie denn wieder sehen, liebe Mama, und zwar, nach meiner Rechnung, zu Ende dieses, oder zu Anfange des folgenden Monats. Hoffentlich finde ich Sie so gesund wieder, wie ich Sie verlassen habe. Ich aber — ich bin, wie Sie sehen werden, geältert, beynahe kindisch geworden, grau wie ein Esel, verliere alle Tage einen Zahn, und hinke fast vom Podagra. Doch Sie werden nachsichtig gegen die Schwachheiten des Alters seyn und mit mir von vergangnen Zeiten sprechen.

Da ist nun unser gute Markgraf von Baireuth gestorben. Das thut mir in der That herzlich leid. Freunde verlieren wir; und die Feinde scheinen ewig dauern zu wollen. Ach! liebe Mama, wie fürchte ich mich vor Berlin uud den Lücken, die ich da finden werde! Doch, ich will nur an Sie denken, und mich über alles andre täuschen. Glauben Sie gewiß, daß es mir Vergnügen machen wird, Sie mündlich der wahren Achtung und Freundschaft zu versichern, die ich bis zum Grabe für Sie haben werde.

10.

d. 2. Jun. 1763.

Meine gute Mama, Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir wahres Vergnügen gemacht, weil sie zum Beweise dienen, daß es mit Ihrer Gesundheit besser geht. Man versichert mich: es sey gar keine Gefahr, und Sie würden sich bald ganz erholen.

In einer Stunde wird meine Schwester hier ankommen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich sehr darüber freue.

Sie müssen sich in die Luft machen, liebe Mama. Freye Luft ist die stärkste Arzney; sie wird wieder Leben in Ihr Blut bringen und Sie gänzlich heilen. Hieran nehme ich anfrichtigen Antheil. Sie kennen mein altes Herz, das noch immer wie sonst und dazu gemacht ist, so lange es existirt, Sie zu lieben.

Leben Sie wohl, liebe Mama. Sorgen Sie ja dafür, daß Sie wieder gesund werden, und vergessen Sie mich nicht.

Ihren Brief, liebe Mama, werde ich meiner Schwester zeigen. Sie wird sich freuen, daß Sie noch an sie denken. Es thut mir in der That leid, daß ich Sie nicht hier sehen kann; indeß finde ich doch, daß Sie sehr Ursache haben, Sich zu schonen. Im Grunde könnte ich auch Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft sehr wenig geniessen; denn es ist hier, wie auf einem allgemeinen Reichstage: wir haben dreyßig Prinzen und Prinzessinnen um uns. Uebrigens hält mich meine Kränklichkeit ab, allen Gastmahlen beyzuwohnen. Ich finde mich nur bey den großen Freyerlichkeiten ein, und suche dann dazwischen einiger Ruhe zu geniessen.

Der alte Baron *) macht sich über meine lahmen Beine lustig; er ist mit dem Prinzen Friedrich um die Wette gelaufen. Ich für meinen Theil schleppe mich auf einem Beine beynahe so langsam fort, wie eine Schildkröte, und sehe ihrem schnellen Wettlaufe so zu, wie ein Gichtbrüchiger, der einem Ballette von Denis beywohnte.

Gute

*) Pöllnitz.

Gute Nacht, liebe Mama. Ich hoffe, Sie wieder zu sehen, wenn ich meine Beine wieder gebrauchen, und die Treppen auf dem Schlosse, die zu Ihrem Paradiese führen, hinaufklettern kann. Auf ewig der älteste von Ihren Anbetern.

Friedrich.

An den Prediger Steinbart *).

Potsdam, d. 16, März 1770.

Ihre Schrift und den beyliegenden Brief habe ich erhalten. Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen und die Rechte und Vorzüge der Tugend stark und deutlich vertheidigen. Als ich die Selbstliebe zu einem Grundsatze der Moral nahm, wollte ich die andern gar nicht verwerfen. Ich weis nur zu gut, daß man nie Stützen und Bewegungsgründe genug haben kann, um die Moral aufrecht zu halten und die Menschen zur Ausübung derselben anzutreiben, und daß ein Prinzipium, welches auf einige Wirkung thut, bey andern gar keine äussert. Daher billige ich Ihre Methode und das Prinzipium, daß Sie zu dem meinigen hinzusetzen, um diesem letzteren den Grad von Kraft zu geben, den Sie ihm wünschen.

*) Jetzigen Konsistorialrath und Professor in Frankfurt an der Oder. Er hatte, als des Königs Versuch über die Selbstliebe, als ein Grundsatz der Moral betrachtet, herausgekommen war, eine Schrift unter dem Titel: Prüfung der Beweggründe zur Tugend nach dem Grundsatz der Selbstliebe (Züllichau 1770) geschrieben, und sie dem Könige zugeschickt.

Aber wenn, Ihrer Behauptung zufolge, die Gesetze des Gewissens eine stärkere Autorität nöthig haben, um die Menschen den willkührlichen Einschränkungen zu entziehen, welche der Verstand sich zu ersinnen bemüht — weshalb erklären und beschränken denn diejenigen, welche diese Autorität in der Religion finden, die sie glauben und bekennen, die Verpflichtungen, welche die Rechtschaffenheit ihnen auflegt, nach ihrer Phantasie und nach geringerem oder größerem anscheinenden Nutzen? Sehen Sie nur Ihren Seelsorger an. Er ist ein Kalvinistischer, vielleicht auch ein Lutherischer Christ, und macht sich in gewissen Umständen eine Moral, welche der, die er als göttlich ansieht, ganz entgegen gesetzt ist.

Es wäre nützlich und sehr wichtig, diese Schwierigkeit gut zu heben, und die beste Art aufzusuchen, die Menschen so zu bilden, daß die Selbstliebe (wenn Sie wollen, mit Unterstützung Ihres Prinzipiums) in allen Umständen ihres Lebens den schnellsten, sichersten, allgemeinsten und dauerhaftesten Eindruck auf sie machte.

Und hiermit bitte ich Gott u. s. w.

Briefwechsel des Königs
mit
Sr. Exzellenz, dem Staats- und Kabinets-Minister, Herrn Grafen von Herzberg, bey Gelegenheit der Schrift: über die deutsche Litteratur u. s. w.

Als der König sich im Winter 1779 zu Breslau aufhielt, sagte er eines Tages zu dem Minister Herrn Grafen von Herzberg, der sich eben daselbst befand: „er zweifle, daß Tacitus mit eben der Präcision ins Deutsche übersetzt werden könne, wie ins Französische.“ Zugleich äusserte er noch: „die alten Gothen wären aus Schweden gekommen, und die Parthischen Könige vom Stamme der Arsaciden hätten in der Geschichte eine größere Rolle gespielt, als die alten Deutschen.“ Herr Graf von Herzberg behauptete von Beyden das Gegentheil, und schickte dem Könige am folgenden Tage eine Probe von einer Uebersetzung des Tacitus, und zwar das 17te und 44zigste Kapitel aus dessen Schrift über die Lage und die Sitten Germaniens, mit folgendem Schreiben zu:

Breslau, d. 29. April 1779.

Ich nehme mir die Freyheit, Ewr. Majestät ein Kapitel aus Tacitus Germanien vorzulegen, das ich ins Deutsche und Französische übersetzt habe. Wie mich dünkt, giebt die deutsche Uebersetzung der Französischen weder in der

Präcision, noch in der Reinheit etwas nach. Dies Kapitel beweist zugleich, wie sehr Tacitus die Deutschen den Parthern und den Arsaciden vorzog; auch läßt sich daraus zeigen, daß die Gothen, die Sveven oder Vandalen, die Longobarden, die Anglen, die Rugier, die Heruler und andre großen Völker, welche in der Folge das römische Reich umstürzten, zwischen der Elbe und der Weichsel, also gerade in denen Gegenden gewohnt haben, die jetzt Ewr. Majestät Herrschaft unterworfen sind. Ich hoffe, Dieselben werden mir verzeihen, daß ich so dreist bin, Ihnen diesen kleinen Versuch vorzulegen.

Herzberg.

Der König schickte eine halbe Stunde nachher dem Minister seinen Brief wieder zurück, und hatte eigenhändig Folgendes an den Rand geschrieben:

Ich habe den Versuch einer Uebersetzung des Tacitus, den Sie mir zuschicken, gelesen. Dagegen läßt sich gar nichts sagen; aber er enthält nur eine Beschreibung von den Sitten der Deutschen: und so etwas ist nicht schwer zu übersetzen, wohl aber sein sentenzenartiger und kräftiger Styl, mit welchem er in wenigen Worten die Charaktere und Laster der römischen Kaiser zeichnet. An dem Leben des Tiberius, am Klaudius, mögen die Uebersetzer sich versuchen. Die lakonische und zugleich malerische Schreibart darinn, durch die er mit ein paar Worten so viel sagt — die verdient von unsern Schriftstellern nachgeahmt zu werden. Wenig Worte und viel Sinn! Das sollten sie sich bey ihren Arbeiten zum unverbrüchlichen

Gesetze

Gesetze machen. Quod verba tot pondera. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß meine Ignoranz so dreist ist, vor Ihrer Sapienz Latein anzuführen. Doch ich hoffe, Sie werden mir meine Anmaßung vergeben.

Friedrich.

Der König schrieb in der Folge seine bekannte Schrift: Ueber die deutsche Litteratur ꝛc., ließ im November 1780 den Herrn Grafen von Herzberg nach Sanssouci kommen, las sie ihm vor, und trug ihm auf, sie in Berlin drucken zu lassen. Der Herr Graf fand des Königs Kritik über die deutsche Sprache zu strenge, bemühete sich, in mündlichen Unterredungen sie zu vertheidigen, und schickte dem Könige eine schwierigere Stelle aus dem Tacitus (Annal. XIV, 53.) in einer Uebersetzung, nebst folgendem Schreiben, zu:

Sanssouci, d. 8. November 1780.

Bin ich nicht zu dreist, Ewr. Majestät noch einmal eine Uebersetzung aus den Annalen des Tacitus, als einen kleinen Versuch, zu übersenden? Es ist die Rede, mit welcher Seneka dem Nero sein Vermögen zurückgeben will. Ich habe mich bemühet, die Uebersetzung an Reinheit und Gedrängtheit dem Original so nahe als möglich zu bringen, und dann Amelot's de la Houssaye Uebersetzung verglichen, die mir eine völlig französirte Paraphrase zu seyn scheint, ohne daß der Uebersetzer irgendwo den wahren Sinn des Lateinischen verstanden hat. Es ist indeß gewiß, und ich sehe es noch mehr an den sehr richtigen Bemerkungen, welche Ew. Majestät mir zu lesen zu geben geruhet haben, daß die deutsche Sprache noch sehr gereinigt und bereichert zu werden braucht; und ich bin überzeugt, daß die Regeln, welche Ew.

Majestät ihr ertheilen wollen, mehr als irgend sonst etwas dazu beytragen werden, diese Sprache zu bilden und die Nazion zu der Arbeit hieran zu ermuntern.

Herzberg.

Der König antwortete eine Viertelstund nachher mit folgendem Billet:

Das ist gutes Deutsch, und einer der besten Aufsätze, die ich bisher gesehen habe. Aber, verzeihen Sie meiner vielleicht zu strengen Kritik — das Wort, Beyspiel, gefällt mir nicht; es muß Exempel heissen *).

Ganz gewiß würden die Leute von Ihrer Fähigkeit und Ihren Kenntnissen, wenn Sie sich mit der Bildung der deutschen Sprache beschäftigten, darinn glücklich seyn. Ich danke Ihnen indessen, daß Sie mir diese Arbeit haben mittheilen wollen.

Friedrich.

Der Herr Graf von Herzberg versuchte während seines Aufenthaltes in Sanssouci den König auch noch dahin zu bringen, daß er ein kleines deutsches Werk (Herrn von Nikolai Erzählung: das Schöne) läse, und schickte es ihm den 9. Nov. mit folgendem Schreiben:

Sanssouci d. 9. Nov. 1780.

Ew. Majestät haben mich gestern durch eine strenge Kritik in Verwirrung gesetzt; indeß kann ich sie bey dem Buche, das ich Denselben überreichte, nicht anders als gerecht finden. Doch scheint es mir, als wenn das Ende dieser

*) In der übersetzten Stelle aus dem Tacitus heißt es: „ich will einige Beyspiele anführen.“ Daß des Königs Kritik ungegründet ist, weis jeder gebildete Leser.

dieser Erzälung so erhaben wäre, und den Regeln, welche Ew. Majestät mir gestern vorlasen, so nahe käme, daß ich es wage, sie Denselben noch einmal vorzulegen, und es Dero Willkühr zu überlassen, ob Sie nicht von Seite 62 an etwas weiter lesen wollen. Man schildert daselbst als das höchste Schöne einen alten Exminister, den einer von den Prinzen wieder gefunden und an den Hof seines Vaters zurückgebracht, und der, als er durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vom Hofe vertrieben war, diesen, da er in der Folge auch gestürzt worden, bey sich aufgenommen und ihn zu einem rechtschaffnen Manne gemacht hatte. Mich dünkt, diese Erzählung stellt sehr schöne, mit Stärke, Eleganz und Präcision gesagte Gesinnungen dar, und erinnert an Telemach' und Idomeneus. Ich halte mich indeß für keinen kompetenten Richter, und bitte Ew. Majestät um Verzeihnug, daß ich mir die Freyheit nehme, Denselben noch einmal beschwerlich zu fallen.

Herzberg.

Der König schickte die Erzählung bald mit folgender Antwort zurück:

Das ist erträglicher, als was ich gestern gelesen habe; aber doch sind auf zwey Seiten auch zwey Fehler. Brennende Wangen*) können wohl bey einem Menschen Statt

*) Der König hatte in der 1780 einzeln gedruckten Erzählung: Das Schöne S. 64. brennende Wangen unterstrichen, und dazu geschrieben: HYPERBOLE IMPERTINENTE; eben so S. 63. bey gespannter Stirn: gerunzelter. Dies Exemplar ist jetzt in den Händen des Herrn Prof. Ramler, dem der Uebersetzer diese Anekdote verdankt.

Statt haben, der vor Zorn ausser sich oder von Wein berauscht ist; aber hier ist es ein falsches Beywort: für einen Prinzen, der sich freuet, paßt es nicht. Ich bin zu aufrichtig, als daß ich solchen Fehlern Beyfall geben könnte.

Friedrich.

Als der Herr Graf von Herzberg nach Berlin zurückgegangen war, schickte ihm der König seine Schrift: Ueber die teutsche Litteratur u. s. w. mit folgendem Briefe zu:

d. 10. November 1780.

Hier ist der Rest von meinem Auffsatze abgeschrieben. Ich habe kleine Verbesserungen darinn gemacht, und überlasse ihn nun Ihrer Prüfung; auch werden Sie gefälligst die Mühe übernehmen, ihn übersetzen zu lassen.

Ich wünsche, meine Zeitgenossen mögen mir gerechte Ursache geben, sie zu loben; Niemand wird geneigter seyn, es zu thun, als ich. Gäbe es viele, die Ihnen ähnlich wären, so läge mir der Stoff dazu ganz nahe; und ich versichre Sie, ich würde allen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und eben die Hochachtung für Sie haben, wie für Ihre Person.

Friedrich.

Der Herr Graf von Herzberg schlug dem Könige in folgendem Briefe einige kleine Aenderungen vor.

Berlin d. 12. Nov. 1780.

Ich habe von der vortreflichen Schrift über die deutsche Litteratur, welche Ew. Majestät mir anzuvertrauen geruhen, den Schluß erhalten. Das Original hat, nachdem

dem es genau kopirt worden ist, Herr Thiebault bekommen, um den Druck desselben zu besorgen; und ich beschäftige mich gegenwärtig damit, es Deutsch übersetzen und drucken zu lassen. Noch ehe der Druck ganz vollendet ist, werde ich Ewr. Majestät Exemplare davon überschicken.

Ew. Majestät mißbilligen es vielleicht nicht, wenn ich an zwey Stellen Namen verändre, die mir in der Abschrift verwechselt zu seyn scheinen. Das übertriebne Gleichniß mit einem Karfunkel steht nemlich nicht in einem Werke von Heineccius, sondern in einem Buche von dem Professor Eberti in Frankfurt, dem das Lesen spanischer Romane den Kopf verrückt hatte. Ferner, wenn Thomasius den Deutschen als Muster eines guten Geschichtschreibers vorgestellt wird, so glaube ich, es wäre besser, Maskow zu nennen, der in der That einer unsrer bessern Historiker ist, da hingegen Thomasius nicht Deutsch geschrieben, und sich nicht in der Geschichte, sondern in der Rechtsgelehrsamkeit, und, weil er das Hexenreich zerstörte, in der Philosophie ausgezeichnet hat.

Ich weis auch nicht, ob ich es wagen darf, die beyliegenden Verse von Gottsched *) anstatt der abgeschmackten Zeilen:

„Scheuß großer Gönner, deine Strahlen
Armdick auf Deinen Knecht hernieder.“

vorzuschlagen. Man behauptet, diese wären in keinem gedruckten Gedichte befindlich; und die beyliegenden Verse von Gottsched, der bey den Deutschen für einen klassischen Schriftsteller gilt, geben ihnen weder an Abgeschmacktheit, noch an Schwulst etwas nach. Diese

*) Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee;
Ja, das Eis ward endlich theuer
An der runden Kaspersee.

Diese Veränderungen würden nur Namen und Citazionen, aber nichts Wesentliches betreffen. Uebrigens sehe ich voraus, daß vernünftige und nicht von Vorurtheilen eingenommene Deutsche entzückt darüber seyn werden, daß ein König, der durch seine Regierung, durch das Schwert und die Feder den Ruhm seiner Nation auf den höchsten Gipfel gebracht, aber bis jetzt dafür gegolten hat, daß er die deutsche Sprache nicht sonderlich achte, nun doch eben der ist, welcher die Stärke und Schwäche derselben am besten erforscht, und die richtigsten Regeln giebt, wie sie vervollkommnet werden könnte. Ganz gewiß wird dieses Beyspiel die Nacheiferung und die stärksten Anstrengungen der Nation bewirken, so wie Ew. Majestät allen Souveränen in Europa Begierde eingeflößt haben, durch sich selbst zu regieren. Ich glaube ohne Eitelkeit sagen zu können, daß das große Beyspiel von ausserordentlicher Tugend, welches Ew. Majestät der Welt gegeben haben, mich immer angespornt hat, dieselbe in der kleinen Sphäre eines Privatmannes nachzuahmen. Der Beyfall, welchen Ew. Majestät mir in Dero letztem und einem vorhergehenden Schreiben zu bezeugen geruhet, so wie die gnädige Aufnahme, womit Dieselben mich in Sanssouci beehrt haben, und für die ich Ewr. Majestät unterthänigst danke, bringen mein Glück auf die höchste Stufe, und vergrößern die Begierde, die mich beseelt, Dero gute Meynung von mir zu rechtfertigen. Ich wünsche mir nichts mehr, als häufige Gelegenheiten, die tiefe Ehrfurcht und die submisseste Ergebenheit beweisen zu können, womit ich bin u. s. w.

Herzberg.

Wie aus nachstehender Antwort erhellt, genehmigte der König die vorgeschlagenen Veränderungen nicht.

Den

d. 13. Nov. 1780.

Den Karfunkel bitte ich zu verschonen. Er muß stehen bleiben. Die Sache ist wahr, und im Jahr 1722 hat Jedermann sie herzlich belacht. Ich habe den schönen Brief in Wusterhausen gesehen und gelesen. Uebrigens können Sie mit meiner Mäßigung zufrieden seyn. Ich habe Ihre Deutschen nur mit Rosen gegeisselt, und in mehreren Stellen die Strenge der Kritik gemildert. Also danken Sie mir für meine Schonung, und treiben Sie mich nicht aufs Aeusserste. Ich bin mit Achtung.

Friedrich.

N. S. Thomasius hat in Halle die Geschichte gelehrt. Ich weis Personen, die bey ihm gehört haben. Ja, man hat mir sogar einige Abhandlungen von ihm gezeigt, die wirklich meisterhaft waren. Sie betrafen das Recht, die Geschichte und die Philosophie; und alle diese Fächer verstand er ganz vorzüglich.

Der Herr Graf von Herzberg machte mit folgendem Briefe einen neuen Versuch, die Ehre seiner Nation zu retten. Er bekam ihn aber mit einer dabey befindlichen Randschrift zurückgeschickt.

d. 14. Nov. 1780.

Ich werde Ewr. Majestät Willensmeynung pünktlich erfüllen. Der Karfunkel bleibt; ich wollte nur den Namen des wirklichen Verfassers Eberti anstatt Heinec cius setzen. Ew. Majestät haben sich des Jahrs 1722 sehr richtig erinnert. Ich habe das Buch gefunden; es ist wirklich von diesem Jahre. Auch Thomasius soll

seinen

seinen Platz behalten. Es ist richtig, daß er viel und vorzüglich gut über das öffentliche und das Feudal-Recht geschrieben hat, welche mit der Geschichte in genauer Verbindung stehen. Mascow hat ihn nur im Deutschen übertroffen.

Ich sehe, daß Ew. Majestät von Gottsched's asiatischen Versen Gebrauch zu machen erlauben. Die Deutschen werden sich Ewr. Majestät sehr gerechter Kritik unterwerfen; nur werden sie für einige Neuere um Gnade bitten.

Herzberg.

Der König hatte an den Rand geschrieben: „Ich kann an diesen Kleinigkeiten nichts mehr ändern.“ — Als nun der Druck der Schrift weiter vorgerückt war, schickte der Herr Graf von Herzberg sie dem Könige mit folgendem Briefe:

Berlin, d. 19. Nov. 1780.

Da der Druck des Werkes, welches Ew. Majestät dem Professor Thiebault und mir anzuvertrauen geruhet haben, nicht eher als zu Ende der Woche vollendet seyn kann, so nehme ich mir die Freyheit, Denselben den ersten Bogen Französisch und Deutsch vorzulegen. Ew. Majestät werden sehen, daß man sich genau an das französische Original gehalten hat, einige Druckfehler ausgenommen, die noch verbessert werden sollen. Ich hoffe auch, daß Dieselben mit der deutschen Uebersetzung zufrieden seyn werden, die ich von dem Kriegsrath und Archivarius Dohm habe machen lassen, und die dem Original genau entspricht, ob sie gleich, um dem Genius der Sprache gemäß zu seyn, nicht ganz buchstäblich ist.

Bey dem abermaligen Durchlesen und bey dem Uebersetzen dieser vortreflichen Schrift bin ich noch mehr von der Wahrheit und Richtigkeit der vortreflichen Lehren, welche Ew. Majestät Dero Nation darinn geben, durchdrungen und überzeugt worden.

Herzberg.

Der König antwortete hierauf folgendes:

Potsdam, d. 20. Nov. 1780.

Ich danke Ihnen für die Bemühung, welche Sie, nach Ihrem Bericht vom 19ten, gefälligst auf den Druck des Werkes verwenden, das ich Ihnen anvertrauet habe, und wovon Sie mir den ersten Bogen vorlegen. Das Uebrige werde ich erwarten, wenn Alles fertig seyn wird.

Ich bitte Gott, Sie in seinen heil. Schutz zu nehmen.

Friedrich.

Als des Königs öfters erwähnte Schrift herausgekommen war, schrieb unter andern der Abt Jerusalem darüber. Ihro K. H. die verwittwete Frau Herzoginn von Braunschweig, die dessen Aufsatz veranlaßt hatte, schickte ihn sogleich dem Könige zu; und dieser theilte ihn in einem sehr gnädigen Brief vom 28sten Dezember 1780 dem Herrn Grafen von Herzberg mit, der damals gefährlich krank war, und nun folgenden Brief an den König schrieb:

Berlin, d. 3. Jenner 1781.

Ich betrachte es als ein schätzbares Merkmal von Ewr. Majestät gnädigem Andenken, daß Dieselben mir die Schrift über die deutsche Litteratur mitgetheilt haben, welche der Abt Jerusalem, bey Gelegenheit des Aufsatzes von Ewr. Majestät über eben den Gegenstand,

an

an Ihro K. H. die verwittwete Frau Herzogin von Braunschweig gerichtet hat. Ich las diese Schrift, sobald meine sehr geschwächte Gesundheit es mir erlaubte, und ließ durch unsern Kanzleysekretär le Coq eine französische Uebersetzung davon verfertigen, die ich Ewr. Majestät hiemit vorlege, falls Dieselben sie ganz oder theilweise lesen wollten. Die Schrift des Abt Jerusalem hat ihre Verdienste, und scheint mir mit Wahrheit, Bescheidenheit und in einer reinen Sprache geschrieben zu seyn. Er pflichtet im Ganzen Ewr. Majestät in dem bey, was Dieselben als die Ursachen von den geringen Fortschritten der deutschen Sprache angeben, nemlich, daß Deutschland zwey Jahrhunderte hindurch von Kriegen verheert worden ist, und daß die Fürsten es an Protektion haben fehlen lassen. Zugleich gesteht er, daß die gerichtliche und kirchliche Beredsamkeit in Deutschland nie so glänzend werden könne, wie in Frankreich, und zwar wegen der Verfassung und der Religionsgrundsätze, worüber er manches ziemlich Bemerkenswürdige sagt. Er räumt ferner ein, daß die deutsche Sprache der Französischen in Ansehung des Wohlklanges nachsteht; aber dagegen behauptet er, sie übertreffe diese an Stärke, und sey völlig so wohlklingend wie die Griechische, die eben so viele Konsonanten und noch mehr Diphtongen hat. Zuletzt sagt er: Seit Ewr. Majestät Regierung, und seit dem großen Beyspiele, welches Dieselben durch die Kultur aller Wissenschaften dem ganzen Europa gegeben, hätten die Sprache und die Litteratur der Deutschen einen Schwung bekommen, der ihnen in kurzem den Vorzug vor andern Nationen verschaffen würde. Kurz, dieser Geistliche unterstützt seine Meynung mit

Gründen

Gründen und Beyspielen; und sein Aufsatz ist um so interessanter, da er im Wesentlichen mit Ewr. Majestät Schrift übereinstimmt.

Ich glaubte, Ewr. Majestät, so weit es mein gegenwärtiger Zustand mir erlaubt, meine geringe Meynung über diesen Aufsatz vorlegen zu müssen, und bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

Herzberg.

Der König beantwortete diesen Brief durch folgendes Schreiben:

Berlin d. 4. Jenner 1781.

Mit Ihrem gestrigen Briefe habe ich die Uebersetzung von des Abt Jerusalem's Schrift über die deutsche Litteratur erhalten, und schicke sie Ihnen mit vielem Danke für die Mühe, die Sie sich damit gegeben, zurück. Ich muß Sie indeß bitten, sich noch sehr zu schonen und alle Arbeit zu unterlassen, welche eine zu anhaltende Geistesanstrengung von Ihnen erfordert, weil ich besorge, Ihre Wiederherstellung möchte dadurch verzögert werden. Wenn Sie diesen Rath befolgen, so hoffe ich, daß Sie Ihre vorige Gesundheit bald wieder bekommen sollen, worüber denn Niemand sich mehr freuen wird, als ich.

Und hiermit bitte ich Gott u. s. w.

An Ihro Königl. Hoheit die Herzogin von Braunschweig.

1.

Potsdam, d. 8. Oktober 1743.

Meine theuerste Schwester! derjenige, der die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief zu übergeben, ist der Herr von Voltaire, der einen so allgemein bekannten und gegründeten Ruhm hat, daß Alles, was ich Ihnen hierüber sagen könnte, überflüssig wäre. Sie können glauben, daß der Dichter der Henriade ein rechtschaffner Mann ist; daß der Mann, der den Tempel der Freundschaft schilderte, den Werth derselben kennt; daß der Verfasser von Newton's Philosophie gründliche Wissenschaften hat; daß der Schöpfer von zwanzig Trauerspielen die Menschen kennt, und der Sänger der PUCELLE mit Eleganz die Gabe zu scherzen, oder die lebhaftesten glänzendsten Einfälle vereinigt, welche die froheste Laune nur hervorbringen kann.

Sie werden sehr wohl daran thun, meine theuerste Schwester, wenn Sie die Erscheinung so vieler Talente benutzen. Ich beneide Voltair'n sehr um das Vergnügen, daß er geniessen wird. Doch, ich vergesse mich, und es könnte mir eben so gehen, wie dem Müllerthier mit dem Schooßhündchen.

Leben Sie wohl, reizende Schwester. Erhalten Sie mir einigen Antheil an Ihrer Freundschaft, und seyn Sie überzeugt, daß Niemand stärkere Gefühle oder mehr Zärtlichkeit gegen Sie haben kann, als Ihr ergebenster Diener und getreuer Bruder. Friedrich.

2.

d. 12. May 1785 *).

Meine verehrungswerthe Schwester! ich bin nun über siebenzig Jahre auf der Welt, und habe in der ganzen Zeit nichts als seltsame Spiele des Glücks gesehen, das zu einigen günstigen Vorfällen, die uns begegnen, eine Menge widriger mischt. Wir schwanken unaufhörlich zwischen vielem Kummer und einigen frohen Augenblicken. Das, meine gute Schwester, ist das gemeine Schicksal aller Menschen. Jungen Leuten muß der Verlust ihrer Anverwandten und Freunde empfindlicher seyn, als den Alten. Die Erstern vermissen sie lange Zeit; Leute von unserm Alter hingegen folgen ihnen in kurzem nach. Die Todten haben den Vortheil, daß sie vor allen Schlägen des Schicksals gesichert sind; wir Ueberlebenden aber bleiben ihnen beständig ausgesetzt.

Alle diese Betrachtungen, meine gute Schwester, sind, wie ich gestehe, nicht sehr tröstlich; doch glücklicher Weise haben Sie durch Ihre Weisheit und Ihren Geist Kraft, dem Schmerze zu widerstehen, den eine zärtliche Mutter bey dem Verlust eines von ihren innig geliebten Kindern empfindet. Möchte der Himmel fortfahren, Ihnen beyzustehen, und eine Schwester erhalten, die das Glück meines Lebens ist! Glauben Sie, meine gute Schwester, daß ich mit der zärtlichsten Zuneigung und der größten Achtung bin, u. s. w.

*) Nach dem unglücklichen Tode des Herzogs Leopold von Braunschweig.

3.

d. 10. Aug. 1786.

Meine verehrungswerthe Schwester! Der hannöverische Arzt *) hat sich bey Ihnen geltend machen wollen, meine gute Schwester; im Grunde aber ist er mir unnütz gewesen. Die Alten müssen den jungen Leuten weichen, damit jede Generazion ihren Platz finde; und wenn man genau prüft, was das Leben sey: so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen finde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine gute Schwester. Ich bin mit der grösten Hochachtung, u. s. w.

Friedrich.

*) Der Ritter und Hofrath Zimmermann.

Briefe an den König.

Briefe von Herrn d'Alembert.

1.

Paris, d. 16. Julius 1754.

Sire!

Das Schreiben, womit Ew. Majestät mich beehren, würde meine Dankbarkeit noch vergrößern, wenn sie vergrößert werden könnte. Ihre Wohlthaten haben mich weit über meine kühnste Erwartung beglückt, und mich viel reicher gemacht, als es für mich nöthig war. Hätte ich mich auch über die Ungerechtigkeit des Schicksals oder der Menschen zu beklagen; so wären, Sire, allein diese Ihre Wohlthaten hinreichend, mich zu trösten.

Als den glücklichsten Augenblick meines Lebens werde ich den ansehen, wo es mir endlich vergönnt seyn wird, selbst persönlich Ewr. Majestät die zärtlichen und ehrfurchtsvollen Gesinnungen, womit ich für Dieselben durchdrungen bin, zu bezeugen; und ich werde nichts verabsäumen, um diesen Augenblick, nach welchem mein Herz sich sehnt, zu beschleunigen. Zwar würde vielleicht meine Eigenliebe denselben fürchten; aber Ihre Güte, Sire, versichert mich Ihrer Nachsicht: und ich weiß außerdem, daß ich diese Güte weit mehr meiner Denkungsart als meinen schwachen Talenten zu verdanken habe. Auch bestrebt sich mein Eifer, hauptsächlich durch diese meine

Denkungsart und durch meine unwandelbare Erkenntlichkeit und Ergebenheit mir Ewr. Majestät Achtung zu erhalten; und ich wage es, mir zu schmeicheln, ich werde nicht das Unglück haben, sie zu verlieren, wenn ich mich zeige wie ich bin.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

2.

Paris, d. 20. Februar 1761.

Sire!

Ich bin Ewr. Majestät für den Brief, womit Dieselben mich beehrt haben, neuen Dank schuldig. Allein, Sire, so ungemein schmeichelhaft auch dieser Brief für mich ist, so beunruhigt und betrübt er mich dessen ungeachtet, weil Dieselben mir so wenig Hofnung zu dem Frieden geben, den ich aus so mannigfachen Ursachen so sehr wünsche. O daß doch dieser Friede von mir abhienge! Dann sollte er bald geschlossen seyn; und zwar, Sire, sowohl zu Ewr. Majestät, als zu Frankreichs Zufriedenheit. Denn noch habe ich mich nicht daran gewöhnen können, Ihr beyderseitiges Interesse als verschieden zu denken. Möchte doch der bald beginnende Feldzug der letzte in diesem schrecklichen Kriege seyn, und den Leiden der Menschheit ein Ende machen!

Mit tiefster Verehrung verharre ich u. s. w.

3.

Sans-Souci, d. 6. Julius *).

Sire!

Ich habe die Ehre, Ewr. Majestät beygehende Bittschrift und beygehenden Brief zuzusenden, welche ich dringend gebeten worden bin, Denenselben persönlich zu überreichen. Ew. Majestät folgen stets den Grundsätzen der Gerechtigkeit, und lieben daher keine Vorsprache. Ich schränke mich deshalb bloß darauf ein: Dieselben von der Ehrerbietung und der Ergebenheit des Herrn Esperandieu für Ewr. Majestät Person und für Dero hohes Haus, so wie auch von der Reue, welche ich an dem Herrn Grafen von Schwerin über seinen Fehltritt bemerkt habe, zu versichern. Ich ersuche Ew. Majestät um die Gnade, mir Dero Antwort zustellen zu lassen.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

4.

Sans-Souci, d. 15. August,
am Jahrestage der Schlacht bey Liegnitz.

Sire!

Da mein Urlaub in den ersten Tagen des folgenden Monats zu Ende läuft, und die Zeit zu meiner italiänischen Reise herannaht; so ersuche ich Ew. Majestät um die gnädige Erlaubniß, bald nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, — mit einem Herzen, das mehr als je voll Bewunderung für Ihre Person und voll Dankgefühl für Ihre Güte ist.

Ich

*) Dieser und der folgende Brief haben keine Jahrszahl; allein ohne Zweifel sind sie aus dem Jahre 1763, wo d'Alembert in Potsdam war.

Ich wünschte, Sire, dem gesammten Europa erzählen zu können, was ich so glücklich war, bey Ewr. Majestät zu sehen: einen Fürsten, der selbst über seinen Ruhm erhaben ist, einen Helden voll Philosophie und Bescheidenheit, einen König der Freundschaft würdig und fähig, mit einem Worte, einen wahren Weisen auf dem Thron. Diese Empfindungen, Sire, werden, so wie das Andenken an Ihre Wohlthaten, auf ewig in mein Herz geschrieben bleiben.

Geruhen Ew. Majestät, mir einige Befehle aufzutragen, so werde ich sie mit dem Eifer ausrichten, welchen mir jene Gesinnungen einflößen.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

5.

Paris, d. 24. Jänner 1765.

Sire!

Herr Thiebault, welcher diesen Brief Ewr. Majestät einzuhändigen die Ehre haben wird, ist der Professor der Grammatik, auf welchen Ew. Majestät auf meine Empfehlung die Augen zu werfen geruhet haben. Ich ersuche Ew. Majestät unterthänigst, ihn Dero Güte und Dero Schutzes zu würdigen; ich habe alle Ursache zu glauben, er werde sich dessen durch seine Fähigkeiten, seinen Charakter und sein Betragen werth machen. Sobald er wußte, daß Ew. Majestät Sich für ihn entschlossen hatten, war es sein eifrigster Wunsch, sich bald zu Dero Füßen zu legen, und sich Dero Befehle zu erbitten, die er, wie ich hoffe, mit allem möglichen Eifer und aller Geschicklichkeit ausrichten wird.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

6.

Paris, d. 31. May 1767.

Sire!

Her Vernetti, der von Ewr. Majestät nach Berlin berufen ist, wird die Ehre haben, Denenselben diesen Brief zu überreichen. Wegen seiner Talente und seiner Kenntnisse verdient er vollkommen die Stelle, zu welcher Ew. Majestät ihn bestimmen; und er wird sich — wie ich Denenselben zu versprechen mich unterstehe — in dieser Stelle allgemeine Achtung erwerben, und sich insbesondre die Achtung des großen Königs, in dessen Staaten er jetzt kommt, verdienen. Ich nehme mir die Freyheit, Sire, diesen verdienstvollen Mann Ewr. Majestät Güte zu empfehlen, da ich fest überzeugt bin, daß er sich derselben werth machen wird.

Ich verharre mit tiefster Verehrung u. s. w.

7.

Paris, d. 15. Sept. 1767.

Sire!

Ein philosophischer Grammatiker, Herr Beauze'e, Professor bey der königlichen Kriegsschule, welcher über die allgemeine Metaphysik, die der Grammatik zur Grundlage dient, tief nachgedacht, — hat jetzt über diesen Gegenstand ein gründliches Werk geschrieben, voll Ideen; welche der Aufmerksamkeit denkender Köpfe werth sind. Er wünscht, Sire, diese seine Arbeit Ewr. Majestät darbringen zu dürfen, und hat mich ersucht, sie Denenselben zu überreichen. Ich habe ihn versichert, Sie würden dieses

ses dargebrachte Werk mit Güte annehmen, und sogar, so abstrackt das Buch auch ist, auf dessen Lesung die wenige Zeit verwenden, welche Ihre wichtigen Beschäftigungen Ihnen frey lassen können.

Erlauben Sie mir, Sire, diese Gelegenheit zu benutzen, um bey Ewr. Majestät die Gesinnungen zu erneuern, von welchen ich für Dieselben durchdrungen bin, und wovon, wie ich mir schmeichle, Dieselben völlig überzeugt sind. Ich ersehe aus den öffentlichen Nachrichten, daß die Vermählung der Prinzessinn Wilhelmine Königliche Hoheit mit dem Erbstatthalter nächstens wird vollzogen werden; und ich ersuche Ew. Majestät inständigst, meinen unterthänigsten Glückwunsch darüber anzunehmen. Alles, was Dero erhabenes Haus betrift, ist mir unendlich werth; aber ein viel lebhafteres Vergnügen empfinde ich bey der Versicherung meiner Theilnahme an dem Glücke und dem Ruhme dieses Hauses und seines erhabenen Oberhauptes, als bey der Bezeugung meiner gerührten Empfindung über die Vorfälle, welche Dieselben betrüben können, obgleich meine Rührung bey diesen letztern Gegenständen um nichts schwächer ist, als bey jenen erstern. Ich wünschte, Ew. Maj. nie von andern Sachen, als welche Denselben lieb und angenehm seyn können, zu unterhalten; aber ich bitte Dieselben zu glauben, daß meine Theilnahme sich mit gleicher Lebhaftigkeit auf alles erstreckt, was für Dero Herz vergnügend oder beunruhigend seyn kann. Mit diesen Gefühlen, mit der größten Bewunderung und der tiefsten Verehrung werd ich mein ganzes Leben hindurch verharren u. s. w.

8.

Paris, d. 15. April 1770.

Sire!

Der Herr Erbprinz von Salm, welcher jetzt nach seinem Fürstenthume abgeht, hat mich ersucht, einliegenden Brief Ewr. Majestät zuzusenden. Ich erfülle mein Versprechen, welches ich ihm hierüber gegeben habe. Der üble Zustand meiner Gesundheit, welcher mich gegenwärtig im Bette hält, gestattet mir nicht, Ewr. Maj. mehr zu sagen.

Ich verharre mit tiefster Ehrfurcht u. s. w.

9.

Paris, d. 28. Julius 1770.

Sire!

In dem letzten Briefe, welchen ich mir die Ehre nahm Ewr. Majestät zu schreiben, wagte ich es Dieselben um eine Gnade für die Philosophie zu ersuchen; und jetzt bin ich so frey, Ew. Majestät um eine für mich selbst zu bitten: so sehr haben Dieselben mich gewöhnt, meine Hofnung auf Dero Güte zu setzen, ja fast sie zu mißbrauchen.

Meine Gesundheit, Sire, schwindet von Tag zu Tag mehr; durchaus unfähig, die leichteste Arbeit zu übernehmen, leide ich jetzt noch dazu an einer fürchterlichen Schlaflosigkeit und einer tiefen Schwermuth. Alle meine Freunde, so wie meine Aerzte, rathen mir die Reise nach Italien, als das einzige Mittel für meinen unglücklichen Zustand an; aber, Sire, meine geringen Vermögensumstände untersagen mir diese Hilfe, so sehr sie auch das einzige mir übrige Rettungsmittel ist, um nicht eines langsamen und grausamen Todes zu sterben.

Ew.

Ew. Majestät hatten die Güte, vor sieben Jahren, als ich das Glück hatte, bey Denselben zu seyn, mir Höchstselbst die nöthige Unterstützung zu dieser Reise anzubieten, welche ich damals zu machen Willens war. Jetzt nehme ich meine Zuflucht zu Dero Wohlthätigkeit, welcher ich schon so viel verdanke, und welcher ich auch noch das Leben zu danken haben will. Man sagt mir: daß die Reise nach Italien, wenn sie mit einiger Bequemlichkeit soll gemacht werden, vorzüglich von einem Schwachen oder Kranken, ungefähr zweytausend französische Thaler erfordert. Ich nehme mir demnach die Freyheit, mir dieselben von Ewr. Majestät zu erbitten; und ich erwarte mit dem ehrfurchtsvollesten Vertrauen, und zum Voraus mit der innigsten Dankbarkeit, die Antwort, welcher ich von Denselben hierüber werde gewürdiget werden.

Vor einigen Tagen habe ich das Paket erhalten, welches Ew. Majestät mir zuzusenden geruhet haben; und ich werde unverzüglich die Ehre haben, Denselben ausführlich über die großen Gegenstände zu schreiben, welche diese Abhandlung betrift.

Ich verharre mit der tiefsten Ehrfurcht, und mit einer Bewunderung, die meiner unverbrüchlichen Ergebenheit gleich kommt u. s. w.

10.

Paris, d. 15. Sept. 1770.

Sire!

Morgen trete ich meine Reise an, worauf ich suchen werde meine Gesundheit wieder zu erlangen; und ich trete sie voll Dankgefühl gegen alle die Güte an, womit

Ew.

Ew. Majestät mich überhäufen. Ich weis nicht, wie diese Reise für meine physische Beschaffenheit ausfallen wird; aber wenigstens gewährt sie mir den Trost, zu sehen: daß der Held Europa's einigen Antheil an meiner geringen Person zu nehmen geruhet, und mir eben so schmeichelhafte als rührende Beweise von diesem Seinen mir so unschätzbaren Antheil geben will. Wohin ich auch reisen mag, Sire, so werde ich Niemanden unbekannt lassen, was ich Ewr. Majestät schuldig bin; das ist freylich eine nur sehr schwache Art meiner Erkenntlichkeit gegen Dieselben, aber die einzige mir vergönnte. Indessen werde ich mich Dero Wohlthat nur mit zurückhaltender Mäßigung bedienen; und da ich meine Reise auf Langedok und Provence einschränke, wie mehrere mir rathen, so ersuche ich Dieselben um Erlaubniß, von der Summe, welche Dero Güte mir bestimmt, nur soviel zu nehmen, als zu dieser Reise nöthig ist, welche, wie man mich versichert, dieselbe Wirkung hervorbringen wird, ohne bey weitem so ermüdend und so beschwerlich, in Absicht der bösen Wege und der schlechten Herbergen, zu seyn. Ich werde hierüber keinen entscheidenden Entschluß fassen können, als bis ich zu Genf und zu Lyon werde angekommen seyn, und die Wirkung eines Postweges von 150 Meilen auf meinen armen Kopf werde erfahren haben. Ich ersuche Ew. Majestät um die Erlaubniß, Denselben auf meiner Reise schreiben zu dürfen. Da ich indeß mich nirgends lange aufhalten werde, so wage ich nicht die Hofnung, von Ewr. Maj. Höchstselbst unmittelbar Nachrichten zu erhalten; aber die öffentlichen Berichte und der allgemeine Ruf werden sie mir melden.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht und der gerührtesten Dankbarkeit u. s. w.

11.

Lyon, d. 12. Oktober 1770.

Sire!

Ich komme jetzt von Ferney, wo ich vierzehn Tage bey Herrn von Voltaire zugebracht habe. Ich fand ihn durchdrungen von Erkenntlichkeit über die Güte Ewr. Majestät, und von innigem und gerührtem Gefühle gegen Dieselben. Er hat oft mit dem lebhaftesten Interesse mit mir davon geredet, wie viel die Philosophie und die Wissenschaften Ewr. Majestät verdanken, wie gleich dringend das Bedürfniß Ihres Schutzes und Ihres Beyspiels für sie ist, und wie einstimmig sie die Erhaltung Ihrer — der ganzen Menschheit so wichtigen — Tage wünschen müssen. Ich theile auf das lebhafteste, Sire, alle diese Gefühle mit Herrn von Voltaire, und mit allen denkenden Menschen; denn — ohne Rücksicht auf das allgemeine Interesse der Litteratur — würde schon meine persönliche Verpflichtung gegen Ew. Majestät mir dieses zum Gesetz machen, wenn ich eine meinem Herzen so werthe Denkungsart ein Gesetz nennen kann.

Herr Mettra hat mir Kreditbriefe zugestellt, die sich auf 6000 Livres belaufen; haben Ew. Majestät die Gnade, meinen gerührten und ehrfurchtsvollen Dank dafür anzunehmen. Ich werde aber, Sire, nur einen Theil dieser Briefe gebrauchen, da die Kosten meiner Reise bey weitem nicht so hoch steigen werden; denn ich bin entschlossen, mich mit der Reise nach Langedok und Provence zu begnügen. Ich fühle durch die schon überstandne Strapaze,

paze, daß die Beschwerde einer Reise nach Italien zu heftig für meine schwache Gesundheit seyn würde; und ich hoffe, die Reise in den mittäglichen Provinzen Frankreichs wird mir denselben Nutzen leisten, ohne mir dieselben Gefahren zu schaffen, da die Wege und die Herbergen daselbst ganz ohne Vergleich besser sind als in Italien.

Ich denke noch zwey Monate hindurch in einer fast beständigen Bewegung zu seyn; und ich werde die Ehre haben, da Ew. Majestät sich dafür zu interessiren geruhen, Denselben Bericht vom Erfolge meiner Reise abzustatten. Seit zwey Tagen bin ich hier; und nachdem ich die Stadt gesehen habe, werde ich übermorgen von hier nach Montpellier abgehen. Daselbst werde ich Aerzte finden, die mich zwar nicht heilen, mir aber sicherlich viel Schönes sagen werden. Mit meinem Magen geht es schon viel besser; mit meinem Kopf bleibt es freylich fast noch immer beym Alten: doch, hoffe ich, wird er endlich auch meinem Magen nachahmen. Ich mißbrauche durch diese Ausführlichkeit Ewr. Majestät Güte und Zeit; und ich schliesse, indem ich Denselben die tiefe Ehrfurcht, die innige Bewunderung, und die zärtliche und ewige Dankbarkeit zu Füssen lege, mit welcher ich mein ganzes Leben hindurch seyn werde u. s. w.

12.

Paris, d. 13. Sept. 1773.

Sire!

Der Herr Markis von Puysegür, königl. französischer Generallieutenant, und Sohn des Marschalls von Puysegür, des Verfassers eines Werkes über die Kriegskunst, hat

hat mich ersucht, Ewr. Majestät das hier beygefügte Buch zu überreichen, welches größtentheils von ihm ist. Den Werth dieser Schrift zu bestimmen, geziemt den höchsten Richter über diese Gegenstände, dessen Aussprüche für alle Kenner Gesetzeskraft haben; mir genügt es, dem Willen des Verfassers gemäß, sein Werk zu Ewr. Majestät Füssen zu legen.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

13.

Paris, d. 10. Nov. 1774.

Sire!

In meinem letzten Briefe hatte ich die Ehre Ewr. Maj. vorläufig den Vorsatz des Herrn Tassart zu melden, welcher als Bildhauer in Ewr. Majestät Dienste zu treten wünscht, und den Entschluß gefaßt hat, sofort auf eigne Kosten und Gefahr, nach Berlin abzureisen, um die Ehre zu haben, sich selbst Ewr. Majestät zu zeigen, und zu erfahren, ob seine Kunstfähigkeit, seine Person und sein Charakter Denselben nicht mißfällig sind. Den gegenwärtigen Brief wird er die Ehre haben, Ewr. Maj. zu überreichen, und von Denselben Selbst zu erfahren, auf welche Bedingungen Dieselben ihn in Dero Diensten zu nehmen geruhen werden. Mit dem größten Rechte glaube ich, daß er durch sein Betragen, seine Geschicklichkeit und seinen Eifer sich Ewr. Majestät Gnade würdig bezeigen wird.

Erlauben mir Ew. Majestät, bey dieser Gelegenheit mir eine Gnade auszubitten, welche Bezug auf die Kunst hat. Ich habe dieser Tagen bey Herrn Grimm ein Bildniß Ewr. Majestät im Kleinen gesehen, welches aus Dero schönen Porzellanmanufaktur kommt, und welches mir so ähnlich und in jeder Rücksicht so meisterhaft scheint, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen kann, ein ähnliches zu besitzen. Wäre es zu unbescheiden, Sire, Ew. Majestät um diese Gnade zu bitten? Durch dieselbe würde auf immer meinen Augen der philosophische Monarch gegenwärtig, der beständig meinem Herzen gegenwärtig ist, und für welchen meine Bewunderung, meine Dankbarkeit, und meine tiefe Ehrfurcht nur mit meinem Leben aufhören werden.

Mit diesen Gesinnungen verharre ich bis zum letzten Athemzug u. s. w.

14.

Paris, d. 31. May 1775.

Sire!

Mylord Dalrymple, welcher die Ehre haben wird Ewr. Majestät diesen Brief zu überreichen, ist ein Mann, den seine Verdienste noch mehr als seine Geburt auszeichnen. Er ist verschiedenemal in Frankreich gewesen; und so habe ich das Vergnügen genossen, ihn kennen und schätzen zu lernen: welches letztere alle thun, die ihn kennen. Sein eifriger Wunsch ich, Sire, bey seiner jetzigen Reise nach Berlin Ewr. Majestät aufwarten zu dürfen: ein natürlicher Wunsch für jeden Fremden von Kenntnissen und Philosophie, den Monarchen zu sehen und zu bewundern, der, mitten im Glanz seines Ruhmes, auch noch die

Wissenschaften und die Philosophie auf eine so ausgezeichnete Art bearbeitet und beschützt. Ich habe Mylord Dalrymple Hoffnung zu Ewr. Majestät Gnade gemacht; und ich darf hoffen, daß Dieselben ihn Dero Gnade würdig finden, und seinen Verdiensten einen auszeichnenden Vorzug unter jenem Haufen von Fremden gewähren werden, worüber Dieselben oft unzufrieden sind.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

15.

Paris, d. 3. Jenner 1779.

Sire!

Ich bin so frey, Ewr. Majestät hier die Schrift zu Füssen zu legen, welche ich die Ehre hatte, Denselben in meinem Briefe vom 1sten Jänner anzukündigen *), und welche ich Herrn von Rougemont zustelle, um sie an Ew. Majestät gelangen zu lassen. Dieselben werden in der Note über die Bildsäule des Herrn von Voltaire Seite 523 und folgg., ferner auch S. 521 finden, wie ich gesucht habe, die Empfindungen auszudrücken, welche, als den Tribut ihrer Pflicht, die Menschheit, die Philosophie, die Wissenschaften, und ganz Europa Denselben darbringen. Aber ich war nur der schwache Dollmetscher dieser Gesinnungen, deren würdige Schilderung einer beredtern Feder als der meinigen zukömmt. Ungemein bedaure ich nur, daß ich erst nach dem Abdrucke dieses

Aufsatzes,

*) Dieser Brief vom 1sten Jenner, der vermuthlich bey der Lobschrift auf den Lordmarschall beygeschlossen war, findet sich nicht. — Das überschickte Werk, wovon hier die Rede ist, sind akademische Lobschriften.

Aufsatzes, Ewr. Majestät schöne Lobschrift auf Herrn von Voltaire erhielt, deren ich sonst gewiß würde erwähnt haben; aber diese Begebenheit, über deren Lobpreisung alle Gelehrten in Frankreich nur eine Stimme haben, soll bey einer andern Gelegenheit, die nächstens sich zeigen wird, nicht mit Stillschweigen von mir übergangen werden.

Darf ich Ew. Majestät ersuchen, mir gnädigst durch Herrn von Katt sagen zu lassen: ob Dieselben ein Werk, welches ich bereits vor einiger Zeit Denselben durch Herrn von Rougemont zuzuschicken die Ehre hatte, erhalten haben, des Titels: Neue Grundlinien zur Kenntniß des Menschen? Herr Barthes, ein gelehrter Arzt zu Montpellier, und der Verfasser dieses gelehrten Werkes, hatte auch einen Brief beygelegt, worinn er dies sein Buch Ewr. Majestät zu Füssen legte, und zugleich ansuchte, ihn mit der Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der berliner Akkademie zu beehren. Ich darf Ew. Majestät versichern, daß Herr Barthes, wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seiner Einsichten, dieser Ehre sehr würdig ist. Der Verfasser wünscht nun zu erfahren: ob Ew. Majestät das Buch erhalten haben, was Dieselben davon denken, und ob er sich mit der Gewährung der erbetnen Gnade schmeicheln darf?

Mit tiefster Ehrfurcht und der innigsten Verehrung des Herzens verharre ich u. s. w.

16.

Paris, d. 8. Jun. 1781.

Sire!

Der Herr Abbe de Boismont, ein Mann von viel Verstand und Verdiensten, mein Mitbruder bey der französischen Akademie, bittet mich, Ewr. Majestät seine tiefe Ehrfurcht zu Füssen zu legen, und Denselben in seinem Namen beygehende Leichenrede auf die Kaiserin Königin zuzustellen. Ew. Majestät werden Seite 20 und 29 dieser Rede finden, welche gerechte Huldigung der beredte Redner den seltnen Talenten, und dem in jedem Fache so glänzenden Genie des Großen Friedrichs dargebracht hat. Obgleich diese Rede in einer Kapelle gehalten ward; so hat doch die Gegenwart Gottes nicht gehindert, Sire, daß die Versammlung bey der Stelle, welche Ew. Majestät betrift, mit Entzücken ihren lauten Beyfall äusserte; denn der Redner drückte, mit Kraft und Wahrheit, bloß das aus, was alle seine Zuhörer empfanden. Sehr geehrt und sehr geschmeichelt, Sire, würde der Abbe de Boismont sich fühlen, wenn er Ewr. Majestät Beyfall erhielte, der ihn unendlich mehr rühren würde, als alles Lob, welches das Publikum seiner Rede ertheilt hat.

Erlauben Ew. Majestät mir, als dem Sekretär der französischen Akademie, meine Freude darüber zu bezeigen, daß diese Gesellschaft sich bey der Nation so viel Ehre dadurch erwirbt, daß sie fast in jeder ihrer öffentlichen Sitzungen, sie mögen geistlich oder weltlich seyn, zahlreiche und gerechte Huldigungen gegen Ew. Majestät darbringt. Wäre ich nicht schon lange mit den Gesinnun-

gen

gen der Bewunderung und der tiefen Verehrung, welche ich Ewr. Majestät schuldig bin, erfüllt; so hätte ich sie in dem Umgange meiner Mitbüder geschöpft, welche mit dem größten Rechte Sie, Sire, als den Beschützer der Philosophie und der Wissenschaften, und dabey zugleich als das Oberhaupt und das Muster der Gelehrten ansehen.

Mit diesen innigen und unveränderlichen Gesinnungen verharre ich auf ewig u. s. w.

N. S.

In diesem Augenblick, Sire, beym Abgang der Post, erhalte ich den Brief, womit Ew. Majestät mich unter dem 28sten May beehren; wann Dieselben von Dero Reisen zurück seyn werden, gebe ich mir die Ehre darauf zu antworten.

17.

Paris, d. 26. Oktober 1781.

Sire!

Ich habe die Ehre, Ewr. Majestät den Brief und die Werke des Professors zu überreichen, welcher durch seinen Unterricht den jungen Zögling gebildet hat, dessen Talente Ew. Majestät zu belohnen geruhet haben. Dieser Professor, Sire, theilet mit seinem jungen Schüler die Dankbarkeit, die Bewunderung, und die innige Verehrung, welche Ew. Majestät seit so lange allen denkenden Menschen einflößen. Er würde sich unendlich geschmeichelt finden, wenn seine Schriften hinlänglich Ewr. Maj. Beyfall erhielten, um ihn für würdig zu halten, ihn

 unter

unter die Zahl der auswärtigen Mitglieder Dero berühmter und gelehrter Akademie aufnehmen zu lassen. Geruhen Ew. Majestät ihm diese Gnade zu erweisen, so könnte er dieser Gesellschaft von Zeit zu Zeit interessante Abhandlungen über Gegenstände der Litteratur zusenden. Diese von Ewr. Majestät erhaltene Belohnung sowohl seiner eigenen Talente als seines Wartens und Pflegens aufwachsender Talente, würde in der Universität, deren Mitglied er ist, zugleich Dankbarkeit und Nacheiferung bewirken. Ich bin so frey, Sire, meine Bitten zu den Bitten des Herrn Selis (das ist der Name dieses Professors) zu fügen, um von Ewr. Majestät diese Gunst zu erflehen.

Mit tiefster Verehrung verharre ich u. s. w.

18.

Paris, d. 8. März 1782.

Sire!

Ich eile, um sogleich mit der heutigen Post den letzten Brief zu beantworten, womit Ew. Majestät mich beehren, und in welchem Dieselben sich über meine Thorheit beschweren, Ihnen ich weis nicht welches schlechte physikalische Werk überschickt zu haben. Ewr. Majestät Vorwurf würde sehr gerecht seyn, wenn ich Denselben wirklich den Verdruß einer solchen Lektüre verursacht hätte; aber, Sire, ich bin daran völlig unschuldig. Ich habe mir nicht die Freyheit genommen, Ewr. Maj. irgend ein Werk, weder ein gutes noch ein schlechtes, zu übersenden; ich kenne Dero Willensmeynung hierüber, und richte mich genau darnach. Auch kann ich nicht vermuthen,

muthen, wer die Unverschämtheit gehabt haben mag, sich meines Namens zu bedienen, um Ewr. Majestät Langeweile zu erregen. Herr von Rougemont, Dero Bankier, sagte mir gestern: Ein Herr Baron von Marivetz habe ihm aufgetragen, ein Buch an Ew. Maj. zu schicken. Ich aber, Sire, kenne diesen Herrn Baron von Marivetz nicht, habe sein Buch nicht gelesen, und mit Herrn von Rougemont nicht darüber geredet. Auch hat ein gewisser Herr Carra neulich ein physikalisches Werk des Prinzen von Preussen Königl. Hoheit dedizirt; und er sagte mir, er habe eines nach Berlin, unter Ewr. Majestät Wappen, geschickt. Aber Herr Carra, den ich kenne, hat mich versichert: er habe sich hierbey meines Namens nicht bedient. Ich bitte also Ew. Maj., überzeugt zu seyn, daß ich völlig unschuldig daran bin, daß jenes schlechte Buch, was es nun auch für eines mag gewesen seyn, Sie ungeduldig gemacht hat. Es ist wahrlich genug, daß ich Dieselben zuweilen mit meinen Rapsodien ennuyire, ohne daß ich noch andrer Schriftsteller ihre hinzu füge.

Mit der tiefsten Ehrfurcht, sowohl für Ewr. Majestät Person, als für Dero Zeit, verharre ich u. s. w.

19.

Paris, d. 27. März 1782.

Sire!

In dem letzten Briefe, den ich mir die Ehre gab Ewr. Majestät zu schreiben, rechtfertigte ich mich wegen eines Fehlers, dessen mich Dieselben schuldig glaubten,

und weshalb ich auch in der That Dero Vorwürfe verdient hätte, wenn ich Denselben, unmittelbar oder mittelbar, das schlechte physikalische Werk, welches Ihnen Langeweile erregte, übersandt hätte. Und heute nehme ich mir die Freyheit — aber ohne Besorgniß, weder Ew. Majestät zu beleidigen, noch Ihnen kostbare Augenblicke zu entziehen — Ihnen ein Werk zuzusenden, welches Dieselben wahrscheinlich nicht lesen werden, dessen Ueberreichung aber die Pariser-Universität für ihre Pflicht hielt, weshalb sie mir, als einem ihrer ehemaligen Zöglinge, aufgetragen hat, es Ewr. Majestät zu Füssen zu legen. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu versichern, wie sehr dieses Kollegium von Gefühlen des Danks, der Bewunderung, und der Verehrung gegen Dieselben durchdrungen ist. Sie haben geruhet, Sire, die aufkeimenden Talente eines ihrer Zöglinge zu belohnen und aufzumuntern; und Ewr. Majestät Wohlthaten haben ihm einen solchen Eifer eingeflößt, daß er seitdem ununterbrochen der erste in seiner Klasse gewesen ist. Dieser junge Mensch ist Stipendiat in dem Collège de Louis-le-Grand, welches ehemals die ehrwürdigen Jesuiten inne hatten, und welches jetzt das erste Collège der Pariser-Universität geworden ist. Dieses Gymnasium und die Universität bitten Ew. Maj. inständigst, die Sammlung der Statuten des genannten Gymnasiums, nicht als eine Schrift, die von Denselben gelesen zu werden verdiente, sondern nur als einen Beweis von der Ehrfurcht der Ueberreichenden, gnädigst anzunehmen. Vielleicht, wenn Ew. Majestät Jemand den Auftrag zu ertheilen geruhen wollten, Denselben von der Administrazion dieses Gymnasiums

Bericht

Bericht abzustatten; würden Dieselben mit der Ordnung, der Aufmerksamkeit, dem Eifer, und der Sparsamkeit der Administratoren ganz wohl zufrieden seyn: und vielleicht fände man darinn einige nützliche Winke für die Verwaltung der Gymnasien in Ewr. Majestät Landen.

Und das wäre denn, Sire, wie ich hoffe, mehr als es bedarf, um mich wegen der Uebersendung des beygeschlossenen Buchs an Ew. Majestät zu rechtfertigen, wobey ich Dieselben zugleich meiner beständigen Vorsichtigkeit in diesem Punkte und vorzüglich meiner großen Achtung für Dero Zeit versichere, welche letztere ich nicht minder als Dero Person verehre.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

20.

Paris, den 5. April 1783.

Sire!

Gegenwärtigen Brief wird Ewr. Majestät ein junger Mann von Stande, der tugendhaft und schätzbar ist, überreichen: der Sohn des Gouverneurs bey dem Herzog von Angouleme. Er reiset, um sich zu unterrichten; und aus diesem Grunde wünscht er, wie sehr natürlich ist, einen Augenblick Ew. Majestät, und in Ihnen den großen König, den Helden, und den Weisen, zu sehen und zu hören. Nur in dieser Absicht ersuche ich Ew. Majestät, ihm gnädigst eine Minute Audienz zu gestatten; er wird, so wie ich, voll Gefühls des lebhaftesten Dankes dafür seyn.

Die Ehre der Antwort auf Ew. Majestät Brief vom 23. März, behalte ich mir vor, sobald ich weniger leiden werde, als ich itzt wirklich leide.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

21.

Paris, d. 7. Jul. 1783.

Sire!

Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst um Erlaubniß, in diesem Augenblick eine fremde Hand gebrauchen zu dürfen, um den Brief, welchen Dieselben mir vor ungefähr sechs Wochen zu schreiben die Ehre erzeigten, zu beantworten. Seit der ganzen Zeit bin ich sehr matt und nicht im Stande gewesen, vorzüglich mit meiner eignen Hand, zu schreiben; die dazu nöthige Lage des Körpers ist für mein Uebel sehr ungünstig: und mein Arzt räth mir; zur Linderung meiner Schmerzen eine Zeitlang nicht selbst zu schreiben. Ich brauche Ew. Majestät nicht zu versichern, wie ungern ich mich dieses Mittels bediene; aber ich kann es nicht noch länger aufschieben, für alle Güte, womit Ew. Majestät mich unaufhörlich überhäufen, Denselben meinen innigsten und tiefsten Dank zu bezeigen. — Ich glaube, Ew. Majestät sehen die Ursache meiner Krankheit besser ein, als viele Aerzte sie eingesehn haben; und mit dem größten Eifer würde ich die mir von Denselben gütigst angebotenen Heilmittel annehmen, wenn ich itzt nicht neue Arzney gebrauchte, wovon ich mehr Hülfe, als von der vorigen, hoffe.

Des Herrn de Serant *) Familie ist über die Güte, welcher Ew. Majestät diesen jungen Offizier gewürdigt haben, von Dank durchdrungen, und trägt mir auf, Dieselben zu versichern, daß das Andenken dieser Güte bey ihr unverlöschlich seyn wird.

Man

*) Wahrscheinlich der im 20sten Brief empfohlne (S. 91) und dort nicht genannte junge Mann.

Man fürchtet hier sehr, wegen der Besitznehmung der Krimm durch die Russen, den Krieg wieder erneuert zu sehen. Mögen nur Ew. Majestät nicht gezwungen werden, Theil daran zu nehmen, sondern Dero übrige — für Europa so kostbare — Tage in der glorreichen Ruhe hinbringen können, welche Sie so wohl erworben und so wohl verdient haben!

Ich bin und bleibe, bis an das Ende meines traurigen Lebens, mit der gefühlvollsten Dankbarkeit und der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

22.

Im Louvre, d. 13. Jul. 1783.

Sire!

Der Herr Baron d'Escherny, Ewr. Majestät geheimer Rath (Conseiller d'Etat) zu Neufchatel, ein ehemaliger Bekannter des Lord Marschall, und Verfasser eines schätzbaren Buches, welches den Titel führt: **die Lücken in der Philosophie** (les Lacunes de la Philosophie,) und welches er vor einiger Zeit, ohne sich dabey zu erkennen zu geben, Ewr. Majestät zu übersenden die Ehre gehabt hat; — dieser Mann wünscht itzt die Ehre, Ewr. Majestät diesen Brief zu überreichen, und zugleich seine innigst gefühlte Verehrung zu Dero Füßen legen zu dürfen. Er hat es übernommen, Denselben eine genauere Nachricht von meinem traurigen Zustande zu geben, der sich fast immer gleich bleibt. Möge doch das Schicksal Ewr. Majestät das Glück und die Gesundheit zuwenden, welche es mir verweigert!

Mit der tiefsten und der zärtlichsten Verehrung beharre ich u. s. w.

Briefe von Herrn Darget.

1.

Berlin, d. 20. May 1749.

Sire!

In diesem Augenblick bekomme ich Briefe aus Paris, und habe die Ehre, sie Ewr. Majestät vorzulegen. Sie enthalten litterarische Nachrichten, und spezielle Umstände über Herrn von Voltaire, von denen ich glaubte, es würde Ew. Majestät nicht unangenehm seyn, sie zu erfahren.

Herr d'Arnaud schreibt mir, Voltaire's Reise könnte sich wohl noch bis zu dem Monat September, wo die Frau von Chatelet entbunden wird, verzögern. Zugleich nennt er mir ein neues Buch in einem Bande, aus welchem die Kenner sehr viel machen. Es hat den Titel: Voyage pittoresque (malerische Reise) oder: „Nachrichten von den schönsten Werken der Bildhauer„kunst, der Malerey und der Architektur in Paris." Befehlen Ew. Majestät, daß ich Herrn d'Arnaud schreibe, er solle das Buch schicken?

Man versäumt keinen Augenblick bey dem Druck des Gedichtes *), Sire; aber ich fürchte sehr, es wird nicht zu Ende dieses Monats fertig werden, wie ich Anfangs hofte; denn anstatt zwey und zwanzig Bogen wird es acht und zwanzig betragen, und zwar deshalb, weil einige Seiten etwas gesperrt werden müssen, damit das Ende der Gesänge gerade auf die zweyte Seite der

*) Des Palladiums.

der Blätter kommt; denn sonst würden die Vignetten an keinem guten Orte stehen, und das Werk nicht schön seyn. In der That, Sire, ich thue, was ich nur kann, damit die Ausgabe der Schönheit des Werkes entsprechen soll; aber das ist sehr schwer, und geht über meine und des Buchdruckers Kräfte.

Auch von Herrn Petit habe ich einen Brief bekommen, Sire. Er läßt die Soubrette noch immer nicht aus den Augen; aber er giebt alle Hofnung auf, daß er sie für siebenhundert Thaler bekommen wird. Sie soll hübsch und witzig seyn. Wollten Ew. Majestät nicht die Gnade haben, ihr achthundert Thaler zu bewilligen, wenn sie für weniger schlechterdings nicht kommen will? Ich erwarte Dero Befehle hierüber, um Herrn Petit entscheidend schreiben zu können.

Der Buchhändler Neaulme hat mir endlich über den Druck des Ovids geantwortet. Er glaubt, wenn, Ewr. Majestät Befehl zufolge, die erotischen Elegieen, die Episteln aus dem Pontus, die Kunst zu lieben, das Heilmittel der Liebe, der Kalender, und die Klagegedichte in einem Bande zusammen gedruckt würden, so möchte er zu stark und folglich nicht sonderlich elegant werden. Daher schlägt er vor, diese sechs verschiednen Werke in zwey gleich starke Bände zu vertheilen, die in Druck und Format eben so werden sollten, wie der Horaz. Er verlangt vierhundert und dreyßig Reichsthaler, und zwar die Hälfte vorschußweise, da er, wie er sagt, nicht im Stande ist, das Werk aus seinen eignen Mitteln zu unternehmen.

Ich bitte Ew. Majestät, mich Dero Gesinnungen über diesen Punkt wissen zu lassen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

2.

Berlin, d. . . November 1749.

Sire!

Ich wage es nicht, mit Ewr. Majestät von dem Schmerze zu sprechen, den mir der Tod meiner Gattinn verursacht. Er durchdringt mich so, daß ich ihn nicht aussprechen kann, und daß er, wenn Gott, die Zeit und Ihre Güte, Sire, keine Wirkung auf ihn thun, aus meinem Leben ein Gewebe von Kummer und Elend machen wird. Ich will mich nicht ohne Kampf ergeben; aber wenn die Hülfsmittel, die ich versuchen werde, meine Wünsche täuschen, so hoffe ich von Ewr. Majestät Menschenfreundlichkeit, Dieselben werden mir erlauben, daß ich meine Thränen in einer ewigen Einsamkeit verbergen, und irgend jemand, der glücklicher und ruhiger ist als ich, das Glück lassen darf, Denselben so zu dienen, wie es ein so gütiger und würdiger Herr werth ist.

Ich bin u. s. w.

3.

Stettin, d. 7. Septemb. 1750.

Sire!

Vergebens eilet man zu andern Welten hin,
Zu stillen seinen Schmerz, zu scheuchen seinen Graun.
Das Klima ändert sich, doch unsre Denkart nicht.

Das habe ich erfahren, Sire; und ich hätte besser gethan, wenn ich dem Rathe, den mir Ew. Majestät zu geben geruhten, gefolgt und in Berlin geblieben wäre, als daß ich mit meiner Melancholie und meiner schlechten Gesundheit hieher gegangen bin. Bey meiner Ankunft

habe

habe ich einen schlimmen Hals bekommen, und dazu hat sich auch ein Fieber eingefunden, so daß ich, anstatt mir, wie ich dachte, mit meinen alten Freunden Vergnügen zu machen, nun Arzeneyen brauchen muß, um mich in den Stand zu setzen, meinem Versprechen gemäß wieder bey Herrn **von Voltaire** seyn zu können.

Ew. Majestät werden aus dem hier beygefügten Briefe sehen, wie er seine Zeit anwendet, wie voll er von dem Glück ist, bey Ihnen zu leben, und wie sehr er Sie liebt. Sie kennen die Menschen besser als ich, Sire; Sie haben dies zu dem Platze, auf den der Himmel Sie gestellt hat, so wesentlich gehörige Talent in einem höhern Grade; aber wenn ich mich nicht schrecklich irre, so herrschen Ew. Majestät in der Seele dieses zweyten **Virgils** eben so, wie es Dieselben in dem Geist und dem Herzen aller derer zu thun verdienen, die das Glück haben, Ihnen nahe zu seyn, und in Ihnen den Menschen und den König zu bewundern. Ich thue, wie ich Ewr. Majestät nicht verberge, die lebhaftesten Wünsche, daß Dieselben Herrn **von Voltaire** behalten mögen; denn ich bilde mir ein, niemand in der Welt sey für Dero Privatleben und für Dero Beschäftigungen nöthiger. Sie werden aus seinem Briefe sehen, Sire, wie sehr er alles, was Ihren Ruhm angeht, zu Herzen nimmt. Gewiß hat er nicht geglaubt, daß ich Ewr. Majestät den Brief mittheilen würde. Auch ist es ein Geheimniß, um dessen Bewahrung ich Dieselben bitte. Aber ich glaubte, es würde Ihnen angenehm seyn, zu erfahren, wie er sich in den Augenblicken, wo er ganz voll Enthusiasmus ist, über das ausdrückt, was Ew. Majestät betrift.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich schmeichle mir, daß Ewr. Majestät meine Dreistigkeit nicht mißbilligen werden. Sie ist nur eine Folge von meinem Eifer und von der Aufrichtigkeit, die ich Denselben schuldig bin, und die ich Ihnen, als einem Herrn, den ich liebe, (ich wage es, dies zu sagen) und den ich über allen Ausdruck bewundre, auf mein ganzes Leben gelobt habe.

Mit diesen Empfindungen und mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich auf immer u. s. w.

4.

Paris, d. 18. Septemb. 1752.

Sire!

Ist es jemals einem Unglücklichen erlaubt gewesen, sich zu beklagen, so befinde ich mich gewiß in diesem Fall. Ich bin von Ewr. Majestät Gütigkeiten, die ich so oft auf die Probe gestellt habe, ganz durchdrungen. Dieselben erlaubten mir gnädigst, hieher zu gehen, um an der Wiederherstellung meiner Gesundheit zu arbeiten. Nun befinde ich mich sechs Monate lang hier, habe Schmerzen gelitten, ausgedauert, und Geld aufgeopfert, um meine Absicht zu erreichen. Das alles ist vergeblich gewesen, und ich befinde mich nicht besser. Man versichert, ich leide von einem mit Eiter vermischten Skorbut, und verlangt, daß ich noch bis zum Januar bleiben soll, um ihn durch gelinde, doch sichere Mittel zu vertreiben, zu denen aber, wenn sie ihre völlige Wirkung thun sollen, die hiesige Luft erfordert wird. Der Arzt, der mich in die Kur nehmen will, verlangt erst nach einem glücklichen Ausgange Bezahlung; meine Familie dringt in mich, daß ich mich ihm anvertrauen soll, und besteht bey

Strafe

Strafe der Enterbung darauf; meine Freunde liegen mich darum an; und die Liebe zum Leben macht es mir beynahe zu einem Gesetz. Man verspricht mir nicht mehr zwey Jahre, wenn ich mit meinen Uebeln zurückreise; aber ich habe nichts zugesagt, und kann es auch nicht. Ich hange von Ihnen ab, Sire, und zwar noch weit mehr durch meine Ergebenheit und durch meine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit, als durch meine Pflicht.

Meine Lage ist schrecklich. Ich wünschte zu leben, und fürchte doch auch Ewr. Majestät zu mißfallen und Dero Güte und Geduld zu ermüden. Aber das Publikum weis nicht und Ew. Majestät vielleicht eben so wenig: wie sehr man Ihnen ergeben seyn muß, wenn man das Glück hat, Sie zu kennen. Und wenn ich Ihretwegen mein Leben in Gefahr setze, so wird man diesen Schritt mehr dem Eigennutz und der Ehrsucht zuschreiben, als der Ergebenheit, die indeß doch der wahre Bewegungsgrund dazu ist. Auch will ich mich nur von Ewr. Majestät selbst leiten lassen; ich bitte Dieselben, sich in meine Lage zu versetzen, und meiner Unentschlossenheit (der schrecklichsten Quaal der Seele) ein Ende zu machen. Ja ich wage es, Sie als den besten Kopf, den ich kenne, um Ihren Rath, und als den besten Herrn in der Welt, um Ihre Befehle zu bitten. Diese werde ich ohne Widerrede erfüllen, mögen sie nun dahin gehen, daß ich (wenn Sie anders die Güte haben, mir diese letzte Gnade zu bewilligen) hier bleiben, oder, sobald ich Ewr. Majestät Befehle erhalten habe, wieder zurückkehren soll. Im letztern Falle werden mich weder die schlimmen Wege, noch die Jahreszeit, mein schwächlicher Zustand, noch sonst etwas abschrecken. Ich will

Ewr. Majestät Befehle erfüllen; und komme ich bey dieser Unternehmung um, so sterbe ich wenigstens, nach meiner Art, auf dem Bette der Ehre.

Ich habe bey Herrn d'Alembert die Schritte gethan, die Ew. Majestät mir vorschrieben. Er fühlt den ganzen Werth der Stelle, welche Ihre Gnade ihm bestimmt, und ist von Dankbarkeit dafür durchdrungen; aber Liebe zum Vaterlande, Genuß eines völlig freyen Lebens, Besorgniß, den Umgang mit seinen Freunden zu verlieren, eine zärtliche Gesundheit, die sich, wie er glaubt, nur durch die vaterländische Luft erhält — alle diese Bewegungsgründe überwiegen bey ihm das glänzende Glück, das ihn in Berlin erwartete. Aber ich bin es ihm und der Wahrheit schuldig, Ew. Majestät zu versichern, daß er weiter nichts bedauert, als Denselben nicht nahe seyn zu können; und dies thut mir um so stärker leid, da er es mehr verdient, als ein anderer. Er ist ein seltner Mann, in Ansehung seiner ausgebreiteten Kenntnisse, seines Herzens und seiner Talente; aber auch ein Philosoph, der seinen Grundsätzen getreu bleibt, und keine andern Güter kennt, als das Leben und die Freyheit; kurz, ein solcher, wie Ew. Majestät seyn würden, wenn der Himmel Sie nicht zu einem großen König hätte lassen geboren werden. Sein Vermögen ist nur sehr mäßig, und er hat sich fest vorgenommen, dessen in Ihren Staaten zu genießen, wenn jemals die üble Laune der Theologen ihn nöthigen sollte, sein Vaterland, das er und das ihn liebt, zu verlassen. Er fühlt, daß ein Philosoph nur unter Ihrem Zepter eine Freystatt suchen muß; und diese Idee haben auch alle denkenden Menschen.

Neulich

Neulich aß ich bey Herrn de la Tour mit einem Manne, den ich von allen denen Gesinnungen durchdrungen fand, die man Ewr. Majestät schuldig ist; nehmlich mit Herrn von Frey-Chapelle, gewesenem Oberstallmeister des Königs von England in Hannover. Ich glaube, er würde sein Glück darein setzen, Ewr. Majestät Unterthan zu werden, wenn er in Dero Dienst nützlich angestellt werden könnte. Er scheint mir ein verständiger und verdienstvoller Mann, der große Kenntnisse von Pferden und Stutereyen hat. Ich weiß durch einige von seinen Freunden, daß ihm an mehreren Höfen verschiedene Stellen angetragen worden sind; aber er will keine, durch die der kleine Groll, den man an dem hannöverischen Hofe gegen ihn hat, gerechtfertigt werden könnte. Er ist römischkatholisch, aber, wie es mir scheint, ein Mann ohne Vorurtheile, und voll Eifer und unbegränzter Bewunderung gegen Ew. Majestät. Diese ist auch die Quelle seiner Verbindung mit Herrn de la Tour gewesen, der so laut als möglich erklärt, Sire, daß er Ihnen ganz ergeben ist!

Ich erwarte hier mit Gehorsam, Unterwerfung und Begierde die Befehle, welche Ew. Majestät mir über den ganzen Inhalt dieses langen Briefes geben werden, für welchen ich Dieselben um Geduld und Nachsicht zu bitten wage.

Ich bin u. s. w.

5.

Paris, den 11. Jun. 1753.

Sire!

Ich zog mehr meinen Eifer und Muth, als meine Kräfte zu Rathe, da ich zu Ewr. Majestät Füßen zu-

rückzukehren hofte. Meine Zufälle dauern noch immer mit den beunruhigendsten Symptomen fort. Die Schärfe wirft sich wechselsweise auf die Gegend der Blase und auf die Brust, und ich sehe wohl, daß ich mein ganzes Leben hindurch in einem sehr unglücklichen Zustande seyn werde. Ich hatte die Arzeneyen ausgesetzt, um die nöthigen Kräfte zu meiner Reise zu sammeln; aber die bösartige Schärfe, die mich beschwert, will ohne Unterlaß bekämpft seyn, und man drohet mir mit noch schlimmern Zufällen, wenn ich meine vaterländische Luft, die einzige Hülfsquelle, verlasse, die mir in einem so schrecklichen Zustande noch übrig bleibt. Daß ich nur hier vielleicht noch einige Jahre vegetiren kann, fühle ich selbst wohl, und sehe mich daher gezwungen, Sire, auf das Glück, wieder vor Ewr. Majestät zu erscheinen, Verzicht zu thun, oder noch durch neue Verzögerungen Dero Geduld zu ermüden, indeß meine Empfindung gegen Dieselben die Furcht bey mir erweckt, daß ich sie schon zu viel gemißbraucht habe. Geruhen Ew. Majestät, Sich der Gnade zu erinnern, mit der ich seit acht Jahren von Denselben überhäuft worden bin; ferner der sichern und ehrenvollen Lage, die ich bey Ihnen hatte, und der Hofnungen, mit denen ich mir schmeicheln konnte; endlich, da Ew. Majestät ja meinen Charakter kennen, meiner aufrichtigen gänzlichen Ergebenheit: und Dieselben werden sehen, daß ich nur der Liebe zum Leben und der Hofnung, es zu verlängern, die Vortheile aufopfern konnte, welche die Wünsche meines Herzens und meinen Ehrgeiz so sehr befriedigten.

Ew. Majestät würden mich beklagen, wenn Sie sähen, in welchem Zustande ich Ihnen diesen Brief schreibe

schreibe. Durch wie vielerley wird nicht mein Herz zerrissen! Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, Sire, Ihre Gnade auf immer zu verlieren. Geruhen Sie, mir diese noch ferner zu erhalten; ich werde mich ihrer nie unwürdig machen, und Ewr. Majestät durch meine Wünsche, durch meine Ergebenheit und Dankbarkeit immer angehören. Begierig würde ich Denselben meine Dienste von neuem widmen, wenn meine Gesundheit auf eine dauerhafte Art wieder hergestellt werden könnte. Ich wünschte, Sire, daß ich nur mit meinem Leben Ihr Diener zu seyn aufhören und nur von Ihren Wohlthaten leben möchte. Dies Glück würde alle Hofnungen krönen, die ich mir noch machen kann. Gott ist mein Zeuge, daß ich sie nur auf Ew. Majestät setzte. Ich kenne Dero gutes Herz zu genau, um nicht zu hoffen, daß Dieselben mich nicht verlassen werden, und um nicht wenigstens auf Dero Protekzion und Unterstützung zu rechnen, wenn ich Sie bey dieser oder jener Gelegenheit darum anflehen möchte. Es ist Ihrer würdig, Sire, Sich eines Dieners, den sein Unglück von Ihnen wegreißt, zu erinnern und ihm Dero Gnade zu bezeigen. Ich lege mich Ewr. Majestät zu Füßen, und bitte Dieselben, mir einen Abschied zu bewilligen, welcher der Zufriedenheit mit meinen Diensten entspricht, die Ew. Majestät zu äußern geruhet haben, und welcher mir zum Beweise dient, daß Dieselben mich nicht mit Ihrer Ungnade belasten. Bey meinem Eifer, meiner Treue und Ergebenheit habe ich diese niemals verdient; dies erkläre ich Ewr. Majestät noch einmal, und mit diesen Gesinnungen, so wie mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich, und werde ich bis zum letzten Augenblicke meines Lebens seyn u. s. w.

6.

Vincennes, d. 27. April 1754.

Sire!

Das Glück, daß ich Ewr. Majestät meinen Eifer und meine gänzliche Ergebenheit bezeigen kann, würde machen, daß ich Wunder thäte; und vielleicht wäre es schon eins, wenn ich eine solche Tänzerinn fände, wie Ew. Majestät sie verlangen. Haben dergleichen Mädchen eine artige Figur, so ist Paris für sie ein Peru, das sie nicht verlassen wollen. Indeß, wie dem auch seyn mag, Sire, ich habe die Angelegenheiten Ihres Theaters Herrn Petit, Ewr. Majestät Agenten, übergeben; und ich wage es, zu versichern, daß niemand geschickter ist, dergleichen Unterhandlungen zu treiben. Es ist billig, daß ihm alle Ehre davon zu Theil wird, da er alle Mühe hat; und er giebt mir auch zu verstehen: ich würde ihm, wenn ich ihm bey seinem Geschäfte behülflich seyn wollte, nur schaden.

Ich höre, daß sogleich ein gewisser Uhrmacher, Namens de Caen nach Berlin abreisen wird. Er ist ein vortreflicher Arbeiter, und Ew. Majestät machen an ihm eine sehr gute Akquisition.

Daß Herr von Voltaire Schritte thut, um wieder zu Ewr. Majestät zurückzukehren, wundert mich gar nicht. Er hat zu viel Kopf, als daß er nicht einmal in seinem Leben vernünftig werden sollte. Aber Ihrer Verweigerung, Sire, fehlt es nicht an einem guten Grunde, da er so unglücklich gewesen ist, sich sehr stark gegen Sie zu vergehen. Das, was Ew. Majestät mir hierüber zu schreiben geruhet haben, macht mir um so mehr Vergnügen,

gen, da man hier ausbreitete, Dieselben hätten einige Neigung geäußert, ihn wieder zu sehen. Ich weiß sogar, daß der Präsident *) sehr darüber erschrocken ist. Man wird eines Tages, wie ich glaube, von dem allen noch sonderbare Dinge erfahren, die itzt noch in Dunkelheit verhüllt sind. Wie dem auch seyn mag, Sire, Ihr Ruhm siegt über alles, und wird immer darüber siegen. Man hat Recht, sich mit angenehmen Dingen zu belustigen, wenn man beständig nur nützliche thut; und diesen zufolge werden die Fürsten von den Weisen und von der Nachwelt beurtheilt. Warum kann die Epistel an Ihren Geist **), Sire, nicht öffentlich bekannt gemacht werden! Ew. Majestät müssen erlauben, daß man Ihnen dieselbe entwendet, wenn Sie die beste Apologie für sich bekannt machen wollen.

Man versichert hier, Herr von Voltaire werde den ganzen Sommer in Plombieres zubringen, und sich dann für immer in Straßburg aufhalten. Er hat sich Mühe gegeben, nach Luneville gehen zu dürfen; aber ohne Erfolg. Jeder, der zu diesem Lande gehört, wird sich nie auf etwas einlassen, das sich vielleicht nicht mit der ausgezeichneten Achtung vertragen möchte, die man Ewr. Majestät hier so gern bezeigt.

Wirklich, Sire, ist meine Gesundheit noch immer sehr zerrüttet. Dieser Winter war sehr hart und sehr langwierig; ein Klima unterschied sich wenig von dem andern. Uebrigens wissen Ew. Majestät besser, als sonst jemand, wie sehr auf Seelen, die Reizbarkeit haben, alles

---

*) Maupertuis.

**) Die zwanzigste in den Poesies diverses. S. h. W. Fr. II.

alles das wirkt, was sie umgiebt. Dies leidige Geschenk der Natur hat sich bey mir noch nicht vermindert: das Andenken an Ewr. Majestät Güte stellt sich meinem Herzen und meinem Geiste sehr oft auf die rührendste Art dar; und die Gnade, Sire, die Sie mir dadurch erzeigen, daß Sie mir dieselbe noch immer nicht entziehen, verdoppelt diese Rührung noch. Ich wage es, Ew. Majestät zu bitten, mir noch ferner Beweise davon zu geben.

Noch immer rechne ich fest auf die Protektion, welche Dieselben mir zu versprechen geruhet haben. Auf Ihre Unterstützung, Sire, gründe ich meine stärksten Hofnungen. Es ist Ewr. Majestät Herzensgüte gemäß, daß Sie es gern sehen werden, wenn ich Ihnen, selbst von Ihnen entfernt, mein Glück verdanke; und dies wird doppelten Werth für mich haben, wenn ich es durch Dieselben bekomme.

Ich lege eine Abschrift von zwey authentischen Briefen bey, die in Paris großes Aufsehen machen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

7.

Vincennes, d. 10. Jun. 1754.

Sire!

Ich hätte, wie ich gestehe, nicht gedacht, daß Ew. Majestät noch mit der Zänkerey der Herren von Maupertuis und von Voltaire sollten beunruhigt werden. Dieser leidige Prozeß hat nur schon zu lange gedauert. Aber trotz meiner Hypochondrie habe ich über das lachen müssen, was Ew. Majestät mir auf eine so angenehme Art zu sagen geruhen: „Diese Herren hielten Dieselben „für

„für einen Rinnstein, in den sie ihre Unreinigkeiten aus„gießen könnten.“ Aus diesem Ausdruck sehe ich, daß Ew. Majestät an diesen Zänkereyen nicht anders Antheil nehmen und auch ihn nie genommen haben, als wie es Dero überlegnerem Genie und höherem Range angemessen war; und dies ist eine Wahrheit, deren Demonstration hier für Dero persönlichen Ruhm so wenig gleichgültig ist, daß ich mir die Indiskretion erlaubt habe, das, was Dieselben mir hierüber zu schreiben die Güte gehabt, einigen Personen mitzutheilen, die sich für alles, was Ew. Majestät betrift, interessiren. Auch das, was Dieselben nachher hinzusetzen, bestätigt, was ich mit so vielem Vergnügen von Dero Charakter äußere. Hier ist es, Sire! Sie werden das gern wieder lesen, was Sie so schön sagen: „Der Witz ist eine Schminke, welche häß„liche Züge bloß versteckt. Die gesunde Vernunft glänzt „zwar weniger; aber sie führt eben durch ihre Genauig„keit zur Tugend hin; und ohne diese kann keine Gesell„schaft bestehen.“ Diese Züge, Sire, mahlen Ihr Herz; und die Gesellschaft gewinnt dabey, wenn sie solche Herzen, wie das Ihrige, kennen lernt. Auch haben diese Ausdrücke Eindruck auf Jeden gemacht, dem ich sie zeigte, und der den Menschen in dem großen Könige zu lieben fähig war. Man sagt mir, daß sie auch Herrn von Maupertuis zu Ohren gekommen sind, und daß er sehr unruhig darüber gewesen ist; aber damit will man ihn ohne Zweifel nur lächerlich machen. Der Ergebenheit für Ew. Majestät zufolge, die ich an ihm kenne, muß es ihn freuen, daß Dieselben im Publikum sich mit seinem Streite nur so zu beschäftigen scheinen, wie er es selbst vielleicht thun sollte; das heißt: zu seiner

Belustigung; er würde dann, auf seine Art, dem Feinde Frieden vorschreiben.

Ich glaubte, das ehrfurchtsvolle Vertrauen, das ich Ewr. Majestät gewidmet habe, erforderte es, Denselben Rechenschaft von meinem Betragen zu geben, da es Ihnen vielleicht so hinterbracht werden könnte, daß Sie mir Ihre Gnade entzögen, worüber ich mich niemals trösten würde. Meine Absichten sind ohne Falsch, und hangen immer von meiner Ergebenheit gegen Sie ab, Sire. Dieser Bewegungsgrund muß auch, wie ich zu sagen dreist genug bin, Ew. Majestät verpflichten, die Fehler zu verzeihen, zu denen mich vielleicht ein zu lebhafter Eifer verleiten könnte. Aber kann das, wodurch Dero Eigenschaften als Mensch bekannter werden, ein Verbrechen seyn?

Ew. Majestät erinnern sich also noch, wie Dieselben mich so scherzhaft ins Garn führten, und mich eines Tages auf das Kapitel von den Deutschen brachten? Ich bin weit davon entfernt, die Zuverlässigkeit ihrer Freundschaften zu bestreiten, und erkläre vielmehr laut und täglich: daß ich durch sie niemals den geringsten Verdruß bey Ewr. Majestät gehabt habe, und daß mir dergleichen nur von den Franzosen aus der Klasse der schönen Geister verursacht worden ist, die es mir nicht verzeihen konnten, daß ich mich weniger unverständig betrug, als sie. Dies ist geradezu die einzige Art von Verdruß, die ich in Ewr. Majestät. Dienste gehabt habe. Alle Vergnügungen des Landes, worinn ich wohne, entreißen mir das Andenken an Dero Gütigkeit nicht, und eben so wenig die Gesinnungen der zärtlichsten und ehrfurchtsvollsten Ergebenheit, welche die Art, wie Dieselben sie

mir

mir noch erhalten, von mir erfordert. Nur durch die Redlichkeit meines Herzens kann ich sie verdienen; und ich wage es, zu schwören, Sire, daß dieses Herz Ihnen beständig zugehören und ganz gewidmet seyn wird. Geruhen Sie, mir zu erlauben, daß ich es Ihnen immer widmen, und dies auch sagen darf.

Ich bin u. s. w.

8.

Vincennes, d. 3. August 1754.

Sire!

Ewr. Majestät Güte bewegt Dieselben, mir Ruhe und Heiterkeit zu wünschen; die letztere fehlt mir noch eben so, wie in Potsdam, und Ruhe könnte ich daselbst mehr haben, als an jedem andern Orte in der Welt, wenn ich Gesundheit, und keinen Sohn hätte. Diesen beyden Gegenständen habe ich das Glück meines Lebens aufgeopfert, welches meine Ergebenheit für Sie mich zu Ihren Füßen finden ließ, Sire, und welches, selbst mitten unter den Annehmlichkeiten, deren man in Paris geniessen kann, das Andenken an jene Zeit immer stören wird, wenn ich auch jemals so viel Vermögen haben sollte, mir dieselben verschaffen zu können. Doch hieran habe ich große Ursache zu zweifeln, wenn Ewr. Majestät Protektion und Unterstützung das Ministerium nicht bestimmen, etwas für mich zu thun. Darauf setze ich meine Hofnung, und ich schmeichle mir noch immer: Ew. Majestät werden, da Dieselben mir das Versprechen zu geben geruhet haben, es, wenn eine Gelegenheit vorkommt, auch erfüllen.

Her-

Herr von Voltaire ist noch in Plombieres, und hat daselbst einen Besuch von seinen Nichten gehabt. Wo er nachher hingehen wird, weiß man nicht. Sein Aufenthalt in der Abtey zu Senonne bey dem berühmten Don Calmet verursachte, daß viele lächerliche Gerüchte über seine angebliche Bekehrung umher liefen. Aber er hat Herrn d'Alembert einige sehr gut gearbeitete Artikel für die Encyclopädie geschickt, und einen Brief hinzugefügt, der keinen von Vorurtheilen unterjochten Mann verräth.

Erst von Ewr. Majestät erfahre ich die Verheirathung des Grafen Algarotti. Dieselben verlieren an ihm einen sehr angenehmen Mann. Wenn er so denkt wie ich, so wird er es sehr bedauern, daß er Ew. Majestät dazu vermocht hat, neue Freunde zu suchen, wie Dieselben sich so verbindlich auszudrücken geruhen.

Der Brief, den ich von dem Herrn Abbe de Prades bekommen habe, machte mich Anfangs wirklich ganz traurig, weil ich befürchtete, die Ausgabe von Ihren Werken möchte verlegt oder verloren gegangen seyn, was Ew. Majestät denn freylich sehr beunruhigen müßte. Aber wie wenig wahrscheinlich war es, daß eine ganze Ausgabe verschwunden seyn sollte? Auch merkte ich, da die Rede von Klein-Quart ist, sehr bald: Ew. Majestät hätten vielleicht vergessen, daß Dieselben nur ein Exemplar von dieser Art für Dero kleine Reisebibliothek haben abziehen lassen. Alle übrigen auf großem Papier sind auf dem berlinischen Schlosse in der Buchdruckerey in sicherer Verwahrung, wie ich es dem Herrn Abbe de Parades auch sogleich schrieb, als ich seinen Brief erhielt. Indeß wird meine Unruhe nicht eher ganz gestillt

seyn,

seyn, als bis ich die Bestätigung meiner Vermuthung erhalte. Diese Gnade erwarte ich von Ewr. Majestät Gütigkeit. Dieselben wissen, wie sehr Besorgnisse auf melancholische Leute meiner Art wirken.

Ich wünsche recht herzlich, der Brunnen, den Dieselben vor kurzem in Sans-Souci getrunken haben, möge eine heilsame Wirkung thun; dann würde mein heißester Wunsch erfüllt seyn.

Ehe ich diesen Brief schließe, Sire, muß ich mich noch unterstehen, Ewr. Majestät zu sagen, wie sehr zweyerley, was Dieselben so eben gethan, hier allgemeinen Beyfall findet; nehmlich, daß Sie Herrn Baron von Knyphausen zu Dero Minister ernannt, und Herrn d'Alembert die Wohlthat erwiesen haben. Zwar weiß ich wohl, daß Ew. Majestät sich nicht nach der Meynung des großen Haufens bestimmen; aber es kommt doch, wie Frau von Sevigne bey der Verheyrathung ihres Sohnes sagte, immer mit in Anschlag, wenn das Publikum zufrieden ist. Möchten Sie noch lange leben, Sire, um andre glücklich zu machen, und es selbst zu seyn!

Der Markis von Vallory ist von dem Andenken, womit Ew. Majestät ihn beehren, immer stärker entzückt, und legt sich Denselben sehr aufrichtig und ehrfurchtsvoll zu Füßen.

Ich bin u. s. w.

9.

Vincennes, d. 5. Oktob. 1754.

Sire!

Nur von Ewr. Majestät kann ich Glück und gute Umstände hoffen; und jetzt ist eine Gelegenheit da, wo ich beydes

beydes durch Dero Güte und Protekzion bekommen kann. Dieselben haben es mir zu versprechen geruhet, und ich setze nun mein ganzes Vertrauen darauf.

Herr von Sechelles, der zum Generalkontrollör der Finanzen ernannt, und in dieser Eigenschaft das Tribunal aller soliden und baaren Gnadenbezeugungen ist, fühlt für Ew. Majestät noch alle die Gesinnungen, welche Dieselben ihm in Prag einflößten, wo er das Glück hatte, Ihnen persönlich bekannt zu werden; und ich weiß, daß er mit Begierde jede Gelegenheit ergreifen wird, etwas zu thun, das Ewr. Majestät angenehm seyn kann. Dieselben werden geradezu mein Glück machen, wenn Sie geruhen, mir ein Empfehlungsschreiben an diesen Minister zu bewilligen, und ihm darinn zu sagen: mit welcher besondern Güte Ew. Majestät mich beehren, und daß es Denselben persönlich Vergnügen machen würde, wenn Herr von Sechelles mir in Rücksicht auf Sie, entweder bey der Unterpachtung, oder in irgend sonst einem Finanzsache gefälligst einen vortheilhaften Antheil geben wolle.

Diese Gnade, Sire, wäre ein Sieg für mich, und ich würde Ewr. Majestät das Glück verdanken, allenthalben, wo ich wollte, ruhig, frey, und los und ledig von tyrannischen Geschäften zu leben, die immer beschwerlich und lästig werden, wenn man eine so zerrüttete Gesundheit hat, wie ich. Ich bitte Ew. Majestät auch sehr ehrfurchtsvoll, den Herrn Baron von Knyphausen zuvor wissen zu lassen, daß Dieselben mir bey dieser Gelegenheit Dero Protekzion zu gewähren geruhen, damit er dadurch autorisirt wird, die Wirkung derselben von dem Herrn Generalkontrollör zu verlangen; und falls

Ew.

Ew. Majestät glauben sollten, Sie müßten nicht an Herrn von Sechelles schreiben, (was indeß Dieselben, als ich die Ehre hatte in Dero Diensten zu seyn, mehr als einmal zu thun die Güte hatten) so wage ich es, Ew. Majestät zu bitten, daß Dieselben dem Herrn Baron von Knyphausen befehlen, mich in Dero Namen dem Minister vorzustellen und ihm das zu sagen, warum ich Ew. Majestät zu bitten dreist genug bin, und daß Dieselben die Gnade haben, mit dem Chevalier de la Touche *) darüber zu sprechen.

Aber, Sire, ein Brief von Ewr. Majestät würde bey weitem wichtiger für mich seyn; und eben weil diese Gnade ausgezeichneter ist, wage ich es auch, Dieselben dringender darum zu bitten, und mir mehr Hofnung zu machen, daß ich sie erhalten werde. Erlauben mir Ew. Majestät, Dieselben zu erinnern, daß Sie durch Ihre Empfehlung die Brüder der Herren von Maupertuis und von Chasot glücklich gemacht haben, die nicht einmal den Vortheil hatten, persönlich von Denselben gekannt zu seyn; und daß Ew. Majestät, wenn Sie mir diese Gnade zu erzeigen geruhen, einen alten Diener belohnen, der Denselben immer gänzlich ergeben ist, und mit dessen Treue Sie gnädigst keine Unzufriedenheit zu äußern schienen. Diese Empfehlung kompromittirt übrigens, wie ich Ew. Majestät feyerlich zu versichern wage, Dieselben gar nicht. Es ist ganz gewöhnlich, daß man dergleichen Antheile nur bey der mächtigsten Protekzion bewilligt.

Da

*) Damaligem französischen Gesandten am berliner Hofe.

Da diese Finanzsachen auf der Reise nach Fontainebleau abgethan werden, so wünschte ich sehr, dahin gehen zu können, um den Brief zu überreichen, den ich von Ewr. Majestät Güte mit dem ehrfurchtvollsten Vertrauen erwarte.

Ich bin u. s. w.

10.

d. 9. Novemb. 1754.

Sire!

Ich erwarte, daß der Herr Baron von Knyphausen die Befehle erfüllen wird, die er von Ewr. Majestät, dem zu folge, was Dieselben mir in Dero Briefe vom 19ten v. M. anzukündigen geruhen, erhalten soll. So ausgezeichnete Gütigkeiten müssen für mich die vortheilhafteste Wirkung haben, besonders wenn Ew. Majestät gnädigst auch dem Herrn Chevalier de la Touche einige Worte sagen wollten, damit er dem gemäß hieher schriebe. Mein Glück wird Ihr Werk seyn, Sire; ich hoffe, daß Sie es nicht aufgeben, und, wenn es zur Entscheidung meiner Lage durchaus nothwendig seyn sollte, geruhen werden, mir einen unmittelbaren Brief an Herrn von Sechelles zu bewilligen. Dieselben kennen die Menschen, und wissen, wie sehr etwas, das ein großer König und ein großer Mann persönlich an sie gelangen läßt, Anrecht darauf hat, sie zu interessiren. Ich wünsche dieses geringe Glück aus keiner andern Ursache, Sire, als um mir Freyheit zu verschaffen, ohne welche kein wahres Wohlseyn Statt findet, und von der ich nur den

Ge-

brauch machen werde, daß ich Ewr. Majestät bisweilen meine Wünsche, mein Glück selber und meine ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit zu Füßen lege. Diese Hofnung, Sire, ist der erste aller meiner Plane, und ich wage es, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie einen Gedanken nicht zerstören mögen, der mich belebt und aufrecht erhält.

Ich kenne Ewr. Majestät Geschmack an Lankret's Arbeiten, und lege hier eine Nachricht von zehn Gemälden dieses Meisters bey, die einer von meinen Freunden, auf mein Zureden, abtreten will, wenn sie Ewr. Majestät etwa gefallen sollten. Es sind, wie jedermann gesteht, die angenehmsten, welche dieser Künstler jemals gemacht hat, sowohl in Rücksicht der richtigen Zeichnung, als der Schönheit der Figuren. Wenn Ew. Majestät es für gut finden, mir irgend einige Befehle hierüber zu geben, so werde ich sie mit der größten Genauigkeit erfüllen. Die Gemälde sind in sehr gutem Zustande, selbst in Ansehung der Rahmen, so daß man sie bey ihrer Ankunft sogleich an Ort und Stelle aufhängen könnte.

Herr von Voltaire ist mit seiner Nichte, Madame Denis, noch immer im Elsaß. In diesem Winter wird man seine Rettung Rom's wieder auf das Theater bringen. Bey der Zurückkunft von Fontainebleau erwartet man Krebillon's Triumvirat, über dessen Aufnahme die Meynungen noch getheilt sind. Die Schauspieler haben die größte Erwartung davon; und ehe man noch die Rollen ausgetheilt hatte, waren schon alle Logen für die ersten Vorstellungen dieses Trauerspiels gemiethet. Dies ist wirklich wahr, Sire, und kann nur hier zu Lande geschehen!

Ich bin u. s. w.

II.

d. 24. Dezemb. 1754.

Sire!

Ich bin dem Herrn von Sechelles vorgestellt worden, und er hat Ewr. Majestät ehrfurchtswerthe Empfehlung so aufgenommen, wie er mußte. Hoffentlich wird sie die heilsame Wirkung für mich thun, die ich so viele Ursache zu erwarten habe, besonders, wenn Herr Baron von Knyphausen den Herrn Generalkontrollör bisweilen daran erinnert. Ich bin so dreist, Ew. Majestät um die Gnade zu bitten, daß Sie ihm dies zu empfehlen geruhen und auch die ausserordentliche Güte haben mögen, Herrn de la Touche einige Worte darüber zu sagen. Hier zu Lande ist jeder Weg, auch selbst zu einem mittelmäßigen Glücke, so voll Leute, daß man geradezu nur durch mächtige Protekzion etwas erlangen kann; und ich habe alle mögliche Hofnung, Sire, daß man der, mit welcher Ew. Majestät mich beehren, die bescheidnen Bitten nicht abschlagen wird, die ich zu thun Willens bin. Wie glücklich, Sire, wäre ich, wenn ich bey den Gesinnungen, die mich an Ew. Majestät fesseln, meinen Wohlstand nur Ihrer Unterstützung und Güte verdankte!

Herr von Voltaire ist bey der Durchreise des Herzogs von Richelieu in Lyon gewesen, und hat der Madame M** seine Aufwartung gemacht, aber eine kalte Aufnahme gefunden. Er ist von den Großen mit Gleichgültigkeit behandelt, von den Privatleuten gefürchtet und von dem gemeinen Haufen mit Lobsprüchen überhäuft worden. Man glaubte, er würde daselbst die Zurückkehr des Herzogs von Richelieu erwarten, die den

10ten

10ten Januar erfolgen wird; aber am 10ten d. Monats zu einer Zeit, wo man es am wenigsten vermuthete, ist er in Gesellschaft der Madame Denis wieder abgereist, um sich auf dem Schlosse Prangin im Païs de Vaud unter Berner Hoheit, sechs französische Meilen von Genf und an dem See dieses Namens, niederzulassen. Dies Schloß, das sehr schön und auf das reizendste gelegen ist, hat der Eigenthümer ihm geliehen; und man glaubt in Lyon: dieser ökonomische Bewegungsgrund habe nicht wenig zu seinem Entschlusse beygetragen. Er hat bekannt machen lassen, daß er nach Aachen gehen würde, um die Bäder zu gebrauchen; aber man zweifelt daran. Gegenwärtig veranstaltet er in Genf eine neue Ausgabe der Universalgeschichte: und man versichert: die öffentliche Bekanntmachung der Pucelle hange nur noch an einem Faden. Er äussert gegen jedermann, daß er auf eine ewige Verweisung aus diesem Lande rechne, wenn dies Werk gedruckt werden sollte. In Lyon hat er zum Zeitvertreibe die Schauspieler einige von seinen Tragödien aufführen lassen. Krebillon's Triumvirat, das gestern zum erstenmal und mit sehr großem Beyfall vorgestellt worden ist, wird ihm ein empfindlicher Schlag seyn. Er soll nach eben dem Plan Cicero's Tod gemacht haben.

Die Rede, die Herr d'Alembert am 19ten d. bey seiner Aufnahme in der französischen Akademie hielt, fand allgemeinen Beyfall, und verdiente ihn auch. Er sprach von Ewr. Majestät, wie jedermann von Denselben denkt.

Wir sind dem neuen Jahre nahe, Sire. Ich wage es, mir zu schmeicheln, daß Ew. Majestät mir gnädigst er-

erlauben werden, Dieselben bey dieser Gelegenheit abermals zu versichern, daß ich für Dero Gesundheit Wünsche thue, und sie mein ganzes Leben hindurch thun werde. Diese sind eine Folge von meiner ehrfurchtsvollen Dankbarkeit, und meiner gänzlichen Ergebenheit für Ew. Majestät.

Ich bin u. s. w.

12.

d. 12. März 1755.

Sire!

Herr Petit hat Ewr. Majestät ohne Zweifel das Verzeichniß von den Gemälden des Herrn Pasquiers, gewesenen Deputirten der Kaufmannschaft der Normandie, zugeschickt, der eine Sammlung von auserlesenen Stücken aus den verschiedenen Schulen besaß. Dies Kabinet soll sogleich verkauft werden. Man findet darinn besonders die Leda von Korreggio aus dem Kabinet des Regenten. Der verstorbene Herzog von Orleans ließ aus Frömmigkeit dies Gemälde in vier Stücke zerschneiden. Glücklicherweise rettete Coypel sie aus dem Feuer, ob er gleich den Kopf nicht erhalten konnte. Er setzte die Stücke wieder zusammen, und den Kopf ergänzte de Lien. Dies Gemälde, das an sich selbst so schön, und durch seine Schicksale so berühmt ist, wird, wie man sagt, bis auf fünf und zwanzig tausend Livres getrieben werden. Es ist ungefähr sechs Fuß hoch, und fünf breit. In der Gallerie, zu der Ew. Majestät Anstalten machen, würde es seinen Platz herrlich füllen.

Herr von Voltaire hat sich endlich zwischen Genf und Rom entschieden, und sich durch seinen Verleger

Cra-

Cramer ein sehr schönes und gut gebauetes Landgut an dem Genfer See für 87,200 Livres kaufen lassen. Er hat das Geld vorausbezahlt, und Cramer hat es ihm für 40,000 Franken auf Lebenszeit verkauft. Gegenwärtig veranstaltet er von seiner Universalgeschichte eine vollständige Ausgabe in fünf Bänden. Wie es scheint, ist er, so wie Madame Denis, entschlossen, in dem dortigen Lande zu bleiben; sie haben alle ihre Möbeln und Bücher dahin kommen lassen. Folgende Verse hat er auf die Stadt Lyon gemacht:

Ihr seht den Plutus wohl als eine Gottheit an;
Doch desto besser nur für eure schöne Stadt:
Er hat kein besseres Asyl.
Sonst ist er blind, doch nicht bey euch.
Vor Zeiten war er nichts, als nur des Reichthums Gott;
Ihr macht, daß er bey euch der Gott der Künste wird;
Ich seh', in euren Wällen fließt
Die Hippokren' und der Paktol.

Herr de Fontenelle war dem Tode nahe. Er ist ihm entgangen, und ungeachtet seines Alters von neun und neunzig Jahren, ißt er doch Mittags täglich außer dem Hause, wie er es sein ganzes Leben hindurch gethan hat. Sein Geist bleibt immer heiter, und diesen Zustand verdankt er nur seinem ruhigen Charakter. Vor noch nicht drey Jahren machte er folgendes Impromptu:

Beglückt, wer sonst nichts kennt, als nur
Den unbescheidnen losen Schalk,
Der stets die Weiberchen besiegt!
Ihn läßt man denn nun freylich wohl;
Allein — wo mit dem Herzen hin?

Dies ist im neun und neunzigsten Jahre sehr scherzhaft philosophirt, und deshalb werden Ew. Majestät, wie ich mir schmeichle, mir verzeihen, daß ich Denselben so etwas Muthwilliges mitgetheilt habe.

Auf dem französischen Theater giebt man itzt mit vielem Beyfall das Trauerspiel Philoktet vom Herrn von Chateau-Brun, dem Verfasser der Trojanerinnen, die im vorigen Jahre aufgeführt wurden. Die Charaktere des Ulysses und des Philoktet sind dem Homer sehr glücklich nachgezeichnet, und in dem ganzen Stück sind hin und wieder sehr gute Verse und herrliche Sentenzen. Ein Finanzier sagte neulich über dies Stück: es ist recht artig; aber der Sophokles vom Euripides ist mir doch lieber. Die Witzlinge sagen: es wären Pibrak's Quatrains (vierzeilige Strophen) in Handlung gebracht. Ich habe dies neue Stück noch nicht gesehen, Sire; eine gichtische Schärfe, die zu meinen andern Unbequemlichkeiten noch hinzugekommen ist, hat mich davon abgehalten. Bey meiner eignen traurigen Erfahrung bewundre ich nun noch mehr als ehemals die Ruhe, mit welcher ich Ew. Majestät die Schmerzen dieser grausamen Krankheit habe leiden sehen. Möchten Dieselben lange davor bewahrt bleiben! Dieser Winter ist sehr anhaltend, und ich fürchte immer, Sire, daß die Art von Einsiedley, in welche Sie Sich während dieser Jahreszeit vergraben, Ihrer Gesundheit nachtheilig seyn wird. Ew. Majestät werden einem alten, Denselben noch immer gleich ehrfurchtsvoll ergebenen Diener erlauben, Ihnen über diesen Punkt seine Unruhe und seine Wünsche zu bezeigen.

Ich bin u. s. w.

13.

d. 8. Jul. 1755.

Sire!

Indeß Ew. Majestät in Holland umher reisten, und ein Inkognito beobachteten, (wobey Dieselben ohne Zweifel viel Vergnügen gehabt haben, von welchem aber die Leute, die nicht wissen, was Ew. Majestät alles zu thun im Stande sind, sich nicht einbilden können, daß es sich mit der Königswürde vertrage,) war ich in Lüttich, und befragte daselbst die geschicktesten Aerzte über meinen Zustand und über die Wirkung, die das Spaawasser auf mich haben würde. Sie sagten mir: ich könnte nicht eher Gebrauch davon machen, als wenn ich mich zwey Monate oder wenigstens sechs Wochen lang durch Arzeneyen und Diät darauf vorbereitet hätte; und nachher müßte ich das Wasser vier Wochen hindurch trinken. Aber da sich das alles nicht mit meinem Urlaub und mit meinen Finanzumständen vertrug; und da übrigens — Dank sey es der unendlichen Güte, Sire, die Sie mir zu erweisen geruhten — das Vergnügen und die Bewegung auf meiner Reise mich gesunder gemacht haben, als ich seit langer Zeit gewesen bin; so entschloß ich mich, in aller Stille hieher zu gehen, weil ich den vornehmsten Zweck meiner Reise mit so vieler Wollust für mein Herz erfüllt hatte.

Ich eile, Sire, mich Ewr. Majestät von neuem zu Füßen zu legen, und Denselben den ehrfurchtsvollsten und, wenn ich es sagen darf, den zärtlichsten Dank für die Art zu bezeigen, mit der Sie mich gnädigst aufnahmen. Welche Belohnung, Sire, für die so aufrichtige

richtige und lautre Ergebenheit, die ich Ewr. Majestät gewidmet habe! Ich wage es, Sie zu bitten, daß Sie die ehrfurchtsvollen Aeußerungen derselben immer mit gleicher Güte ansehen mögen.

Nicht ohne Grund hoffe ich, Sire, daß der neue Schritt, den der Herr Baron von Knyphausen auf Ihren Befehl bey Herrn von Sechelles für mich thun soll, den glücklichsten Erfolg haben wird; und ich versichre Ew. Majestät noch einmal, daß ich mir nur deshalb Vermögen wünsche, damit ich Denselben von Zeit zu Zeit den Gegenstand Ihrer Wohlthaten zeigen und zu Ihren Füssen neue Bewegungsgründe, Sie zu lieben und zu bewundern, sammeln könne. Ew. Majestät hatten die Gnade, mir dies zu erlauben und zu versprechen, als Sie mich in Wesel entließen, und ich beschwöre Dieselben, diese Gnade nie zurück zu nehmen.

Hiermit, Sire, bekommen Sie eine neue Epistel von Voltaire. Ich wünschte sehr, daß ich der Erste wäre, der sie Ewr. Majestät schickte. Es sind allerliebste Stellen darinn, wie in allem, was er schreibt. Er ist über das Schicksal seiner Pucelle, von welcher Abschriften in der Welt umher gehen, in der größten Unruhe, und zittert davor, daß sie gedruckt werden möchte. Ich habe hier zwey Briefe von ihm über diesen Punkt gefunden. In dem einen sagt er mir: er habe Ewr. Maj. den jungen Villaume, den Dieselben zum Kopisten verlangen, geschickt, und ihm das Reisegeld bezahlt. Seine Briefe sind übrigens lauter Zärtlichkeit und Herzensgüte; er glaubt, mich nöthig zu haben.

In Lüttich sah ich ein Kabinet von Gemälden, unter denen zwey oder drey in die Gallerie zu Sanssouci

zu kommen verdienten. Ich habe gebeten, man möchte mir das Verzeichniß davon schicken, ohne zu sagen, welchen Gebrauch ich davon machen wollte. Ew. Majestät werden es durch mich bekommen; und wenn diese Gemälde Denselben etwa gefällig wären, so weiß ich jemand, der sie bey der Versteigerung kaufen könnte, und der eben so zu Werke gehen würde, wie Herr Mettra *) hier in dergleichen Geschäften.

Auch in Ansehung des andern Auftrages, den Ew. Majestät die Gnade hatten mir zu geben, habe ich schon etwas gethan, und Dieselben können versichert seyn, daß er so gut als möglich und zu Dero gänzlicher Zufriedenheit ausgeführt werden soll, auf die man ernstlich denkt, und zwar ebenfalls in Herrn Mettra's Art.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

14.

Vincennes, d. 22. Aug. 1755.

Sire!

Ich habe die Ehre gehabt, Ewr. Majestät schriftlich und mündlich etwas von des Herrn von Voltaire neuem Trauerspiel: die Sinesische Waise, zu sagen. Man hat es vorgestern, den 20sten, zum erstenmal vorgestellt. Die besten Köpfe fällen folgendes Urtheil darüber: die Exposition des Stückes ist bewundernswürdig, und das Interesse von dem ersten Akte an so lebhaft, daß man, wenn es sich verhältnißmäßig vermehrte, den Athem daüber verliehren würde. Der dritte und vierte sind weniger feurig, und der fünfte hat, wie der in der Ret-

tung

*) Damaliger Bankier des Königs in Paris.

tung Roms, einen etwas zu raschen Gang. Aber darinn stimmt man durchgängig überein, daß das Stück vorzüglich geschrieben ist, und viele sentenzenartige Verse enthält, die alle aus den Situazionen hergeleitet sind; desgleichen auch jene Schönheiten im Detail, die nur Voltaire'n eigenthümlich zu seyn scheinen. Indeß sind doch langweilige Stellen darinn, welche die Vorsteher des Theaters (Herr d'Argental und Andre) für die zweyte Vorstellung abzukürzen unternommen haben. Sie wagen sich aber nicht an die Verse, welche diese Lücken wieder ausfüllen sollten; und so werden morgen mehrere Stellen mit vier männlichen oder eben so vielen weiblichen Reimen hinter einander vorkommen. Der Tyrann Gengiskan ist ein Charakter im Geschmack des Herzogs de Foix, der Ew. Majestät so sehr interessirt hat. Die Rolle der Prinzessin ist unnachahmlich, und eben so die Clairon, von der sie gespielt wird.

Das, Sire, urtheilt man allgemein. Es gab Kabale unter den Schauspielern, weil sie gewisse Rollen verlangt und nicht bekommen hatten; desgleichen unter dem Publikum: aber endlich hat Alles dem Beyfall der zahlreichsten und glänzendsten Versammlung nachgeben müssen.

Bey diesem Werke ist noch ein besondrer Umstand vorgefallen, der hinlänglich beweist, wie richtig der Verfasser in diesem Fache urtheilt. Als das Stück bey Herrn Argental von einigen Schauspielern und andern Leuten von Wissenschaften und Geschmack vorgelesen ward, kam man darinn überein, daß der vierte Akt nothwendig geändert werden müßte; und man traf deshalb noch vor dem Abgang der Post sogleich die nöthigen Verfügungen.

Der

Der Verfasser hatte seiner Seits eben das gefunden, und schickte einen vierten Akt, der so abgeändert war, als wenn jene Bemerkungen ihm mitgetheilt worden wären. Marmontel macht, wie man sagt, Ansprüche auf den Stoff, da dieser mit seinem Egyptus überein-kommt; auch findet man einige Situazionen darinn, die aus dem Polieuktes und der Athalia genommen sind. Aber, wie dem auch seyn mag, bis jetzt wird über die Schönheiten des Stückes Alles vergessen.

Ein schlimmer Hals und ein schmerzlicher Rheumatismus halten mich seit vierzehn Tagen in meinem Zimmer, und haben mich verhindert, Gebrauch von einem Platze in einer Loge machen, die schon vor länger als einem Monat zu der ersten Vorstellung dieses Stückes gemiethet war. Die wenige Gesundheit, die mir mein äusserst großes Vergnügen und die Bewegung auf der Reise nach Wesel verschaft hatten, ist bald erschöpft worden, und nun, Sire, bin ich denn wieder in die Hypochondrie gefallen, die bey Personen, welche nicht so viele Seelenstärke haben, als Ew. Maiestät, mit dem Zustande des Leidens unzertrennlich verbunden ist. Doch Dero Herzensgüte macht, daß Sie das, was Sie durch Ihren Heroismus bey vorfallender Gelegenheit an sich selbst muthig besiegen würden, an Andern nicht ohne Mitleiden sehen. Ich fühle ganz, Sire, wie sehr ich diese Güte bedurfte und noch bedarf, und wage es, mir die Fortsetzung derselben als eine Wohlthat von Ewr. Majestät zu erbitten.

Der Herr Graf von Gisors ist vor einigen Tagen zu Metz in ein Bassin gefallen, und würde ertrunken seyn, wenn nicht ein Soldat von der lothringischen Garde sich

sich selbst hineingestürzt hätte, um ihn herauszuziehen. Es wäre sehr Schade gewesen, wenn ein Mann, der, wie Ew. Majestät selber gestehen, seine Bahn so schön zu laufen verspricht, so unglücklich gestorben wäre!

Die Pucelle geht auf allen Strassen im Manuskript umher. Ganz gewiß wird sie bald gedruckt. Der Verfasser äussert hierüber eine Unruhe, welche seine Freude über die gute Aufnahme der Waise zuverläßig sehr verringert.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

15.

Paris, d. . Nov. 1755.

Sire!

Des letzten Briefes, mit dem der Herr Abbe de Prades mich auf Ewr. Majestät Befehl beehrt hat, bedurfte ich recht sehr. Ich war in der schmerzlichsten Furcht, daß Ew. Majestät mir Dero Andenken und Gütigkeiten entzogen hätten, und ich betrübte mich darüber eben so herzlich, als ich, wie ich Denselben zu sagen dreist genug bin, Sie zu lieben weis.

Die sinesische Waise hat bey dem Druck etwas von ihrer Achtung verloren. Es giebt harte Verse, und noch andre darinn, die man nicht sonderlich Französisch findet. Nur dem Spiel der Clairon hat Herr von Voltaire die erste günstige Aufnahme dieses Trauerspiels zu danken. — Das so wenig keusche, aber so lange versteckt gehaltene Mädchen (die Pucelle) ist eine freche Person, die jetzt auf allen Strassen herumläuft. Man bietet sie in den Häusern für zwey Louisd'or feil. Thiriot hat

hat von dem Verfasser eine Abschrift zugeschickt bekommen, die sehr kastrirt, und nicht die ächte ist, so wie Ew. Majestät sie haben. Der düstre Schleyer des Wohlstandes kleidet diese Schöne nicht.

Man versichert, der Herzog von Nivernois werde zu Ende dieses Monats abreisen. Ew. Majestät kennen seinen Geist aus mehrern Werken von ihm, und Dieselben werden seine Sittsamkeit und Bescheidenheit lieben, die bisweilen bis zur Furchtsamkeit gehen soll. Aber Ew. Majestät wissen, daß Verdienst und hohe Geburt nicht immer hievon befreyen, und Dieselben haben übrigens alles das, was jene Furchtsamkeit erregen kann, in zu hohem Grade, als daß Sie nicht geneigt seyn sollten, sie zu entschuldigen.

Aus den öffentlichen Nachrichten erfahre ich, Sire, was für angenehme und glänzende Feyerlichkeiten Ew. Majestät in Charlottenburg veranstaltet haben *). Mich dünkt, ich sehe, wie Sie nachher mit Wollust wieder zu Ihrem stillen Aufenthalte in Potsdam zurückkehren. Dies interessirt mich mehr, als jede andre Lektüre. Ich versetze mich mit großem Vergnügen an die Oerter hin, wo ich so oft in Gedanken lebe, und die ich noch immer wiederzusehen hoffe. Weniger als diese Hülfsquellen meiner Immaginazion brauche ich auch nicht, Sire, um mich über mein wirkliches Schicksal zu täuschen. Die gänzliche Reform, die so eben in den Finanzen vorgenommen worden ist, bewirkt vielleicht, daß Herr von Sechelles sein Versprechen noch lange nicht erfüllt; und doch macht meine schlechte Gesundheit meine Bedürfnisse

*) Wegen der Vermählung des Prinzen Ferdinand von Preussen.

dürfnisse dringend. Sire, ich beschwöre Sie, mir gnädigst von neuem Beweise Ihrer mächtigen Protekzion zu geben. Wenn Ew. Majestät dem Herrn von Sechelles nur ein Wort zu meinem Besten sagten, so würde ihn das bewegen, mir einen Antheil an der Pachtung des Postwesens zu geben, die nächstens erneuert wird. Doch, wenn Ew. Majestät glauben, daß Sie nicht geradezu an ihn schreiben können, (was völlig entscheidend wäre;) so haben Sie nur die Gnade, gegen den Herrn Marschall von Belle-Isle etwas darüber zu äussern, noch einmal an den Herrn Baron von Knyphausen deshalb zu schreiben, und endlich in dem Ton der Theilnahme und der Güte mit dem Herzoge von Nivernois davon zu sprechen.

Nur zitternd bitte ich Ew. Majestät um diese Gnade; aber ich appellire an Dero gutes Herz. Dieselben werden geruhen, mein und meines Sohnes Glück durch ein Wort zu sichern, das, wie ich zu sagen dreist genug bin, Sie nicht kompromittiren wird. Dies hoffe ich, Sire, von Ihrer unbegränzten Güte gegen mich; aber die Zeit ist dringend; die Pachtung wird in diesem Jahre erneuert, und es ist äusserst wichtig für mich, daß mir Niemand zuvorkommt. Wenn mir diese Aussicht fehl schlägt, die mir eine sichre, ruhige und vielleicht die einzige für mich schickliche Lage zeigt; so werden alle meine Hofnungen so weit zurückgesetzt, daß sie beynahe gänzlich vernichtet sind. Bin ich nicht so glücklich, daß Ew. Majestät mir diese Gnade gewähren, so müsse ich doch wenigstens nicht so zu beklagen seyn, daß Dieselben mir meine Dreistigkeit, Sie darum zu bitten, nicht verzeihen sollten!

Mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

16.

16.

Paris, d. 21. Nov. 1755.

Sire!

Man hat mir einen Aufsatz zugestellt, der mir wichtig genug schien, um Ewr. Majestät vorgelegt zu werden. Die Seifenfabrik, von der die Rede ist, könnte für Dero Staaten interessant seyn, da es, wie ich glaube, keine dergleichen dort giebt. Wenn der Plan, den man vorlegt, Ihre Genehmigung erhielte, Sire, so würde ich die dabey interessirten Personen an Ewr. Majestät hiesigen Minister verweisen, damit er auf Ihr und Dero Unterthanen Interesse Rücksicht nehmen könnte.

Ich füge auch die Beschreibung von sechs Gemählden bey, Sire, die man mir angetragen hat, und die in ihrer Art Meisterstücke sind. Wenn Ew. Majestät glaubten, daß sie Denselben gefallen möchten, so würde ich sie den Herrn Baron von Knyphausen sehen lassen. Dieser könnte dann mit dem Besitzer, der bis jetzt nicht genannt seyn will, wegen des Preises eins werden. Die Stücke sind zwar vortreflich; aber ich fürchte, die Gegenstände derselben werden nicht nach Ewr. Majestät Geschmack seyn, und ohnedies schienen Dieselben sich eben nicht viel aus Miniaturgemählden zu machen.

Die Pucelle ist in Lüttich gedruckt worden, und man hat schon Exemplare sehr verstohlen hieher gebracht. Die Ausgabe ist nicht schön und voller Fehler, eben so wie die Abschriften, von denen es im Publikum wimmelt.

Ew. Majestät werden den Herzog von Nivernois mit allen Anekdoten unsrer Litteratur sehr bekannt finden. Er hat sich hier, so wie der Herr Marschall von Belle Isle und die Frau von Pompadour, meiner schon bloß deshalb angenommen, weil man weis, daß ich ein alter Diener Ewr. Majestät bin, dessen Dieselben sich noch bisweilen gnädigst erinnern. Was darf ich nicht hoffen, Sire, wenn Sie dem Herrn von Nivernois zu äussern geruhen: ich sey wirklich so glücklich, noch einigen Theil an Ihrem Andenken zu haben! Durch die Aufhebung der Unterpachtungen sind die Wege zum Glück so verschlossen geworden, daß man sich nur vermittelst mächtiger Protekzionen Zugang dazu verschaffen kann. Die, mit der Ew. Majestät mich beehren, ist meine einzige Hofnung, und ich wage es, Sie um die Fortsetzung derselben mit dem ehrfurchtsvollen Vertrauen zu bitten, zu welchem Ew. Majestät mir gnädigst Erlaubniß gegeben haben.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

17.

Paris, d. 6. Febr. 1756.

Sire!

Hier sind, doch bis jetzt noch ganz in der Stille, zwey Werke zum Vorschein gekommen, die gleich stark gesucht werden. Das eine ist ein Gedicht unter dem Titel: LE PLAISIR (das Vergnügen,) das man dem Herzoge von Nivernois zuschreibt. Ich habe es noch nicht gelesen, aber, wie man sagt, entspricht es seinem feinen Geschmack und seinem Geiste, worüber Ew. Majestät, ein

ein so guter Richter in diesem Fache, jetzt selbst zu urtheilen im Stande sind. Das andre Werk ist von Herrn von Voltaire, und zwar ein Gedicht über die natürliche Religion, in vier Gesängen, wobey weder in Ansehung der richtigen Gedanken, noch des schönen poetischen Vortrags, etwas zu wünschen übrig bleibt. Kurz, es ist, nach dem Zeugniß der Kenner das schönste Werk, das er jemals geschrieben hat. Da es Ewr. Majestät dedizirt ist, und da Dieselben bey Gelegenheit der Grundsätze, die darinn vorgetragen werden, mehr als einmal angeführt sind; so zweifle ich nicht, daß der Verfasser es Ewr. Majestät zugeschickt haben wird. Noch ist es nicht gedruckt, und man kann auch nicht einmal eine Abschrift davon bekommen.

Ich wage es nicht, mit Ewr. Majestät von dem zu reden, was jetzt in ganz Europa zum Gespräche dient. Alle die Aussichten, die es eröfnet, machen stärkern Eindruck auf mich, als ich es sagen kann. Mein Geschick, Sire, hat mir ein doppeltes Vaterland gegeben; ich bin ein geborner patriotischer Bürger des einen, und an das andre ewig durch Dankbarkeit gefesselt. Es machte mir unendliches Vergnügen, daß ich bisher Wünsche thun konnte, in welchen immer beyde vereinigt waren. Der Zeitpunkt, der sie trennen könnte, wird nie aus meiner Seele kommen, und mich stets mit der lebhaftesten Theilnahme erfüllen. Ich bitte Ew. Majestät, dieses Geständniß der so lautern und so beständigen Ergebenheit gegen Dieselben zu verzeihen, welche Sie an mir kennen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

18.

d. 2. März 1756.

Sire!

Habe ich jemals einen großen Beweis von Ewr. Maj. unbegränzter Güte erhalten, so ist es gewiß die Art, mit welcher Sie mir zu verzeihen geruhen, daß Sie an einem Tage zwey Briefe mit eben denselben litterarischen Nachrichten von mir erhielten. Ich kann diese anscheinende, meiner Hochachtung für Ew. Majestät nicht gemäße Unbesonnenheit nur so rechtfertigen, daß ich Denselben die Wahrheit mit der Offenherzigkeit sage, die Sie lieben, und die ich Ihnen gelobt habe.

Meine Unruhe über die londoner Konvenzion, Sire, entsprang aus einer reinern und bessern Quelle, als aus dem Gerede des Volkes. Da ich diesen Brief auf eine sichere Art nach Berlin schicke, so unterstehe ich mich, Ewr. Majestät zu sagen, daß die gemeinschaftlichen Feinde Frankreichs und Ewr. Majestät sich bey dieser Gelegenheit alle mögliche Mühe gegeben haben, um zwey Mächte, die zu einer Wiedervereinigung so sehr geschickt sind, gänzlich zu trennen, und daß man auch alle Verführungsmittel anzuwenden gesucht hat, um dies zu bewirken.

Aus der Sache selbst, Sire, schöpften eben diese Feinde ihre gefährlichen Argumente nicht. Man gesteht ziemlich allgemein, daß Ew. Majestät das gethan haben, was Ihr Interesse in dem gegenwärtigen Zeitpunkt ohne Zweifel erforderte, indem sie die Ruhe in Deutschland sicherten, wodurch auch ganz Europa wenigstens vor einem Landkriege gesichert werden kann. Nur über die

Art, wie, hat man Erbitterung zu erregen gesucht. Kurz, noch einmal: die gemeinschaftlichen Feinde, oder die, welche es mit ihnen halten, haben sich alle mögliche Vorstellungen erlaubt, um den Umstand, daß Ew. Majestät bey dieser Gelegenheit geheimnißvoll gegen unsern Hof verfahren zu müssen geglaubt haben, in das nachtheiligste Licht zu setzen.

Mitten unter diesen Bewegungen, und ganz voll davon, daß ich hier selbst die Ewr. Majestät und Dero Interesse am stärksten geneigten Personen solche Folgerungen daraus herleiten sah, wagte ich es, Denselben am 6ten v. M. bey meiner Zurückkunft von Versailles zu schreiben. Aber, da ich wohl fühlte, daß es mir vielleicht nicht geziemte, Ewr. Majestät so etwas vor Augen zu legen: so schickte ich meine beyden, verschiedentlich bezeichneten Briefe dem Herrn Baron von Knyphausen, und äusserte ihm dabey, was ich Ewr. Maj. über die gegenwärtigen Umstände zu schreiben wagte, und daß, welche Gefahr ich auch bey Denselben durch diesen dreisten Schritt laufen möchte, mein Eifer mich doch dazu antreiben würde, wenn er glaubte, es sey für das gemeinschaftliche Interesse vortheilhaft, daß Ew. Maj. auch durch andre, als durch ihn, Nachricht bekämen, welche Eindrücke unser Hof in der jetzigen Periode fühlt. Dieser Minister, Sire, weis besser, als sonst Jemand, wie weit ich, ohne meinem Vaterlande zu nahe zu treten, in meinen Gesinnungen für Ew. Majestät gehe. Ich hatte die Briefe verschiedentlich bezeichnet, damit er selbst nach seinen eignen Einsichten entschiede, welcher von Beyden weggeschickt werden sollte, und damit er den andern verbrennen möchte. Ohne Zweifel ist ein

Versehen dessen, der das Paket gemacht hat, Schuld daran, daß alle beyde Ewr. Majestät zugeschickt worden sind.

Nun wissen Dieselben den wahren Zusammenhang eines Vorfalls, der Ihnen so lächerlich hat vorkommen müssen, daß gerade nur Sie selbst ihn entschuldigen konnten. Erlauben Sie mir, Sire, diesen neuen Beweis von Dero Güte Ewr. Majestät Kenntniß von meinen Gesinnungen gegen Dieselben beyzumessen. Ich erbitte mir von Ihnen die Gnade, mich immer nach diesem Grundsatze, der sich nie ändern wird, zu beurtheilen, und mich über meine Furcht zu beruhigen, daß meine Dreistigkeit bey dieser Gelegenheit Denselben mißfallen haben möchte. Ew. Majestät wissen nun, daß sie nicht von einem lächerlichen Dünkel, sondern bloß durch meinen Eifer und meine Ergebenheit gegen Ew. Maj. und gegen mein Vaterland veranlaßt worden ist.

Ich bin u. s. w.

Briefe von Herrn Grimm.

1.

Paris, d. 19. März 1781.

Sire!

Wenn ich es wagte, Sie so oft mit meinen Briefen zu beunruhigen, als das Andenken an Ihre Güte mich beschäftigt und ganz erfüllt; so würde meine Korrespondenz bald das tägliche Brod von Sanssouci werden, und

und ein Monarch, dessen Ruhe ganz Europa verehrt, so wie es seine Heldenthaten bewundert hat, unaufhörlich einem überlästigen nie endenden Geschwätz ausgesetzt seyn. Wie ist es also möglich, daß ich bey so guten Disposizionen so viele Monate habe hingehen lassen, ohne an Ew. Majestät zu schreiben, und ohne Denselben meine Ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit für den gnädigen Brief zu Füssen zu legen, mit dem Sie mich im vorigen Herbste beehrten? Weil ich beständig bemerkt habe, daß es in dieser Welt nur den großen Leuten nicht an wahrhafter Muse fehlt, daß nur ihnen Zeit übrig bleibt, Gedichte zu machen, kleine Schriften zu schreiben und die Flöte zu blasen, als wenn sie nicht ihre Saaten und ganz Europa zu regieren hätten; indeß die kleinen immer unter ihren Beschäftigungen erliegen. Ich bin also genöthigt, die lächerlichste und leidigste Sache einzuräumen: daß ich von meinen geringen und unbedeutenden Geschäften zu Boden gedrückt und in die schmerzlichste Nothwendigkeit versetzt worden bin, sogar meine große Kaiserin, nebst ihrem erhabnen Alliirten und Obristlieutenant zu vernachläßigen.

Nichts ist so genau passend, Sire, als dieser Charakter, den Sie anzunehmen für rathsam finden. Er setzt zwar Ew. Majestät eine Stufe unter mich; indeß ist es doch ganz gewiß, daß der große Friedrich und die große Katharina gegenseitig bey einander Obristlieutenants gewesen sind, und sich Beyde so gut dabey befunden haben, daß sie ihren Dienst auf diesen Fuß bis an das Ende der Welt fortsetzen könnten. Doch ich, Sire — Dank sey es meinen kleinen und unendbaren Geschäften! — ich wäre beynahe vom Schauplatz abge-

getreten. Ich bin im letzten Herbste nur acht oder zehn Tage krank gewesen; aber diese zehn Tage der Unterwerfung gegen die Befehle des Aeskulaps Tronchin haben mich auf den ganzen Winter heruntergebracht, und ich kann mich nur erst seit einigen als wieder hergestellt, und den Klauen der Aerzte entronnen ansehen.

Dies ist die wahre Ursache des langen Stillschweigens, das ich beobachtet habe. Indeß hat es mich nicht gehindert, mit Hülfe der Zeitungen Ew. Majestät Schritt für Schritt zu begleiten, mich in Dero Gefolge in die berlinische Oper einzuschleichen, mich am Neujahrstage an Ewr. Majestät Kabinetsthüre einzufinden, um den Monarchen herauskommen zu sehen, der bey seinem Erscheinen eben so von Ruhm strahlt, wie die Sonne von Licht; besonders aber den 24sten Januar mit der Freude zu feyern, wozu Ewr. Majestät blühende Gesundheit anreizt und berechtigt. Aber, ehe ich es wagte, die Feder zu nehmen, wollte ich erst warten, bis die Wiederkehr des Schlafs mein allzu heftig wallendes Blut beruhigt hätte.

Ew. Majestät schränken sich, indem Sie meiner schönen Prophetengabe Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf die Kenntniß des Vergangenen ein, und wollen sich nicht die Mine geben, die Zukunft zu errathen. Sie begnügen sich damit, sie vorzubereiten, und überlassen die Gabe der Weissagung dem Troß des Publikums. Sie haben von Ihrem Ahnherrn Jupiter das Vorhersehen bekommen, bekümmern Sie sich aber nicht um das Vorherwissen, diese über und über theologische Kraft. Also werden Ew. Majestät sich nicht die Mühe nehmen, uns zu sagen, ob wir in diesem Jahre Frieden bekommen,

men, ob die Holländer in der bewaffneten Neutralität figuriren, und ob wir eine Trinität von Vermittlern haben werden, ohne welche, wie mich mein Katechismus lehrt, kein Heil zu hoffen ist. Dieses große Beyspiel von Zurückhaltung sollte den Herrn Obristen eben so geheimnißvoll machen; aber er hat vor Ewr. Majestät keine Mysterien. Er sagt: da seine Kaiserin ihn zum Veteran gemacht habe, ohne daß er Rekrut gewesen sey, so schliesse er daraus, er könne eine Stelle unter den Invaliden verlangen. Er bleibt also Oberster apraxin, oder ohne Praxis und unnütz, doch immer mit der Bedingung, daß er, wenn die Kaiserin auf den Gedanken kommt, „Marsch!" zu ihm zu sagen, es sich nicht zweymal wird befehlen lassen. Auf der Stelle macht er dann sein Bündel, um nach Petersburg zu eilen, wobey er es indeß nicht vergißt, seine Andacht in dem Tempel des Ruhms zu verrichten, der zwischen der Spree und der Havel liegt. Das hat er mit seiner erhabnen Monarchin verabredet. So lange sie nicht spricht, bleibt er ruhig. Indessen vertreibt er sich die Zeit damit, daß er in Paris und Rom, so viel er kann, ihr Geld ausgiebt, und wird in Antiken, Gemälden und andern unnützen Dingen ein sehr theurer Mann für Rußland.

Herr d'Alembert hat mir eine Schrift von dem neueren Mark-Aurel über die Litteratur seines Vaterlandes zugestellt, und ich habe dies königliche Geschenk mit der tiefsten Ehrfurcht und der lebhaftesten Dankbarkeit angenommen. Mark-Aurel Friedrich hat unter andern auch das mit dem Mark-Aurel Antonin gemein, daß er, so wie dieser das Lateinische verschmähete und Griechisch schrieb, nicht in seiner Sprache schreiben

mag,

mag, und die Sprache Racine'ns und Voltaire's vorzieht. Die Deutschen sagen: die Geschenke, die er ihnen ankündige und verspreche, hätten sie größtentheils schon; ihre Sprache sey nicht mehr das barbarische, rauhe, weitschweifige, verwickelte Rothwelsch, das man vor fünfzig oder sechszig Jahren schrieb; sie habe Harmonie, Numerus, Präzision und Stärke bekommen, und, da sie an sich selbst sehr reich sey, sich bald in alle nur wünschenswerthe Formen gefügt. Ich für meinen Theil lebe seit meiner frühesten Jugend ausser meinem Vaterlande, kann seit vielen Jahren beynahe gar keine Zeit auf die Lektüre wenden, und bin nicht im Stande, diesen Prozeß zu schlichten; aber so viel ist wahr, daß man mir jedesmal, wenn ich durch Deutschland gereist bin, vollkommen gut geschriebene Sachen gezeigt hat, in denen ich das altdeutsche Rothwelsch nicht mehr gefunden, und daher den Schluß gemacht habe: mit den Köpfen in Deutschland müsse eine große Revolution vorgegangen seyn. Dies schien mir denn auch ganz begreiflich. Ein Land, das in einem Jahrhundert einen Friedrich und eine Katharine geboren hat, war in meinen Augen das erste in der Welt; und da die Natur alles durch Mittheilung wirkt, so dünkt mich: zwey solche Phänomene hätten nicht einzeln bleiben können, und müßten das größte Gefolge gehabt haben, obgleich kein Souverän auf den Gedanken gekommen sey, dies aufzumuntern.

Besonders hat mich in Mark-Aurel's Schrift die Sorgfalt für die Verbesserung der Studien gerührt, die man auf jedem Blatte bemerkt. Man sagt: selbst von dieser Seite sey in Deutschland eine große Revoluzion vorgegangen; doch habe man sie in den katholischen Ländern stärker bemerken können, als in den protestantischen; vielleicht deshalb,

halb, weil die letztern, da sie bey der Reformation das Hauptsächlichste schon gethan hatten, in der Folge träger geworden sind, da hingegen bey den Erstern, weil sie sich von dem ganzen Schmutz der Unwissenheit und des Aberglaubens befreyen mußten, die Veränderung merklicher und auffallender ward. Wie man sagt, hat ein Prälat von Sagan *), Ewr. Majestät Unterthan, viel zu dieser Revoluzion beygetragen. Am Rhein hat der Baron von Dalberg, Domherr in Maynz und Statthalter von Erfurt **), große Dienste geleistet. Der Freyherr von Fürstenberg ***), den ich ohne weitere Umstände zum Bischof von Münster gemacht hätte, wenn der heilige Geist nicht auf den Erzherzog Maximilian herabgekommen wäre, hat den Westphälingern Antheil an diesen Wohlthaten gegeben; und die Bemühungen dieser drey Männer sind bis nach Oesterreich vorgedrungen, wo die fromme Maria Theresia zugelassen hat, daß man Normalschulen errichtete; vielleicht ohne die mittelbaren Wirkungen zu ahnen, die mit einem vernünftigen und von einem Ungereimtheitsschwall befreyten Institut unzertrennlich verbunden sind.

Möchte Mark-Aurel Friedrich Zeuge des schönen Tages seyn, den er seinem Vaterlande verkündigt, und bis zum letzten Ziele des menschlichen Lebens des unsterblichen Ruhmes geniessen, den ihm sein Land und sein Jahrhundert schuldig ist! Dies sind die beständigen Wünsche des russischen Obersten, der Ihnen die tiefste Ehrfurcht zu Füssen legt, mit der er sein ganzes Leben hindurch seyn wird u. s. w.

*) Der vor einiger Zeit in Presburg verstorbene Felbiger.

**) Jetziger Koadjutor von Maynz.

***) Bruder des Fürstbischofs von Hildesheim.

2.

Paris, d. 29. Junius 1781.

Sire!

Ich habe auf den Brief, mit dem Sie mich unter dem ersten April zu beehren geruheten, nicht eher geantwortet, weil ich es nicht wagte, Ew. Majestät in Ihren militärischen Arbeiten oder Belustigungen zu stören. In Herkules Jahrhundert nannte man so etwas: Arbeiten; aber in Friedrichs Säkulum: seine Belustigung; denn seine Arbeiten, so wie sie in dem Tempel des Ruhms aufgezeichnet sind, waren etwas ernsthafter. Man beklagt sich in diesem Tempel, daß Ew. Majestät Sich aller vier Mauern bemächtigt, und gar keinen Platz für Dero Zeitgenossen übrig gelassen haben, die doch mit ihren Thaten und Unternehmungen auch gern ein kleines Feld darinn anfüllen wollten; doch das geht mich nichts an, und ich mische mich nicht in die Angelegenheiten der Großen. Auch wage ich es nicht mehr, mich bey Ewr. Majestät mit dem Interesse meiner Nation zu befassen. Sie hat mich zu jung von sich ausgestoßen, als daß ich von allen ihren Vortheilen Nutzen ziehen könnte, und sie braucht einen besser unterrichteten, besonders aber einen beredtern Advokaten. Wenn der große Quintus *) noch lebte, so würde ich sie seinem Eifer empfehlen. Ich für mein Theil, Sire, werde mich immer sehr lebhaft daran erinnern, mit welchem Feuer Ew. Majestät mir einmal den ganzen Anfang der Asiatischen Banise vordeklamir-

*) Der Oberst Guichard, dem der König den Namen Quintus Icilius gab, und der viele Jahre hindurch sein litterarischer Gesellschafter war.

klamirten. Diese vortrefliche Stelle konnte sich neben Racine'ns und Voltaire's schönsten Tiraden, neben der Kriegeskunst und neben dem Gedichte zur Ehre der polnischen Konföderirten, erhalten! Indeß gestehe ich, daß man heut zu Tage in Deutschland nicht mehr in diesem Geschmacke schreibt, und daß die deutsche Sprache sich im Ton und Gange völlig geändert hat.

Ew. Majest. haben die Gnade, mich auf die Trümmer von dem schönen Jahrhundert Ludwig's XIV. zu verweisen, um in Frankreich eine reiche Aerndte zu halten; aber ich fürchte, diese Aerndte würde sehr dürftig ausfallen; denn seitdem uns der große Voltaire entrissen ward, ist auf den harmonischen Gesang der Nachtigallen eine tiefe und schauderhafte Stille gefolgt, die nur von Zeit zu Zeit durch das widrige Krächzen einiger Unglücksvögel unterbrochen wird.

Ich bin verläumdet worden, Sire, da mich Leute zum Führer eines jungen Russen von Stande gemacht haben. Man hat hier unter dem Monde Mühe genug, sich selbst zu leiten, und man muß sehr voll Dünkel seyn, wenn man noch andre führen will. Ich habe dieses Geschäft einmal in meinem Leben getrieben, aber nur auf eine kurze Zeit, und auf die Bitte einer Fürstinn, der ich nichts abschlagen konnte. Uebrigens thut man für einen Fürsten des heiligen römischen Reiches wohl etwas, das man nicht für einen rußischen Edelmann thut. Es ist Schade, daß die Kaiserinn mich so spät zum Obersten gemacht hat; nun habe ich nicht einmal mehr Hofnung, eines Tages ein grünes Regiment mitten durch Gefahren zum Siege zu führen!

Ich bin Willens, Sire, auf eine kurze Zeit nach Spaa zu reisen, um Sr. Königl Hoheit dem Prinzen Heinrich meine Aufwartung zu machen. Beynahe hätte ich bey dieser Gelegenheit einen frevelhaften Wunsch gethan; nemlich: Ewr. Majestät Gesundheit möchte so schlecht seyn, daß Sie des dortigen Wassers bedürften; dann würde ich das unschätzbare Glück haben, Den noch einmal zu sehen, der die Augen seines Jahrhunderts auf sich heftete, und auch die Blicke der Nachwelt an sich ziehen wird. Keinen Weg würde ich zu lang finden, um dieses Glückes zu genießen.

Allenthalben, wo ich bin, Sire, werden Ew. Majestät einen sehr treuen, aber leider auch sehr unnützen Diener haben. Das zu seyn, verpflichtet mich meine rußische Uniform, und noch mehr mein Herz. Ich werde an jedem Orte Ewr. Majestät Befehle mit der tiefsten Ehrfurcht annehmen, die ich zu Dero Füßen lege und mit der ich bin u. s. w.

3.

Paris, d. 8. Septemb. 1781.

Sire!

An dem glänzenden Glück auf meiner Reise nach Spaa fehlte nur noch Eins, und das danke ich itzt der Gnade Ewr. Majestät. Se. Königl. Hoheit der Prinz Heinrich überhäuften mich mit tausend Gütigkeiten; ich erhielt hinter einander drey allerliebste Briefe von meiner erhabnen Monarchinn; sah wenigstens dreymal, und auf längere Zeit als eine Viertelstunde, Joseph II. zwischen

Hein-

Heinrich und mir sitzen; hörte ihn von Ewr. Majestät sprechen; war Zeuge von der äußerst großen Achtung, die er dem Prinzen bewies, dem er nicht verhehlte, daß er hauptsächlich seinetwegen nach Spaa gekommen sey; hörte ihn über die Frau Prinzeßin von Oranien reden, deren kurzer Besuch in Spaa keine von den geringsten Freuden auf meiner Reise gewesen ist; und faßte alles auf, was Joseph mir von meiner Selbstherrscherinn sagte, für die ich mich immer sehr intereßire. Was fehlte mir also bey so vielem Glücke noch? Daß ich einen Brief von Ewr. Majestät erhielte; und der kam am Ende wirklich. Besonders sah ich aber mit Wollust die Ehrenbezeigungen, welche alle auf diesem allgemeinen Kaffeehause von Europa versammelte Nationen einem Prinzen zu erweisen sich bestrebten, der an Ewr. Majestät ruhmvollen Heldenthaten so oft Antheil gehabt hat, und dessen hervorragende Eigenschaften, dessen interessante Unterhaltung, dessen Verstand und Einsichten, dessen beyspiellose Herablassung und Gnade allen, welche die Jahreszeit hieher gezogen hatte, länger als sechs Wochen täglich zu Gegenständen der Unterhaltung und der Bewundrung gedient haben. Besonders entstand zwischen den zwey rivalirenden Nationen, der englischen und der französischen, ein Streit, welche von beyden ihm ihre Hochachtung am besten bezeigen würde; aber es macht mir Vergnügen, wenn ich glaube, die französische Nation habe in diesem Kampfe gesiegt. Wenigstens sind die Eindrücke bey ihr sehr lebhaft gewesen, wie ich aus allem sehe, was die, welche nach und nach aus Spaa wieder zurückkommen, von dem dortigen Aufenthalte Sr. Königl. Hoheit sagen; und, nach der angenehm-

genehmsten Sommer-Kampagne, werde ich nun das unaussprechliche Vergnügen haben, daß ich diesen Winter in meinem Quartiere zu Paris keinen Schritt thun kann, ohne von dem Helden reden zu hören, in dessen Gefolge ich den Feldzug machte.

Ew. Majestät werden mir sagen: womit man umgebe, das hange einem an, und wenn man lange Oberster sey, gebe man allen seinen Wendungen ein militärisches Ansehen. Ich muß mich wohl als einen berühmten Mann betrachten, Sire, da Ew. Majestät Sich so herablassen, daß Sie alle die Destillirkolben herzählen, auf welche die göttliche Vorsehung, weil es ihr so gefiel, mich gebracht hat. Indeß wage ich es doch, meinem erhabnen Geschichtschreiber vorzustellen, daß ich kein Recht dazu habe, mich als Oberster der Preobaczinskischen Garde zu charakterisiren. Bin ich Oberster der größten Kaiserinn, so mag ich wohl nur zu einem Invaliden-Regiment gehören; und das ist für mich schon Ehre genug. Ich bekleide auch noch einige andre Würden, die Ewr. Majestät entgangen sind. So habe ich z. B. seit acht Jahren von der Kaiserinn aller Reussen ein Patent als Marterholz, das Ihro Majestät die Gnade hat, täglich zu konfirmiren. Ihrem letzten Briefe zufolge, Sire, könnte ich mich sogar als Witzscheibe des großen Friedrichs qualifiziren; aber man muß gegen die Eitelkeit auf seiner Hut seyn. Ew. Majestät schießen nicht mit tödtlichen Pfeilen, wie Ihr Schutzgott Apoll: Ihre Gnade geruhet, ehe Sie sie abschießen, die Spitze abzustumpfen, und man ist eine armselige Witzscheibe, wenn man nur abgestumpfte Pfeile auffängt. Das sicherste ist also, daß ich mich in meinen

Waldstörchel-Mantel hülle *), und mich mit einem halben Dutzend Titel begnüge, ohne nach neuen Würden zu streben.

Ew. Majestät hätten mich beynahe heftig erschreckt, da Sie mir etwas von dem Verluste des Abbe Coyer sagen, von dem ich noch nichts gehört hatte. Noch habe ich seit meiner Zurückkunft nicht untersuchen können, ob dies Unglück gegründet ist; lieber will ich hoffen und zweifeln. Besonders schmeichle ich mir mit Vergnügen: dieses armselige Blatt werde Ew. Majestät glücklich von der Reise nach Schlesien zurückgekommen und im Schooß der Ruhe finden. So sehr ich auch rußischer Oberster bin, so werde ich doch Berlin nie als ein Wirthshaus auf dem Wege nach Petersburg ansehen; sondern, wenn der Herr mich jemals wieder in das Allerheiligste von Potsdam oder Sanssouci führt, zu den Füssen Ewr. Majestät den Gesang des alten Simeons anstimmen: Nunc dimittis servum tuum &c.

Ich bin u. s. w.

4.

Paris, d. 24. Jan. 1782.

Sire!

Ew. Majestät haben zu vielen Glanz auf meine Reise nach Spaa zu werfen geruhet; deshalb hat es dem himm-

*) Herr Grimm hat im Jahre 1753 unter dem Titel: Le petit prophète de Bœhmisch-Broda, (der kleine Prophet von Böhmisch-Broda) eine witzige Satire geschrieben, worinn er sich unter dem Namen: Waldstörchel, über die damalige Pariser Oper lustig macht.

**) Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren etc.

himmlischen Vater gefallen, mich wie eines seiner lieben Kinder zu behandeln, d. h. mich unmittelbar hinterher zu züchtigen, ehe der Hochmuthsteufel in mein Herz einkehren und es verderben könnte. Als ich von meiner Reise nach Spaa, die das erste unter den mit Lorbeern bekrönten Häuptern gefeyert hat, zurück war, machte ich ganz in der Stille eine Ritterfahrt nach Deutschland, und fand bey meiner Zurückkunft nach Paris zu Ende des Oktobers einen allerliebsten und unschätzbaren Brief von eben diesem ersten Haupte. Ich war im Begriff, Sire, darauf zu antworten, und Ewr. Majestät mein Dankopfer zu Füßen zu legen, als ich in eine Krankheit fiel. Freylich bin ich, da es seit dem Tode des großen Tronchin keine Aerzte mehr giebt, nur durch eine äußerst strenge Diät einer sehr ernsthaften Krankheit ausgewichen, weil ich Geduld genug gehabt habe, die Krisis der Natur abzuwarten; aber ich bin auch noch nicht wieder hergestellt, und es fehlt noch viel daran, daß ich ein Siegeslied anstimmen könnte. Da die Kaiserinn, meine Souveräne, Ewr. Majestät den Titel meines Archiaters, oder ersten Leibarztes gab, weil ich wußte, Sie hätten mir dadurch, daß Sie mich nach Karlsbad schickten, das Leben gerettet: so muß ich Ihnen denn gestehen, daß ich mitten in meinem glänzenden Aufenthalte zu Spaa einen großen Fehler begangen zu haben glaube; nemlich, daß ich das Wasser vor Langerweile trank. Es ist zu tonisch für mich. So lange ich in den Feldern umherlaufen, mir Bewegung machen und mich ermüden konnte, gieng es sehr gut; aber als ich meine sitzende Lebensart wieder anfangen mußte, fühlte ich ein Austreten meiner Galle, die mir beynahe einen schlimmen

men Streich gespielt hätte, und die ich noch immer nur mit vieler Mühe in Ordnung bringen kann.

Doch es ist billig, daß man für seine Fehler Züchtigung leidet. Und nun hätte ich denn meinen erhabnen Leibarzt lange genug von einer Gesundheit unterhalten, die ich ihm beynahe seit acht Jahren zu verdanken habe. Ich bin nur deshalb so umständlich gewesen, weil ich Ewr. Majestät beweisen wollte, wie sehr es mich geschmerzt hat, daß ich so viele Zeit mußte vorübergehen lassen, ohne Denselben meine Dankbarkeit bezeigen, und ohne Ew. Majestät mit der tiefsten Ehrfurcht an meine alte Ergebenheit erinnern zu können. Darüber, daß ich mit dem Fieber auf meinem Bette lag, als man bey Hofe und in der Stadt die Geburt eines Dauphins feyerte, tröstete ich mich; aber darüber konnte ich es nicht, daß ich nicht im Stande war, die Feder zu halten, und an Ew. Majestät zu schreiben.

Wenn Ew. Majestät Dero Glas Wasser an der Seite Ihrer alten Freundinn, der Allherrscherinn, trinken, und mir dann erlauben wollen, hinter Ihrem Sitze zu stehen und es Ihnen zu reichen: so würde ich (da ich beynahe gewiß bin, die Einwilligung meiner erhabnen Souvräne zu erhalten) gern versprechen, alle meine vergangene Größe zu vergessen, um mich einzig und allein an diese zu halten. Nach dem Besuch des Herrn Grafen von Falkenstein habe ich der Kaiserinn vorgeschlagen: sie möchte neben ihrem Pallast, entweder in Petersburg oder in Zarskoe-Selo, ein Gasthaus mit dem Schilde zu den drey Königen bauen lassen, es für Wassertrinker von Ewr. Majestät Schlage aufheben, und mich nicht zum Wirth, sondern zum Markör darinn

ernennen; aber Sie sehen wohl, Sire, daß die Bescheidenheit, mit der man von dergleichen Besuchen reden hört, es nicht erlaubt, daß man mein Schild annimmt, oder daß man seinem invaliden Obersten die Markörstelle giebt, um die er sich bewirbt.

Ich fange an zu verzweifeln, Sire, daß ich jemals Ewr. Majestät Begriffe von meinen Hyperboreischen Würden und Titeln berichtigen werde, zumal da ich gar kein von dem Fürsten Potemkin unterschriebenes Patent aufzeigen kann, und alle meine Prärogativen nur von der bloßen und besondern Gnade meiner erhabnen Wohlthäterinn besitze. Da unter allen meinen Titeln der Titel Marterholz am meisten hervorsticht, so war ich so dreist, mir zu schmeicheln, ich könnte auch den Titel: Witzscheibe Ewr. Majestät, damit verbinden; ich hielt nemlich Marterholz und Witzscheibe für leibliche Geschwisterkinder. Aber die Definition des Vegez, (der, wenn er zu unsrer Zeit gelebt hätte, seine Definitionen an den Ufern der Spree und der Havel würde gesucht haben,) bringt mich gänzlich aus der Fährte. Ew. Majestät haben, statt Pfeile auf mich abzuschießen, mich nur mit Gnade und Wohlthaten überhäuft; und solchen Pfeilen kann ich nichts entgegensetzen, als Vertheidigungswaffen: meine Erkenntlichkeit, und meine leider unnütze Ergebenheit. So sehe ich denn wohl, daß ich mich entwitzscheiben muß.

Sire, heute ist großes Getümmel in der Hütte des Marterholzes, das seine Witzscheibenwürde verloren hat. Man feyert darinn einen der festlichsten Tage des Jahres: den 24sten Januar. *) Möge der erhabne Gegen-

*) Geburtstag des Königs.

Gegenstand meiner Wünsche ihre Wirksamkeit bis zu dem entferntesten Ziel des menschlichen Lebens erfahren! Man sagt: seine Gesundheit sey nie vollkommner und fester gewesen. Dieser Umstand macht denn die Feyer des Tages in der Hütte vollständig.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

5.

Paris, d. 31. Oktob. 1783.

Sire!

Der Brief, mit dem Ew. Majestät mich unter dem zweyten dieses Monats beehrt haben, hat mich mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit durchdrungen; aber ohne einen besondern Umstand würde es mir gerechte Diskretion nicht erlaubt haben, die Arbeiten oder die Muße Ewr. Majestät so bald zu stören. Da der Herr Baron von Golz sich in Fontainebleau aufhält, so wird er Herrn d'Alembert's Tod vielleicht nicht früh genug erfahren, um ihn noch mit der heutigen Post schreiben zu können. Dieser Mann, der besonders durch die Gütigkeiten und Wohlthaten berühmt ist, mit denen Ew. Majestät ihn dreyßig Jahre hindurch beehrt haben, hat seine Laufbahn am 29sten Morgens um sieben Uhr geendigt. Das Leben war für ihn nicht mehr ein wünschenswerthes Gut. Seine Kränklichkeit hatte sich bis zu einem solchen Grade vermehrt, daß er durch die häufige Besorgniß und Furcht seiner Imagination Unruhe erregte. Da er sich jeden Augenblick bedrohet glaubte, so konnte seine von Natur schwächliche Konstitution diesem unnatürlichen Zustande nicht lange widerstehen; und die Auszehrung, die darauf folgte, rührte eben so sehr von seiner Kleinmüthigkeit,

als von seinen körperlichen Leiden her. Denen, die ihn aufmunterten, den letztern ein wenig Muth entgegenzusetzen, gestand er ohne Zurückhaltung, er habe keinen; und er erregte bey ihnen um so größeres Mitleiden, da er sie aller Mittel, ihn zu trösten, beraubte, und da seine äußerst große Schwäche ihn auch jähzornig und heftig gemacht hatte. So kann das Schicksal, wenn es eine von unsern Fibern zersprengt, unsern philosophischen Stolz demüthigen, und uns den Kindern gleich machen, die wir mitleidig ansehen! In kurzer Zeit sind drey große Mathematiker einander nachgefolgt: Bernouilli, Euler und d'Alembert; die königliche Akademie in Berlin hat also einen dreyfachen Verlust erlitten. Ich weiß nicht, wen das Los treffen wird, in der französischen Akademie die Lobrede auf Herrn d'Alembert zu halten; aber wer es auch seyn mag — die Säle des Louvre's werden an dem Tage von Ewr. Majestät dauernden Wohlthaten und Gütigkeiten gegen den widerhallen, der beynahe die Hälfte seines Lebens hindurch der Gegenstand derselben gewesen ist.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

6.

Paris, d. 28. Novemb. 1783.

Sire!

Als ich den Brief erhalten hatte, mit dem Ew. Majest. mich unter dem 11ten dieses Monats zu beehren geruhet haben, ließ ich es meine erste Sorge seyn, den darinn enthaltenen Befehl wegen der Korrespondenz zu erfüllen, womit Herr d'Alembert einen großen Theil seines Lebens hindurch beehrt worden ist. In dieser Absicht glaubte ich

ich mich an den Herrn Markis von Condorcet wenden zu müssen, den d'Alembert zu seinem Universalerben ernannt hat. Ich habe zwey Antworten von ihm bekommen. In der ersten sagt er mir, daß Ewr. Majestät Briefe in den Händen des Herrn Watelet, Mitgliedes der französischen Akademie befindlich sind, der einer von Herrn d'Alemberts Testamentsvollstreckern ist. Als ich gerade im Begriff war, an diesen zu schreiben, schien mir ein zweyter Brief von dem Herrn von Condorcet diesen Schritt unnöthig zu machen. Ich nehme mir die Freyheit, Sire, Ewr. Majestät beyde Briefe vor Augen zu legen, ob sie gleich nicht zu diesem Endzweck geschrieben sind; sie können Ewr. Majestät beweisen, daß ich Dero Befehle pünktlich erfülle, und daß auch die Personen, bey denen die Korrespondenz deponirt ist, dieselben mit Ehrfurcht befolgen werden.

Der Markis von Condorcet, beständiger Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften und eins von den vierzig Mitgliedern der französischen Akademie, ist aus einer altadelichen Familie des Königreiches, und hat vor kurzem seinen Oheim verloren, welcher Bischof von Lisieux war. Sein Geschmack an den höheren und den schönen Wissenschaften hat ihn von seiner zartesten Kindheit an zu der Litteratur hingerissen, ob ihn gleich seine Geburt zu dem Militärstände zu bestimmen schien. Sein ganzes Leben hindurch ist er in der genausten Verbindung mit Herrn d'Alembert gewesen. Er hat mir Nachricht von den letzten Augenblicken dieses Philosophen mitgetheilt, und ich habe mit Vergnügen gehört, daß in den drey letzten Tagen seines Lebens, als er alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben hatte, seine vorige

Ruhe zurückgekehrt ist. Ich verließ ihn ungefähr vierzehn Tage vor seinem Tode, in einem so ängstlichen Zustande, daß der Eindruck davon sich nicht so geschwind bey mir verlieren konnte. Man hat einen Stein von der Größe eines halben Eyes bey ihm gefunden. Da dieser nicht fest saß, so wäre die Operation, allem Anschein nach, leicht gewesen; aber der Gedanke an den Schnitt empörte ihn so stark, und er war so entschlossen, sich dieser Operation nicht zu unterwerfen, daß er niemals sondirt seyn wollte, weil er dann Gewißheit von seinem Uebel zu bekommen fürchtete. Sein Erbe glaubte, er müsse es, bey Gelegenheit dieses traurigen Vorfalls wagen, an Ew. Majestät zu schreiben. Er hat mir seinen Brief unter einem offnen Siegel zugeschickt, und ich lege ihn Ewr. Majestät so, wie ich ihn bekommen habe, zu Füßen.

Es gebührt mir nicht, den Wunsch des Markis zu unterstützen, der gern möchte, daß sein Freund, der sein ganzes Leben hindurch Ewr. Majestät Schutz genossen hat, Denselben auch nach seinem Tode ein Denkmal verdankte, das ein Dorn in den Augen der Priester seyn würde. Ich bin zu profan und zu ketzerisch, als daß ich mich in kirchliche Angelegenheiten mischen sollte. Wahrhaftig, Ew. Majestät gehören uns Ketzern zu, und wir möchten Dieselben für keinen Preis in der Welt an die sogenannte allgemeine oder katholische Kirche abtreten; aber die frommen Seelen sagen: das erhabne Oberhaupt so vieler Bischöfe und Priester von der römischen Konfeßion habe, ob es gleich getreu an unsrer orthodoxen protestantischen Kirche hange, ein unwidersprechliches Recht, die Denkmäler seiner königlichen Wohlthä-

tigkeit

tigkeit in allen Kirchen und Kapellen der Welt aufzustellen. Ich bin nicht feiner Kasuist genug, um mich in so kritische Fragen zu mischen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

7.

Paris, d. 24. Januar 1784.

Sire!

Indeß ich mich anschicke, einen der größten und feyerlichsten Tage in dem Kalender des Ruhms und in meinem eignen zu begehen, befürchte ich, daß Ew. Majest. Dero Hauptstadt schon verlassen haben, um in den einsamen Aufenthalt zurückzukehren, auf den seit mehr als vierzig Jahre ganz Europa seine Blicke heftet. Dort will ich also einem Monarchen, der mehr von Lorbeern aller Art, als von Jahren belastet ist, meine Ehrfurchtsopfer, meine Wünsche und meinen Weihrauch zu Füßen legen, und eben so meine Erkenntlichkeit für den Brief, mit dem dieser von Ruhm überhäufte Monarch mich unter dem 16ten des vorigen Monats beehrt hat.

Die Mühe, die ich mir aus Unterwerfung und Gehorsam gegeben habe, um mich eben so, wie mein Jahrhundert, des Schatzes zu berauben, den d'Alembert besaß, ist ein Verbrechen der beleidigten Menschheit, welches meine Ehrfurcht vor Ewr. Majestät Befehlen mich zu begehen gezwungen hat. Unmöglich kann dieser Briefwechsel der lebhaften Neubegierde der Nachwelt entzogen werden, und gewiß wird sie dieses Schatzes mit aller möglichen Publizität genießen. Habe ich also nicht ein herrliches Meisterstück gemacht, daß ich sie mir und meinen Zeitgenossen, d. h. allem, was mich interessirt, entzog, um

um sie sorgfältig einer Nachwelt aufzubewahren, für die ich mich ganz und gar nicht interessire! Auch gestehe ich zu meiner Ehre und zu meinem Ruhm, daß ich, bey allem Gehorsam, doch den geheimen Wunsch that, und ihn noch thue: es möchte der göttlichen Vorsehung gefallen, alle meine Schritte unnütz zu machen, und die Welt mit dem zu begnadigen, was ich ihr zu entziehen bemühet gewesen bin.

Ich zweifle sehr stark, daß ich Ewr. Majestät Augen jemals mit dem ermüden werde, was die französische Litteratur Interessantes hervorbringt. Seit Voltaire's Tode herrscht in diesen Gegenden ein tiefes Stillschweigen, das uns jeden Augenblick an unsern mannigfachen Verlust und an unsre Armuth erinnert. Es ist ein kleiner Roman von Herrn von Montesquieu herausgekommen, zu dessen Bekanntmachung sich sein Sohn endlich dreyßig Jahre nach dem Tode desselben entschlossen hat. Der Plan dieses Werkchens ist eben kein Meisterstück; aber die Sprache darinn ist blühend und reizend, und die Schilderungen sinnreich, hervorstechend und philosophisch, so, daß man allenthalben den berühmten Verfasser der lettres persannes erkennt.

Wir beschäftigen uns gegenwärtig nur mit den aerostatischen Maschinen, und der Herr Markis von Condorcet, beständiger Sekretär unsrer königlichen Akademie der Wissenschaften, hat mir aufgetragen, Sire, Ewr. Majestät zwey Exemplare von dem Bericht zu Füssen zu legen, den man ihm von diesen Maschinen, über die seit drey Monaten so viel gesprochen wird, abgestattet hat. Das eine ist für den königlichen Protektor, dem die Pariser Akademie dieses Opfer der Ehrfurcht darbringt;

bringt; und das andre für seine königliche Akademie in Berlin.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

8.

Paris, d. 12. Jun. 1785.

Sire!

Man muß die Ruhe der Götter und die Arbeiten der Könige mit Ehrfurcht ansehen. Diesem unwidersprechlichen Axiom zufolge, habe ich es mir nicht erlaubt, sogleich auf den Brief zu antworten, mit dem Ew. Majestät mich unter dem 11ten v. M. beehrten; ja ich habe sogar den Brief, den der Markis von Condorcet mir anvertrauet hatte, etwas verzögert. Aber ich überrechne, Sire, daß Ew. Majestät heute nach dem Schlosse Sanssouci zurückkommen, und, nachdem Dieselben die Angelegenheiten in Dero verschiedenen Departements angeordnet haben, im Schooße der Philosophie und der Freundschaft einen Augenblick ruhen werden. Dies ist die Zeit, wo die Auserwählten des irdischen Paradieses sich mit etwas mehr Vertrauen zu den Füssen des ruhenden Mars zeigen können.

Mein Kommittent, der Markis von Condorcet, schickte mir mit seinem Briefe einen großen Band in Quarto zu, den er so eben herausgegeben hat, und den er Ewr. Majestät als ein Opfer der Ehrfurcht darzubringen wagt. Da ich diesen Band nicht in einen Brief einschliessen konnte, so habe ich ihn Herrn von Rougemont zustellen lassen, der mir denn versprochen hat, daß er ihn an seinen glorreichen Bestimmungsort befördern will. Ein Profaner wie ich, der mit allen Mysterien

der Geometrie ganz unbekannt ist, hat nicht einmal das Recht, ein Werk, wie dies von Herrn von Condorcet, aufzuschlagen, und noch viel weniger, es durchzublättern. Er kann sich weiter nichts erlauben, als die ziemlich ausführliche Vorrede durchzulaufen, die man sich beynahe schmeicheln kann zu verstehen, wenn man auch nicht in die Mysterien der hohen Wissenschaft eingeweihet ist.

Der große Geometer der Welt hat dem zufolge, was ich von einem großen Könige gelernt habe, uns alle mit unserm Rosenkranz von Albernheiten in der Hand, in die Welt gesetzt. Diese Idee ist zu gleicher Zeit moralisch, einleuchtend und pittoresk. Mancher Rosenkranz ist sehr plump und überladen; indeß giebt es unter der unzähligen Brüderschaft Leute, die ihn mit solcher Begierde abhaspeln, daß man bey der Eilfertigkeit, mit der sie es thun, glauben sollte, es werde ihnen an Albernheiten fehlen. Aber der höchste Geometer hat schon dafür gesorgt; je mehr sie davon aufhäufen und abhaspeln, desto mehr liefert er ihnen. So macht er es allgemein; er giebt nur denen viel, die von Hause aus reich sind. Wer arm an Albernheiten ist, gleicht den Geldarmen; er hat nur einen wenig vollen Rosenkranz, kann ganz und gar kein Aufsehen damit machen, und muß ihn so langsam und so selten als möglich abhaspeln, wenn er nicht seinen Vorrath überleben will. Es ist eine große Demüthigung für Ew. Majestät, daß es dem höchsten Geometer, der doch so viele volle Rosenkränze unter die Herren der Welt austheilte, so zu sagen, nicht gefällig gewesen ist, auch Ihnen einen aufzuheben. Da nun auch das Himmelreich nur denen vorbehalten ist, die geistlich arm oder arm an Geiste sind, so sehe ich für Ew. Maj. gar keine Hülfe in der andern Welt.

Es gebührt mir nicht, Sire, mich über die Lehre des verstorbnen Herzogs von Zweybrücken zu beklagen. Da die Gnade des Himmels mich schon in meiner Jugend an den Ort geführt und geheftet hat, ausser welchem kein Heil ist; so habe ich nur mein Schicksal und das Andenken des verstorbnen Herzogs von Zweybrücken zu preisen, der mir übrigens wohlwollte. Ich kann mich also in der That auf kein Allianzprojekt gegen sein Haus einlassen, da ich, wie Ew. Majestät sehen, dabey interessirt bin, dessen Lehre und Grundsätze aufrecht zu erhalten. Und wenn ich auch nicht so sehr Ursache hätte, mit diesen Grundsätzen zufrieden zu seyn, so würde ich doch nicht Muth genug haben, bloß meines Heils wegen den allgemeinen Frieden zu stören. Im Gegentheil hoffe ich fest, ich werde meinen Rosenkranz abgebetet haben, ehe es den Herren der Erde wieder beliebt hat, die Kanonen sausen zu lassen. So sehr bin ich überzeugt, daß in diesem Jahrhundert der Mäßigung und der Philosophie keiner von ihnen nach Krieg verlangt.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

9.

Paris, d. 25. Jul. 1785.

Sire!

Ew. Majestät werden finden, daß der Kommissionär, auf den die Wahl des Markis von Condorcet gefallen ist, Denselben sehr oft überlästig wird; aber der Kommissionär eines beständigen Sekretärs hat nicht seinen freyen Willen, wie ein Doktor der Sorbonne; und wenn sein Kommittent sich seiner bedienen will, so muß er gehorchen. Diesmal hat jener ihm eine Medaille in Bronze

mit

mit dem Bildnisse des verstorbenen d'Alembert zugestellt, um sie dessen erhabenem Wohlthäter als ein Opfer der Ehrfurcht zu überreichen. Ich habe sie dem Herrn von Rougemont geschickt, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er sie an ihren glorreichen Bestimmungsort befördern will. Die französische Akademie wird diese Medaille demjenigen, der die beste Lobschrift auf d'Alembert schreibt, in Gold geben. Die Summe zu diesem Preise hat eine Privatperson, ein Artillerieoffizier, Namens de Saint-Remi, ausgesetzt. Er ist seitdem nach Konstantinopel gegangen, um Josephs und Katharinens gute Freunde Kanonen giessen und bohren zu lehren. Die guten Freunde werden giessen und bohren wie vorher, indeß sich vielleicht aus Dankbarkeit verpflichtet glauben, ihren Professor zu pfählen; und in diesem Falle zweifle ich, ob sich unter den Ulemas der neuen Küche jemand finden wird, der die Kosten zu einem Preise für eine Lobschrift anf ihn hergiebt. Man hätte übrigens diesen Offizier erinnern können: der Preis, den er zu einer Lobschrift auf d'Alembert aussetze, sey blosser Luxus; denn dieser Philosoph mußte unumgänglich nothwendig zweymal gelobt werden, einmal in der französischen Akademie, und dann auch in der Akademie der Wissenschaften. Ohne Zweifel hat der türkische Artillerist geglaubt, auch bey Lobreden schade Ueberfluß nicht.

Der Brief, Sire, mit dem Ew. Majestät mich unter dem 29sten v. M. zu beehren geruhet haben, hat die lebhafteste Dankbarkeit bey mir erregt. Die Mittelmäßigkeit, in welche das Schicksal Ew. Majestät zu setzen für gut gefunden hat, muß eine sehr auffallende Erschei-

nung

nung seyn; denn seit fünf und vierzig Jahren kann Europa die Augen nicht davon losreissen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

10.

Paris, d. 7. Okt. 1785.

Sire!

Das Amt, das mir der Herr Markis von Condorcet gegeben hat, da er mich zu seinem Briefträger bey Ewr. Majestät machte, ist für mich um so ehrenvoller, weil es mir eine Art von Recht giebt, mit den Briefen; die er mir anvertrauet, meine eigne Ehrfurchtsbezeugungen zu verbinden. Ich befürchte indeß, daß seine Feldpost wohl nicht in der besten Ordnung seyn mag. Er ist in dieser Jahreszeit fast beständig von Paris abwesend, und schreibt mir, ich weis selbst nicht von welchem Orte: der Brief, mit dem Ew. Majestät ihn im Monat Junius beehrt haben, und den ich in dem Augenblick, da ich ihn erhielt, nach seiner Wohnung schickte, sey ihm erst den 15ten September zugestellt worden. Auch setzt er noch hinzu: man habe diesen Brief während seiner Abwesenheit nicht gehörig besorgt. Ich fürchte, daß es mit dem seinigen, mit welchem er mir den beyliegenden anvertraute, eben so gegangen seyn wird; denn er ist vom 19ten September, und ich habe ihn erst so eben erhalten. Das bewiese denn, daß die größten Mathematiker die äusserst große Genauigkeit in der Theorie, in der sie eine Ehre setzen, nicht immer praktisch anzuwenden wissen. Indeß wird diese Verzögerung wenigstens das Gute haben, daß die Briefe des Akademisten und seines Briefträgers zu Ewr. Majestät Füssen in einem Augenblick

blick ankommen, wo Dieselben von den grossen militärischen Arbeiten dieses Jahres ruhen, welche den Ruf der preußischen Waffen erhalten, und ihren Glanz von Jahre zu Jahre vermehren; denn was man vor kurzem von der schlesischen Revüe sagte: „man habe nie etwas so Glänzendes und Majestätisches gesehen“ — das ist mir alle Jahre zu Ohren gekommen; und eben das wird man alle Jahre wiederholen. Nur, Sire, werden Ew. Majestät nach dem Gange, den das nimmt, nicht bloß über Dero Truppen Revüe zu halten haben, sondern auch über ganze Korps von fremden Offizieren, die aus allen Theilen Europens hinzueilen, um den Nestor unter den Monarchen zu bewundern, der, von Lorbeern und von Jahren belastet, die Stärke des Achilles behält und zeigt.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

11.

Paris, d. 24. Januar 1786.

Sire!

Ich begieng in meiner philosophischen Einsamkeit still, aber sehr feyerlich, das Geburtsfest Ewr. Majestät, als ich von einem Briefe, den mir der Herr Markis von Condorcet zuschickte, genöthigt ward, meinen Altar und den Weihrauch, der darauf brannte, zu verlassen, um Ewr. Majestät mit seinem Briefe zugleich meine Wünsche zu Füssen zu legen, und Dieselben zum Zeugen der Feyerlichkeit zu machen, die ein so großer und erhabner Tag in der philosophischen Einsamkeit veranlaßt. Herr von Condorcet, der über seine Rechnungen bisweilen

len den Kalender vergißt, vereinigt sich mit mir zu Wünschen und Weihrauchsopfern; und so werden Ew. Majestät, wenn Dieselben auch dem einen von unsern Altären entgehen, doch dem andern nicht entrinnen.

Er hat mir seinen Brief unter einem offnen Siegel geschickt, und mich gebeten, ihn zu lesen und meine dringenden Bitten mit den seinigen zu vereinen, daß Ew. Majestät geruhen möchten, durch ein einziges Wort die Existenz der Briefe zu sichern, mit denen Dieselben den verstorbenen d'Alembert eine lange Reihe von Jahren hindurch beehrt haben. Herr **Watelet**, der sie nach dessen Tode als ein Depositum in Besitz hatte, ist so eben gestorben; und Herr **von Condorcet** scheint zu befürchten, daß ein so merkwürdiger Briefwechsel auf immer vernichtet werden möchte. Ein einziges Wort, Sire, das Sie ihm oder mir zu schreiben geruheten, oder ein bloßer Befehl von Ewr. Majestät, daß diese Korrespondenz dem Herrn **von Condorcet** oder mir eingehändigt werden solle, wird sie vor der Vernichtung bewahren und sie der Nachwelt aufbehalten.

Ich habe Ewr. Majestät gegen die Stimme meines Gewissens gedient, als Dieselben mir bey Herrn d'Alembert's Tode befahlen, über dieses Depositum zu wachen, und zu verhindern, daß man es nicht bekannt machte. Hätte ich voraussehen können, daß Herr **Watelet** seinem Freunde so bald folgen sollte, so würde ich Ew. Maj. gebeten haben, Sie möchten befehlen, daß man dieses Depositum mir einhändigte; aber es ist noch Zeit. Mögen Ew. Majestät nun den Markis **von Condorcet** oder mich, oder uns beyde zusammen dazu wählen, daß wir dies kostbare Depositum reklamiren sollen — wir beyde

werden gleich stolz darauf seyn, der Nachwelt diesen Dienst geleistet zu haben.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

12.

Paris, d. 31. März 1786.

Sire!

Es ist in der That sehr ehrenvoll für mich, daß der Herr Markis von Condorcet mich zu seinem Briefträger bey Ewr. Majestät bestellt hat; denn sonst würde ich es nicht wagen, Denselben so häufig zu schreiben. Doch wenn ich Briefe von andern bestelle, muß es mir, wie mich dünkt, erlaubt seyn, meine Ehrfurchtsopfer damit zu verbinden. Dadurch, daß Herr von Condorcet mir die beyden Briefe empfiehlt, die er mir so eben anvertraut hat, giebt er mir zugleich das Recht, Sire, Ewr. Majestät unterthänigst für den zu danken, mit welchem Dieselben mich unter dem 6ten Februar beehrt haben. Wenn ein von Ruhm gesättigter Monarch, der an dem Gestade des baltischen Meeres wohnt, nicht erlaubt, daß man von Weihrauch mit ihm spricht; so habe ich noch mehr Unrecht, als jeder Andre, da ich in diesen Fehler gefallen bin: denn ich weis nicht, ob ein Mann, der an den Ufern der Donau geboren ist, irgend ein Recht hat, sich eines so kostbaren Produktes zu bedienen; auch kann ich nicht sagen, ob in den Augen der Lutezier, die gewöhnlich Stockpariser genannt werden, ein Obotrit und Vandale nicht ein sehr großes Uebergewicht über einen Danubier, oder einen blossen Uferbewohner der Donau, hat.

Ich wünsche sehr, daß der Graf von Romanzow den Beyfall seines Hofes verdienen und sich die Achtung deßen erwerben möge, an welchem er in kurzem residiren wird. *) Ew. Majestät erzeigen mir zu viele Ehre damit, daß Sie ihn meinen Zögling nennen. Bey unsrer Verbindung zu der Reise, die wir zusammen gemacht haben, lag eine völlig republikanische Gleichheit zum Grund. Zu meiner Beschämung muß ich sogar sagen, daß wir selten über etwas einerley Meynung waren; und wenn ich mich noch so ziemlich gut aus der Sache zog, so kam es daher, weil sein Bruder, unser dritte Reisegefährte, oft auf meine Seite trat, so daß jener folglich die ehrenvolle Minorität ausmachte, wozu in England die Leute von Kopf gehören.

Ein kleiner Prophet ist nicht dazu geschickt, Staatsmänner und große Leute zu bilden. Da dieser Prophet übrigens von seiner ersten Jugend an ausser seinem Vaterlande lebt, so kann er sich nicht schmeicheln, an den Ufern der Donau, der Havel und Spree irgend einigen Kredit zu haben, und zwar aus dem Grunde, weil ein Prophet nirgends weniger gilt, als in seinem Vaterlande. Hat man an den Ufern der Neva noch einige Gunst gegen ihn, so kommt es daher, weil er nicht aus diesem Lande gebürtig, obgleich seit langer Zeit durch Wohlthaten darinn naturalisirt ist.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

*) Er kam als rußischer Gesandter nach Berlin, blieb aber nur bis zum Jahre 1788.

13.

Paris, d. 12. May 1786.

Sire!

Durch die öffentlichen Nachrichten bin ich zum Glück hinlänglich wieder aufgerichtet, und von aller Unruhe befreyet worden, die der Brief, mit welchem Ew. Maj. mich unter dem 18ten des vorigen Monats beehrt haben, bey mir hätte erregen können. Ich setze mein Vertrauen auf die militärischen Arbeiten und auf die Wiederkehr der schönen Jahreszeit, die sich vereinigen werden, um Ewr. Majestät Engbrüstigkeit und andre Unpäßlichkeiten weit von Denselben zu vertreiben.

Der Markis von Condorcet giebt mir dadurch, daß er mir diesen Brief empfiehlt, Gelegenheit, mein Amt als sein gewöhnlicher Briefträger zu verrichten, und Ewr. Majestät die Wünsche, die ich zu thun wage, daß von diesen Beschwerden gar keine Spur übrig bleiben möge, und eben so das Opfer der tiefsten Ehrfurcht zu Füssen zu legen, mit welcher ich mein ganzes Leben hindurch seyn werde u. s. w.

Brief

eines

Akademisten in Berlin an einen pariser Akademisten.

1752.

Brief eines Akademisten in Berlin an einen pariser Akademisten.

Seitdem Gelehrte existiren, giebt es auch Streitigkeiten; denn es steht jedem frey, verschiedner Meynung zu seyn, und jeder glaubt, gute Gründe zur Vertheidigung der seinigen zu haben. Aber erniedrigend für den menschlichen Geist sind die durch Neid erregten Erbitterungen, die Libelle, die Schmähungen, die abscheulichen Verläumdungen, mit denen kleine Leute den Namen großer Männer zu beflecken suchen.

Glauben Sie nicht mein Herr, daß ich mich zu beklagen habe; Mittelmäßigkeit der Talente ist eine Schutzwehr gegen die Angriffe des Neides: ich rede von dem Herrn von Maupertuis, unserm berühmten Präsidenten. Seine Ueberlegenheit, sein Genie, seine tiefen Kenntnisse haben die Eigenliebe des Professors der Philosophie, Herrn König, empört. Da dieser sich nicht zu gleicher Höhe mit einem großen Mann erheben konnte, so glaubte er, es sey doch immer schon viel, wenn er ihn erniedrige; er machte unserm Präsidenten die Entdeckungen über das allgemeine Prinzipium der actionis minimæ streitig, und behauptete, Leibnitz sey der Erfinder desselben. Herr von Maupertuis forderte Beweise, und wollte wissen, in welchem Werke des Herrn von Leibnitz man Spuren von diesen Entdeckungen fände. König brachte, um nicht in dieser Verlegenheit

 stecken

stecken zu bleiben, Fragmente von untergeschobenen Briefen des Herrn von Leibnitz zum Vorschein. Dieser litterarische Prozeß ward in einer Versammlung unsrer Akademie vorgetragen, entschieden, und König einstimmig verurtheilt.

Der Professor war aufgebracht und verdrießlich über diese Beschämung, besonders aber darüber, daß er einem Manne, den ganz Europa bewundert, nicht hatte schaden können. Es genügte ihm noch nicht, diesen mit groben Schmähungen (dem letzten Hülfsmittel aller Leute, die keine triftigen Gründe anzuführen haben,) zu überhäufen; er machte auch gemeinschaftliche Sache mit Schriftstellern, die verächtlich genug waren, sich von ihm anwerben zu lassen, und unter seinen Fahnen zu dienen. Einer dieser Elenden hat, unter dem Namen eines berliner Akademisten, ein schändliches Libell drucken lassen, worinn er den Herrn von Maupertuis so behandelt, wie nur ein Mensch ohne Beurtheilungskraft von einem Unbekannten reden kann, oder wie die unverschämtesten Betrüger die Tugend gewöhnlich zu verläumden pflegen.

Herr von Maupertuis ist durch seinen Charakter, sein Verdienst und seinen Ruf zu weit über dergleichen Beschuldigungen erhaben, als daß er dadurch beleidigt würde; er ist zu sehr Philosoph, als daß Schmähungen, die weiter nichts sind als dies, seine Ruhe stören könnten; aber wir Akademisten müssen unsre Stimmen gegen einen Rasenden erheben, der, wenn er gleich Herrn von Maupertuis nicht erreichen kann, doch unsre Gesellschaft verletzen könnte.

Alle Nationen müssen augenscheinlich sehen, es sey unter uns kein Sohn entartet genug, den Arm gegen seinen Vater aufzuheben, und kein Akademist niedrig genug, um der Wuth eines Neidischen zum gedungenen Werkzeuge zu dienen. Nein, mein Herr, wir Alle opfern unserm Präsidenten die Bewunderung, die man seiner Gelehrsamkeit und seinem Charakter schuldig ist; wir sind so gar dreist genug, ihn uns zuzueignen, wir fordern ihn von Frankreich. Er genießt bey uns schon während seines Lebens den Ruhm, den Homer erst lange nach seinem Tode hatte; Berlin und Saint-Malo streiten mit einander, welche von ihnen beyden seine wahre Vaterstadt sey. Wir sehen sein Verdienst so an, als wäre es unser eignes, seine Gelehrsamkeit, als würfe sie den größten Glanz auf unsre Akademie, seine Arbeiten, als komme ihr ganzer Nutzen uns zu Gute, seinen Ruf, als habe unsre ganze Gesellschaft Theil daran, und seinen Charakter, als sey er das Muster eines rechtschaffnen Mannes und eines wahren Philosophen. Das ist die Gesinnung der ganzen vereinigten Akademie. Hören Sie nun aber die Sprache des Betrugs.

Der ungenannte angebliche Akademist *) sagt: Herr von **Maupertuis** würde durch sein schlechtes Verfahren alle unsre Akademisten vertreiben, wenn nicht der Schutz des Königs sie erhielte. So viele Worte, so viel Unwahrheiten! Das ganze Königreich und ganz Deutschland weiß, daß unsre berühmtesten Akademisten durch die Bemühungen des Herrn von **Maupertuis** hieher gezogen worden sind. Er führt die Oekonomie unsrer Ein-

*) Voltaire.

Einkünfte, hat die erledigten Stellen zu besetzen, theilt Vergütungen aus, beschützt Talente; und in allen diesen verschiedenen Geschäften seines Amtes zeigt er beständig Uneigennützigkeit, Ordnungsliebe in der Verwaltung unsrer Kasse, Beurtheilungskraft in den Wahlen zu erledigten Stellen, Billigkeit in der Vertheilung der Pensionen und der Preise, aufrichtige Liebe für den Ruhm der Akademie, Freundschaft und Treue gegen Jeden von uns insbesondre, und Schutz für alle, die ihn bedürfen. Anstatt uns über ihn beklagen zu können, sind die meisten von uns ihm vielmehr Dank für ihre Stellen schuldig, und eben so für seinen Unterricht, seinen Rath, seine Einsichten und sein Beyspiel.

Der Verfasser des Libells gegen Herrn **von Maupertuis** ist von dem, was in unsrer Akademie vorgeht, und von dem Geiste, der sie beseelt, ohne Zweifel sehr übel unterrichtet; nie sind unter uns Zänkereyen gewesen, weil wir dem Partheygeist nie Raum gegeben haben; wenn unsre Meynungen von einander abweichen, so führt uns dieser Umstand nur zu Dissertationen, aber nie zu Streitigkeiten. Wir glauben, es komme den Philosophen zu, dem Volke ein Beyspiel zu geben, und wer die Wahrheit aufrichtig suche, sey nicht halsstarrig. So ein Mann ist weniger von sich selbst eingenommen, weniger verliebt in seine Gedanken, als die Menschen, deren roher Geist unbebauet geblieben ist. Er wendet allen Scharfsinn seines Geistes darauf, die Räthsel der Natur aufzulösen; er ist dankbar gegen den, der ihn am Irren hindert, und voll Bewunderung für den, dessen Einsichten ihm Licht geben. Aus diesen Ursachen sind in unsern Versammlungen nie solche eine Gesellschaft von

Gelehr-

Gelehrten herunterſetzende Auftritte vorgefallen, wie der, über den vor einigen Jahren zu Paris der Senior von allen Akademiſten in Europa in Unwillen gerieth.

Nachdem unſer angeblicher Akademiſt ſo offenbare Lügen, wie die oben angeführte, ausgeſtreuet hat, bleibt er auf dieſem ſchönen Wege nicht ſtehen. Gerade, als wenn ſeine Unverſchämtheit in dem Verhältniſſe zunähme, wie er ſein Gift ausgießt, verſichert er: Herr von Maupertuis entehre unſre Akademie. Das hatte ich denn freylich nicht erwartet! Die Alten nannten die boshaften Leute ſehr richtig Raſende, weil Bosheit eine Art von Wahnſinn iſt und die Vernunft zerrüttet. Konnte dieſer Libellenſchreiber ohne Kopf, dieſer verächtliche Feind eines Mannes von ſeltenem Verdienſt in ſeiner unfruchtbaren Imagination keine wahrſcheinlichere Verläumdung finden, als ſolchen Unſinn? Hat er nie gelernt, daß ſchon ein nutzendes Verbrechen empört, daß aber ein unnützes gar die höchſte Infamie wird? Eine ſo platte Grobheit, eine ſo ungereimte Behauptung verdient in der That keine Antwort. Wem darf ich es ſagen, und wer weiß es nicht ſchon lange, daß Herr von Maupertuis in Frankreich als der Mathematiker angeſehen ward, der am beſten im Stande ſey, das, was Newton in ſeinem Studierzimmer von der Geſtalt der Erde vermuthet hatte, zu beſtätigen? daß man ihn nach Lappland ſchickte? und daß er durch ſeine geometriſchen Arbeiten ſich eben ſo vielen Ruhm erwarb, als dem engliſchen Philoſophen, den er aus Beſcheidenheit als ſeinen Lehrer anſah? Wem brauche ich zu ſagen, daß der König von Frankreich ihn mit Ehre überhäufte, und daß der unſrige ihn hieher rief? daß unter ſeiner Direktion unſre ſo lange abſterbende Akademie neues Leben bekommen hat? Darf

Darf ich das schon völlig unterrichtete Publikum belehren, daß Herr von Maupertuis durch seine Arbeiten in allen Fächern, mehr als irgend einer von uns zu den Memoires beygetragen hat, die wir jährlich herausgeben? Wer weiß nicht, oder wer thut so, als wisse er nicht, daß Herr von Maupertuis von allen Gelehrten, die seine Werke gelesen haben, bewundert, von uns geliebt und geachtet, von allen, die mit ihm umgehen, zärtlich verehrt, am Hofe mit Auszeichnung behandelt, und von dem Könige mehr, als irgend ein andrer Gelehrte, begünstigt wird.

Ich beklage unsern Präsidenten nicht; ihn trift das Schicksal aller großen Männer, daß er beneidet ward und seine Feinde dahin brachte, Ungereimtheiten gegen ihn erdichten zu müssen. Aber ich beklage solche elende Schriftsteller, die sich unverständig ihren Leidenschaften überlassen, und von ihrer Bosheit so sehr verblendet werden, daß sie zu gleicher Zeit ihre Frivolität, ihr schlechtes Herz und ihre Unwissenheit verrathen.

Aber, mein Herr, was glauben Sie wohl, welche Zeit diese Leute gewählt haben, unsern Präsidenten anzugreifen? Ohne Zweifel denken Sie, jene haben ihn als brave Streiter zu einem Kampfe mit gleichen Waffen aufgefordert? Nein, mein Herr; lernen Sie den niedrigen und unwürdigen Charakter jener Leute kennen. Diese wissen, daß Herrn von Maupertuis zu unsrer Betrübniß seit sechs Monaten die Brust angegriffen ist, daß er Blut auswirft, daß er häufige Anfälle vom Stickflusse hat, daß er vor Mattigkeit nicht arbeiten kann, daß er dem Tode näher ist, als dem Leben, daß die Thränen einer Gattinn, die ihn liebt, und das Bedauern aller

rechtschaffnen Leute ihm das Herz weich machen: und diesen Augenblick wählen sie nun, um ihm, wenigstens in ihrem Wahn, den Dolch in das Herz zu stoßen. Hat man je eine boshaftere, nichtswürdigere und schändlichere Handlung gesehen? Hat man jemals von einem abscheulichern Morde reden hören? Wie? ein großer Gelehrter, der nie jemand mit dem Munde beleidigt hat, und dessen Feder selbst seine Feinde respektirte, hört, da er im Begriff ist zum leztenmal zu athmen, und da ihm, so wie allen rechtschaffnen Leuten, nur der Trost übrig bleibt, er hinterlasse einen sicher gegründeten Ruf, daß man ihn angreift, ihn verfolgt, ihn verläumdet. Man möchte ihn gern so zum Grabe führen, daß er in seinem letzten Augenblicke mit Schmerz und Verzweiflung sich beschimpft und entehrt sähe; man möchte ihn gern sagen hören: „Wozu nutzt mir nun das reine, fleckenlose Leben, das ich führte? Wozu nutzen die arbeitsam durchwachten Nächte, die ich der Welt widmete, meine litterarischen Arbeiten, die Dienste, die ich dieser Akademie geleistet habe, die Werke, die meinen Namen unsterblich machen sollten, wenn meine Asche dadurch, daß man meinen Ruf zu beflecken sucht, ein Gegenstand der Verachtung wird, und wenn ich meiner Familie nur Unehre und Schande zum Erbtheil hinterlasse?“ Aber nein, mein Herr, die Feinde des Herrn von Maupertuis haben ihn schlecht gekannt. Er verachtet ihre ohnmächtige Wuth, und vergiebt sie ihnen. Er ist zu sehr Philosoph, um sich nach dem Eigensinn seiner Feinde erschüttern zu lassen, und zu sehr Christ, um Rachbegierde in seinem Herzen zu behalten. Kaum hat er ihr wüthendes Geschrey gehört; und selbst bey voller Gesundheit würde er nicht darauf geantwortet haben. Wenn

Wenn wohlverstandne Ruhmbegierde die erste Triebfeder großer Seelen ist; und wenn sie zum Besten der Welt reichlich schöne Handlungen und seltne, ausgezeichnete Tugenden hervorbringt: muß man dann die, welche großen Männern einen gerecht erworbnen Ruhm zu entreißen suchen, nicht als Störer der öffentlichen Wohlfahrt, als Leute ansehen, gegen die ein Mörder nur wenig gefährlich ist? und was wird aus dem edlen Feuer werden, das bey der Lockung einer so flüchtigen Belohnung zu großen Unternehmungen antreibt, wenn man zugiebt, daß verbündete Bösewichter sich verschwören, denen, welche diese Belohnung besitzen, sie zu entreißen?

Sehen Sie nun selbst, wie Herrn **von Maupertuis** Feinde sich betrogen haben! sie hielten Neid für Nacheiferung; ihre Verläumdungen für Wahrheiten; Begierde, einen Mann zu verderben, für dessen wirklichen Untergang; Hoffnung, ihn zur Verzweiflung zu bringen, für ein unglückliches Ende seines Lebens, und ihren Unsinn für eine vortreflich angesponnene Bosheit. Sie mögen endlich lernen, daß sie sich in ihrem Plan und in ihren Vermuthungen betrogen haben, und daß, wenn gewisse Leute niedrig genug sind, große Männer zu verläumden, sich zu unsrer Zeit auch noch andre finden, die Tugend genug haben, sie zu vertheidigen.

Briefe

Briefe

an das Publikum.

1753.

Erster Brief.

Immer habe ich Deine Neigungen geliebt, und Deine Launen respektirt; ich kenne Deine unersättliche Begierde nach Neuigkeiten, und setze meine Ehre darinn, Dir zu dienen. Du hast Langeweile bey den gewöhnlichen Vorfällen, welche die kleinen Minister, die Du in Europa unterhältst, Dir wöchentlich zweymal erzählen; und willst etwas Besonders, überraschende Neuigkeiten. Deine Minister melden Dir bisweilen ganz unglaubliche, obgleich ohne Zweifel zuverlässige; aber das befriediget Dich noch nicht. Du liebst in der Politik das Geheime; eben den Hang habe auch ich, und zugleich sehr viele Geschicklichkeit, es zu entdecken. Dadurch werde ich denn in den Stand gesetzt, Dir von dem Nachricht zu geben, was gegenwärtig an einem gewissen Hof in der größten Stille vorgeht. Du siehst ohne alle Erklärung wohl, daß in unserm Rothwelsch ein gewisser Hof den Berliner bedeutet. Meine Neuigkeiten habe ich aus der ersten Hand; es sind keine „Man sagt,“ sondern völlig bestätigte Thatsachen. Ich habe erstaunliche Dinge entdeckt, und vertraue sie Dir um so lieber an, da ich Deine Klugheit und Verschwiegenheit kenne, und da also das Geheimniß unter uns Beyden bleiben wird.

Zittre für die Ruhe von Europa! Wir sind nahe an einer Begebenheit, die das von unsern Vätern so weislich bewirkte Gleichgewicht unter den Mächten zerstören kann. Es ist um das System des Abbe de Saint Pierre geschehen; nie wird man es realisiren können. Ich habe er-

erfahren, daß vor einigen Tagen bey Hofe eine große Rathsversammlung gehalten worden ist, welcher alle angesehene Personen im Staate beygewohnt haben; man hat darinn eine so wichtige Sache verhandelt, als nur je bey Menschengedenken eine zum Vorschein gekommen ist. Ein Tonkünstler aus Aix in Provence schickt zwey Menuetten hieher, an denen er zehn Jahre komponirt hat, und verlangt, daß sie im Karneval gespielt werden sollen. Superficiellen Köpfen wird dies geringfügig scheinen, aber wir Politiker, die wir allenthalben Feinheiten finden und Schlüssen bis zu ihren letzten Folgerungen nachgehen, wir sind zu gründlich, um diese Sache als eine Kleinigkeit zu behandeln.

Als man diese Forderung in Ueberlegung nahm, theilte sich der Staatsrath; die eine Hälfte war für die Menuetten, aber die andre machte die Oppositions-Parthie. Die erstere behauptete, man müsse die Menuetten spielen, um durch diese Auszeichnung die aufzumuntern, welche einer gewissen, aber unglücklicher Weise nicht allzugroßen Macht wohlwollen. Die Oppositions-Parthie erwiderte: es sey gegen die Ehre der Nation, fremde Menuetten zu spielen, da im Königreiche selber so viele neue gemacht würden. Hierauf antworteten jene: diese Menuetten könnten doch gut seyn, wenn sie auch gleich anderswo gemacht wären, und die Kunstliebhaber müßten mehr auf die Sache selbst sehen, als auf das Land oder den Ort, von woher die Menuetten kämen. Diese Gründe überzeugten die Oppositions-Parthie nicht, und sie behauptete: jene Menuetten müßten wie Kontrebande behandelt werden. Die Menuettisten entrüsteten sich sehr über diese Entscheidung,

dung, und bemüheten sich zu beweisen: wenn man fremde Menuetten als Kontrebande behandle, so berechtige man dadurch die andern Nationen, eben so die Produkte, welche Preussen hervorbringe, zu verbieten; wenn man den Handel einschränke, so richte man ihn zu Grunde; und endlich würden es die andern Mächte nicht so ruhig zugeben, daß man ihre Menuetten bey Tänzen und andern Lustbarkeiten verböte. Hierüber geriethen ihre Gegner in Hitze, und behaupteten: man müsse Vortheil und jede andre Rücksicht immer der Ehre aufopfern; es sey gegen die Würde eines Hofes, wenn er nach andrer, als seiner eignen Musik tanze; die Menuettisten wären Neuerer, die fremde Gebräuche im Lande einführen wollten; man müsse die alten Gewohnheiten nie fahren lassen, und wenn sie auch schon nichts taugten; und kurz, jene Menuetten würden die Sitten verderben. Hierüber ward der Streit so hitzig, daß alle zugleich sprachen und daß jeder Recht haben wollte. Auch die minder Heftigen präludirten schon zu harten Reden, und man war endlich genöthigt, den Staatsrath auseinander gehen zu lassen.

Den folgenden Tag versammelte er sich wieder, um die vorigen Berathschlagungen fortzusetzen. Der Enthusiasmus hatte sich während dieses Zwischenraums vermindert, und es war eine friedliche Parthie entstanden. Diese Versöhnungsstifter schlugen vor, man sölle, um Jedermann zu befriedigen, erlauben, das Trio der Menuet, nicht aber sie selbst zu spielen. Aber obgleich dieses Auskunftsmittel, eben deshalb weil es vernünftig war, nicht angenommen ward, so ließ man sich doch nicht abhalten, einen andern Vorschlag zu wagen; und dieser

bestand denn darinn, daß man die Menuetten spielen sollte, ohne sie zu tanzen. Dies ward mit einer beträchtlichen Stimmenmehrheit verworfen; und, wie man versichert, ist jetzt eine Art von Manifest unter der Presse, in welchem man die Gründe auseinander setzt, weshalb man die Menuetten nicht gebraucht hat. Dieser Schritt kann die wichtigsten Folgen haben. Da dies ganz Europa, und besonders Deine Neugierde sehr interessiren muß, so werde ich dahin sehen, daß ich von dem, was weiter vorgehen wird, Nachricht bekomme. Es ist zuverlässig, daß der Hof sich sehr stark mit dieser Angelegenheit beschäftigt; und dies läßt sich leicht begreifen, wenn man nur bedenkt, wie wichtig sie ist. Eine Menuett kann eine sehr bedeutende Sache werden. Wie viele ähnliche Beyspiele könnte ich Dir nicht anführen! Ein Kopfputz, um den die Königin Anna von England handelte, und den die Lady Marlborough kaufte, zerriß das fürchterliche Bündniß der Mächte, die Frankreich bekriegten, und verursachte den Frieden, den die Königinn Anna im Jahre 1710 schloß. Daß Cäsar vergaß, den Senatoren, die sich im Tempel der Konkordia versammelten, eine Verbeugung zu machen, bestimmte den Brutus, sich gegen ihn zu verschwören. War nicht ein Apfel schuld an allem Unglück, das die Nachkommen von den ersten Bewohnern des irdischen Paradieses betraf?

Du wirst mir zugestehen, daß eine Menuet wohl so viel zu bedeuten hat, wie ein Kopfputz, eine Verbeugung oder ein Apfel. Man muß nur warten, so wird man sehen, wozu sie Gelegenheit geben kann. Ich bin jetzt noch allzurückhaltend gegen Dich, weil ich mir

zum erstenmal in meinem Leben die Freyheit nehme, an Dich zu schreiben; aber ich verspreche Dir, bey der ersten Gelegenheit nicht bey gewöhnlichen Vermuthungen stehen zu bleiben, sondern weit wunderbarere, unbestimmtere, wo möglich, auch mit mehr Unverschämtheit zu wagen, als Deine kleinen Minister, die durch ihre Monotonie und Abgeschmacktheit anfangen, Dir Langeweile zu machen. Wenn die Neuigkeiten von heute Deine Neugierde nicht reizen, so verspreche ich Dir ins Künftige eben so romanhafte und noch seltsamere.

N. S. In diesem Augenblick erfahre ich, daß die andern Höfe in der Menuetten-Sache ihren Entschluß gefaßt haben, und daß sie dem zufolge dem unsrigen die ernsthaftesten Vorstellungen machen werden. Das übrige mit der nächsten Post.

Zweyter Brief.

Die große Angelegenheit, die uns beschäftigt, wird von Tage zu Tage verwickelter. Das, was wir voraussahen, hat sich zum Theil ereignet. Man sieht unaufhörlich Kuriere abgehen und ankommen; indeß wird von ihren Depeschen nichts ruchbar. Der Botschafter von Fez hat unserm Ministerium ein Memoire übergeben; sein Hof interessirt sich sehr lebhaft für die Musik aus Aix in Provence, und das Memoire sagt mit ausdrücklichen Worten: der König von Fez werde die Weigerung, sie spielen zu lassen, als eine Beleidigung ansehen, die man ihm in der Person seiner Bundesgenossen zufüge.

Der Gesandte des Hospodars der Wallachey hat ebenfalls Vorstellungen über diese Sache gethan und hinzu

gesetzt: sein Herr würde sich genöthigt sehen, gemeinschaftliche Sache mit der Stadt Aix zu machen, um die Ehre ihrer Menuetten zu behaupten, zumal da er vor kurzem zu Arcim eine Akademie der französischen Musik gestiftet habe. Bis jetzt sind alle Vorstellungen fruchtlos gewesen; unser Hof besteht auf seinem Entschluß, und will, wie es scheint, die Sache auf das Aeusserste treiben. Jedermann war über diese Unbiegsamkeit erstaunt; man ist es aber nicht mehr, seitdem man zuverlässig weiß, daß eine so eben geheim geschlossene Defensiv-Allianz mit der Republik Santo-Marino den Hof in seinem Starrsinn bestärkt hat. Salomo hat wohl mit Recht gesagt: nichts ist so klein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen; denn unserm Scharfsinn bleibt nichts verborgen. Bündnisse, Traktaten, Verträge — alles ergründen wir. Man erräth einen Theil; man hört etwas, man verbindet seine Vermuthungen damit, und am Ende weiß man die Traktaten so gut, als wenn man sie selbst gemacht hätte.

Du wirst sehr erstaunen, daß Du hier den geheimsten Artikel dieses neu geschlossenen Bündnisses findest; aber vernimm nur, wie er in unsre Hände gefallen ist. Der Gesandte von Santo-Marino speiste dieser Tage bey dem Gesandten der dreyzehn Kantons, und zog den geheimen Artikel des Traktates mit dem Schnupftuch aus der Tasche. Man nahm ihn sogleich auf, und wir sind so glücklich gewesen, ihn uns zu verschaffen. Wie behutsam muß ein Gesandter nicht seyn, und wie gefährlich ist es für ihn, das Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen! Hier ist dieser

geheimste Artikel:

Ferner verpflichten sich Se. königl. preußische Majestät, daß, wenn die durchlauchtigste Republik Santo-Marino, aus Haß wegen des gegenwärtig geschlossenen Bündnisses, durch schlechte Serenaden oder ihr unangenehme Chakonnen beunruhigt werden sollte, Se. Majestät auf Ihre Kosten ihr ein Schiff von hundert Kanonen und vier Fregatten liefern werden, welche Dieselben in Ihrem Hafen von Halberstadt immer zum Dienst besagter Republik bereit halten wollen; und falls, wegen widriger Winde oder andrer Umstände, Beystand an Gelde vorgezogen würde, so wird man diese Eskadre auf die Summe von 400 Livres in der Münzsorte anschlagen, in welcher der köllnische Zeitungsschreiber vor zehn Jahren bezahlt worden ist, und von der die Republik gegen ihre Feinde vortreflichen Gebrauch machen kann. Hinwieder verpflichtet die Republik Santo-Marino sich, in allem, was die Menuetten-Angelegenheit betrift, mit Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen; und ungeachtet des alten Bündnisses, in welchem besagte Republik seit den Zeiten Peters von Provence und der schönen Magellone mit der Stadt Aix steht, und vermöge dessen sie besagter Stadt den friedlichen Besitz ihrer Musik garantirt hat, hält die Republik Santo-Marino ihre Verpflichtungen für null und nichtig, sintemal sie sich berechtigt glaubt, ihr Wort nach Wohlgefallen zu erklären, zugleich auch nach Belieben neue Verbindungen einzugehen und ihre alten Traktaten zu entkräften, sobald sie den Einfall bekommt, neue zu machen. Sie verspricht Sr. preußischen Majestät, ihr Kontingent in Bereitschaft zu halten, damit dasselbe, wenn der casus fœderis es fordert, sogleich gebraucht werden könne. Dieses Kontingent wird in drey Bierfiedlern und drey Marketenderinnen bestehen; und falls Se. preußische Majestät es dienlicher erachten sollten, diese Hülfe in Geld zu verwandeln, so wird die durchlauchtigste Republik von dem Augenblick der Kriegserklärung an, jährliche Subsidien von anderthalb Zechinen, vier Sols und zehn Liards bezahlen.

NB. Die Hülfe soll von beyden Seiten in Bereitschaft seyn, daß sie spätstens drey Monate nach geschehener Requisition abgehen kann; und falls sie nicht hinlänglich wäre, so verpflichten sich die hohen kontrahirenden Mächte, sie zu verdoppeln.

Dieser Separatartikel soll äusserst geheim gehalten werden, und eben die Kraft haben, wie der allgemeine Traktat. Ueberdies macht man sich anheischig, die übrigen freundschaftlichen Mächte zum Beytritt zu diesem Bündniß einzuladen.

Der allgemeine Traktat ist noch nicht zum Vorschein gekommen; aber da er dazu bestimmt ist, Jedermann mitgetheilt zu werden, so versichern wir Dich im voraus, daß es nicht der Mühe lohnt, ihn zu lesen. Die Quintessenz, Feinheit und Schärfe des Giftes steckt ganz in diesem geheimen Artikel, und eben deshalb wirst Du ihn mit Wollust einschlürfen.

Der Ambassadeur von Fez, der sich bey dem Gastmahl befand, wo dieser geheime Artikel verloren ward, hat ohne Zeitverlust eine Abschrift davon genommen und sie durch seinen Zitterschläger, der in Fez eine große Rolle spielt, unmittelbar an seinen Hof geschickt. Da bey einer Angelegenheit, wie die gegenwärtige, alle Umstände wichtig sind, so müssen wir nicht unbemerkt lassen, daß des Kuriers linkes Schulterblatt konvex war, und daß er ein kroatisches Pferd ritt.

Dieser große Vorfall eröffnet ein weites Feld für unsre Vermuthungen. Sollte der Krieg ausbrechen, so können die Stadt Aix, der König von Fez und der Hospodar der Wallachey ihr Bündniß durch den Beytritt Kulikan's des sehr Gerechten, der seinem Oheim und seinen Brüdern die Augen hat ausstechen lassen, ietzt regierenden Schachs von Persien, verstärken. Oder

falls

falls dieser durch die innerlichen Kriege, die sein schönes Königreich zerfleischen, zu sehr beschäftigt wäre; so können sie sich mit dem großen Mogul oder mit dem Kaiser von Japan vereinigen, und aus deren Ländern ächte Kameele und Elephanten ziehen.

Unmöglich kann ein gewisser Hof so vielen vereinigten Kräften widerstehen, und man muß hoffen, daß einmal der glückliche Tag kommen wird, wo wir ihn unter der Last seiner Feinde erliegen sehen. Welche Freude werden wir nicht über diese so sehr erwartete Ereignisse haben! Wie zufrieden werden eure Neuigkeitsschmiede seyn, daß sie endlich ihre Prophezeyhungen erfüllt sehen, und wie sehr werden sie nicht den Menuetten verbunden seyn, von denen die eine aus Moll ist!

Uebrigens geht es hier mit den Gastmahlen und Bällen den gewöhnlichen Gang; der Hof denkt nur daran, sich zu belustigen, und lebt in der Sicherheit, die vor großen Katastrophen vorherzugehen pflegt, aber wir, die wir weiter sehen als unsre Nase reicht, und im Superlativ fein sind, wir verkündigen, wie die unglückliche Kassandra: das Maaß ist voll; die Tage der Trauer sind gekommen; ungeachtet der durchlauchtigsten Republik Santo-Marino, und selbst der Republik Lukka, wird man hier in kurzem einen Schwarm Barbaren sehen, welche die Menuetten aus Aix in Provence rächen und die Musik des sogenannten guten Opernmachers verbrennen! wahre Elephanten werden das Orchester mit Füßen treten! um das Unglück voll zu machen, wird dies barbarische Volk die Stimme der Herren, die auf unsern Theatern den Sopran singen, in schreckliche Baßstimmen verwandeln; die Jungfrauen, welche auf eben diesen Thea-

Theatern mit so vieler Keuschheit dienen, werden geschändet werden, und anstatt aller Harmonie wird man nur die Menuetten aus Aix hören, von denen die eine aus Moll ist.

Falls diese Prophezeyhung nicht buchstäblich eintrift, so wollen wir diesen Queerstrich mit dreister Stirne aushalten, und nicht aufhören zu prophezeyhen. Doch unsern Herren Collegen, die sich, gleich uns, damit abgeben, in der Zukunft zu lesen — denen rathen wir, wenn sie die künftigen Ereignisse nicht treffen, vergangene zu prophezeyhen, oder ihre Prophezeyhung über hundert Jahre hinauszurücken.

Wir hören in diesem Augenblick, daß der Ambassadeur von Fez die Kolik bekommen hat, und daß er sich will am großen Zehen elektrisiren lassen. Ein berühmter Arzt versichert, sein Uebel entstehe aus einer Ueberladung von Injurien; sein Wundarzt behauptet aber, es sey eine politische Krankheit, und er habe es rathsam gefunden, sich vom Hofe zu entfernen.

N. S. Ich muß mich entschuldigen, daß ich in meinem Styl die Eleganz und die edle Dreistigkeit Deiner Korrespondenten nicht erreiche; ich studiere indeß ohne Unterlaß in Deinen Archiven, um zu diesem Grade der Vollkommenheit zu gelangen. Schon fange ich an, mir ihre Redensarten eigen zu machen, und werde mich sogleich gewisser starken, kräftigen und malerischen Beywörter bedienen; z. B. dieser Hospodar ohne Treue und Glauben soll den Hospodar der Wallachey andeuten; jener treulose und verrätherische Fürst wird den König von Fez bezeichnen, und ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um mich durch meinen Fleiß Deiner

Güte und Deines Vertrauens immer würdiger zu machen. Das Uebrige mit der nächsten Post.

Brief

des Grafen Rinonchetti ersten Senators der Republik Santo-Marino, an den Freyherrn von Zopenbrug, Minister Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Mein Herr, wir haben mit eben so vielem Erstaunen, als Unwillen, gehört, daß eine Art von Zeitungsschreiber unverschämte Dinge über unsre durchlauchtigste Republik geschrieben hat, und daß dieses anstößige Werk in der Hauptstadt des Königs, Ihres Herrn, gedruckt ist und verkauft wird.

Bis jetzt hat keine Schrift, keine Zeitung aus Berlin irgend Jemand beleidigt; überdies ist es uns bekannt, daß Se. königl. preußische Majestät Schmähschriften gegen Privatpersonen strenge bestrafen: wir erstaunen also um so mehr, daß man den Druck des Werkes, das unsre Beschwerden veranlaßt, erlaubt hat, und wir unterstehen uns, zu hoffen, der König, Ihr Herr, werde es nicht zugeben, daß eine Privatperson in seinen Staaten Souveraine insultire. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, Se. Majestät werde geruhen, den Elenden züchtigen zu lassen, der uns so schwer beleidigt hat. Er läßt Traktaten und geheime Artikel drucken, und scheint uns sogar lächerlich machen zu wollen. Das ist in der That nicht

nicht zu ertragen, und wir müssen eine auffallende Genugthuung bekommen. Freylich sind in Europa einige Staaten mächtiger, als der unsrige; aber, muß man uns verachten, weil wir nicht die stärksten sind? Indeß weiß meine durchlauchtigste Republik in Italien sich in Ansehen zu setzen. Wir haben allein und ohne Bundesgenossen den Ränken des Kardinals Alberoni, den Kanons und Exkommunikationen der Kirche und allen Bemühungen unsrer Feinde widerstanden; wir haben ihre Intriguen entdeckt, ihre Projekte zerstört, für unsre Freyheit gekämpft und uns behauptet. Wären diese Handlungen, wenn man sie zu Bern, zu Venedig, oder zu Amsterdam gethan hätte, rühmlicher, als jetzt, da sie zu Santo-Marino geschehen sind? Rom war bey seinem Entstehen nicht einmal das, was wir jetzt sind; der Luxus hat unsre strengen Sitten noch nicht verderbt; man sieht bey uns alte Tugenden; Frugalität und Eintracht halten unsern Staat aufrecht. Wir haben sonst nichts Köstliches als unsre Freyheit und unsern Ruhm; und dieses unschätzbare Gut soll uns weder ein elender Zeitungsschreiber, noch irgend eine Macht auf Erden entreissen. Wir hoffen, Se. Majestät werden es nicht länger dulden, daß man uns beleidigt, sondern, als König, sich einer souverainen Republik annehmen. Wir schmeicheln uns, mein Herr, Sie werden unsre gerechten Vorstellungen mit Ihrem großen Ansehen unterstützen, und meiner durchlauchtigsten Republik die Genugthuung verschaffen, die sie von der Billigkeit des Königs, Ihres Herrn, erwartet.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Antwort

des Freyherrn von Zopenbrug, Staatsministers Sr. Majestät des Königs von Preußen, an den Grafen Rinonchetti, ersten Senator der Republik Santo-Marino.

Mein Herr, sobald ich den Brief erhalten hatte, mit dem Sie mich beehrt haben, stattete ich Sr. Majestät meinen Bericht ab. Sie können überzeugt seyn, mein Herr, daß hier jedermann die Privatpersonen laut tadelt, die sich unterstehen, durch ihre Schriften Souveraine zu beleidigen. Von dem Papste und dem Kaiser bis zum Bischofe von Kostnitz und dem Fürsten von Zipentzerbst hin, müssen alle Souveraine von dem Publikum respektirt werden; mögen sie mächtig oder schwach, alliirt oder feindlich seyn: das thut nichts; und der Wohlstand erfordert, daß man sie immer nur in geziemenden Ausdrücken erwähnt. Große Fürsten ehren in ihres Gleichen sich selbst; wenn sie es in ihrem Lande dulden, daß eine Privatperson eine andere Macht insultirt, so vergessen sie, was sie sich selbst schuldig sind. Seit einer gewissen Zeit ist der Mißbrauch der Presse bis zum Aergerniß getrieben worden; Privatpersonen haben sich über die Bosheit der Schriftsteller zu beklagen gehabt, und es ist mehr als eine Macht durch jene Leute beleidigt worden, welche, um leben zu können, Neuigkeiten kompiliren, mehr Lügen als Wahrheiten verbreiten und sich zu Aretinen unsers Jahrhunderts aufwerfen.

Doch,

Doch, Niemand giebt ihnen Glauben, da sie das Publikum so oft gröblich hintergangen haben, so sind ihre Neuigkeiten um allen Kredit gekommen. Man hat nicht gewartet, bis Ihre durchlauchtigste Republik sich mit Recht über die Neuigkeiten beschwerte, die hier verstohlner Weise verbreitet worden sind; sondern das Werk ist sogleich verboten und dem Verfasser strenge untersagt worden, ohne Erlaubniß zu schreiben. Ich hoffe, Ihre durchlauchtigste Republik werde sich großmüthig an dieser Züchtigung begnügen lassen; einem Schwätzer das Reden, oder einem verbrannten Gehirn das Schreiben zu verbieten, ist die größte Strafe, mit der man ihn belegen kann. Wir sind hier in der Achtung, die man fremden Mächten schuldig ist, sogar ängstlich gewissenhaft, und nie werden wir es zugeben, daß jemand die ihnen schuldige Achtung aus den Augen setzt.

Ich bin erfreut, daß diese unbedeutende Sache mir Gelegenheit gegeben hat, Ihrer durchlauchtigsten Republik zu dienen, und in Bekanntschaft mit einem Manne zu kommen, dessen Ruf so groß ist, als der Ihrige.

Mit diesen Gesinnungen werde ich immer seyn rc.

Flie-

Fliegende Blätter
aus der Zeit
des siebenjährigen Krieges.

Brief
des Kardinals von Richelieu an den König von Preußen.

Aus den eliseischen Feldern, den 15. Octob. 1756.

Sire!

Seit kurzem ist hier eine Anzahl von Erdbewohnern angekommen, die uns erzählt hat, was für Vortheile Ew. Majestät so eben über Ihre Feinde davon getragen haben. Man spricht in unserm ruhigen Aufenthalte nur von Ihren Siegen. Obgleich die Schatten an der sublunarischen Welt nicht mehr die übertriebene Anhänglichkeit haben, wie die Menschen, die darauf wohnen, so behalten sie doch die Gesinnungen bey, die jeder Bürger haben sollte.

So nehme ich, ob ich gleich todt bin, an dem Glücke Frankreichs Theil. Ich interessire mich für den Ruhm eines Staates, den ich ehemals regierte, und geniesse das sanfte Vergnügen eines Vormundes, der das Glück eines ihm anvertraut gewesenen Mündels steigen sieht. Als guter Franzose, wage ich es daher, Ewr. Majestät zu Ihren rühmlichen, und der französischen Monarchie so nützlichen Fortschritten Glück zu wünschen. Ich sehe, Sire, daß Sie meinem Beyspiele folgen und sich nicht von meinen Grundsätzen entfernen. Sie verlieren Frankreichs wahre Feinde nicht aus dem Gesicht; und dadurch, daß Sie dieser gesunden Politik immer treu bleiben, kommen Sie Gustav Adolph an Thaten gleich. O, wie vielen

Beyfall gebe ich den Maßregeln, die Ew. Majestät ergreifen, um den weitumfassenden Planen des Hauses Oesterreich Gränzen zu setzen! Sie also legen der Habgierde und Ehrsucht desselben einen Zaum an? Sie sind der beste Bundesgenosse, Sire, den Frankreich jemals gehabt hat. Es fehlte meinem Glücke nichts, als daß ich Ihr Zeitgenosse gewesen wäre.

Ob sich gleich die Umstände seit meinem Tode sehr geändert haben, so bin ich doch von der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten eben so unterrichtet, als wenn ich selbst noch Geschäfte zu führen hätte. Der Kardinal Fleury, dessen liebenswerther Schatten in diese reizende Gegenden, heruntergekommen ist, hat mich belehrt, daß die Franche-Comte, der Elsaß und Lothringen der französischen Herrschaft unterworfen sind, und das Haus Bourbon in Spanien und Italien herrscht. Er sagt mir auch, es sey aus der Asche des erloschenen Stammes Oesterreich ein neuer Sprößling hervorgekommen, der tiefe Wurzeln schlage und durch bewunderungswürdige Finanzanordnungen, wie auch durch Disciplin seiner Truppen, sich mehr Stärke erwerbe, als er durch die Abtretung verschiedner Provinzen verloren habe. Der Kardinal Fleury machte mich überdies aufmerksam auf das künstliche Verfahren dieses neuen Hauses Oesterreich, das bey eben so vieler Ehrsucht, als das alte, seine Schlingen mit Blumen zu verdecken weiß; anstatt zu stürmen untergräbt; anstatt seine Feinde zu bekämpfen, sie einschläfert, und alle Arten von Gestalten entlehnt, um seine wahre zu verbergen. Sire, Sie haben, gleich einem zweyten Herkules, diesen Proteus gezwungen, seine natürliche Form wieder anzunehmen, und dem

Uebertreten seiner Ehrsucht Ihre Siege als einen Damm entgegen gesetzt.

Wir Bewohner des Elisiums, deren feiner Geist von den irdischen Theilen entledigt ist, welche die Seelen der Lebenden umhüllen und belasten, wir haben Kenntniß von der Zukunft, wie von der Gegenwart. Kein Kunstgriff ist unsern Augen undurchdringlich. Wir sehen mit einem Blicke schon in den Grundursachen ihre Folgen. Daher bemerke ich, als ich unlängst Europa untersuchte, welche gefährliche Plane das neue Haus Oesterreich entwirft. Ich sahe, Sire, daß dieses Haus Oesterreich, das aber nur das Haus Lothringen ist, sich mit der Hoffnung schmeichelte, es werde Ihre Macht zu Boden treten, um dann in Teutschland Despotismus und Tyranney zu begründen; daß es darauf rechnete, Frankreich seines getreuesten Bundesgenossen zu berauben, um dann die sämmtliche Macht des Heiligen Römischen Reichs gegen den Allerchristlichsten König zu wenden. Ich sah, daß Schweden sich selbst nicht mehr gleich ist, daß sich dort auf den Trümmern des Throns eine stürmische Aristokratie erhebt, und daß folglich ohne Sie mein Vaterland keinen Alliirten im Norden hätte. Ich sah, daß eine neue Macht, die zwar nur halb aus der Barbarey hervorgegangen, aber durch die Menge ihrer Truppen furchtbar ist, und von dem Eismeere bis zu dem Mäotischen Sumpfe herrscht, mit Hülfe der germanischen Cäsarn den Nachkommen Solimans und Muhameds schwer fallen könnte, und daß Frankreich, wenn es sich nicht vorsähe, einen Feind vor sich haben würde, der mächtiger als Karl V., eben so ehrsüchtig als Ferdinand II., thätiger als Karl VI. wäre, der unverzüglich Burgund,

den Elsaß, Lothringen und vielleicht auch Flandern zurückforderte, und dessen weitaussehende Plane sogar dahin giengen, die Bourbons aus Italien zu verjagen. Was für fürchterliche Kriege würden sich in dieser unglücklichen Zukunft entzündet haben! wie viele edle, vor der Zeit hingestreckte Franzosen hieher herabgekommen seyn, um unsern friedlichen Aufenthalt zu bewohnen! Es war Ihnen vorbehalten, Sire, so vielem Unglück zuvor zu kommen, den Thron unsrer Könige zu sichern, und die Hyder niederzuschlagen, deren Köpfe immer von neuem hervorbrechen und sich gegen das Reich der Lilien erheben.

Nach so glänzenden Thaten, nach einem langen und glücklichen Leben, das ich Ew. Maj. wünsche, werden auch Sie Ihren Aufenthalt in diesem seligen Wohnsitze nehmen, um unsre Ehrfurchtsbezeigungen zu empfangen; und ich wage es zu hoffen, Sire, daß sie unter der Menge, welche Sie dann umringen wird, den unterscheiden werden, der die Ehre hat rc. rc.

Schreiben

von einem Sekretär des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Kobenzel.

1757.

Es thut mir leid, lieber Freund, daß Sie Sich über des Grafen Kaunitz Betragen während der jetzigen Unruhen in Irrthum befinden; ich schreibe dies dem Um-

Umstande zu, daß Sie von Wien entfernt sind, ferner den falschen Begriffen der Personen, mit denen Sie umgehen, und den alten Grundsätzen, durch welche Sie getäuscht werden. Sie glauben also, der Reichstag zu Regensburg verfahre zu übereilt gegen den König von Preußen; und Sie wünschten, Ihrer Aeußerung zufolge, daß er seine Citationen und Abmahnungsschreiben nicht bekannt gemacht hätte; Sie glauben überdies, unsre Allianz mit Frankreich sey kein dauerhaftes Band, sondern eine gezwungene, dem gegenseitigen Vortheil entgegen stehende Vereinigung, und wir alle müßten besonders nach der Einnahme von Kap-Breton fürchten, daß das Ministerium zu Versailles uns irgend einen tückischen Streich spiele? Ueber alle diese Punkte muß ich Sie aus Ihrem Irrthum bringen, und Sie überzeugen, daß des Grafen Kaunitz Verfahren, anstatt Tadel, vielmehr die größten Lobsprüche verdient.

Wir haben aus mehrern Gründen alle Schonung gegen den König von Preußen aus den Augen setzen können. Einer der beträchtlichsten besteht ohne Zweifel darinn, daß es der kaiserlichen Würde angemessen ist, Ueberlegenheit zu zeigen; und wenn wir den mächtigsten Fürsten in Deutschland so hart behandeln, so wird die Furcht, welche dies Verfahren bey den übrigen erregt, sie alle antreiben, es mit uns zu halten. Der König von Preußen ist nicht bloß ein gefährlicher Feind für das Haus Oestreich, sondern auch ein furchtbarer Konkurrent in Deutschland, so daß alle, die unsrer unvergleichlichen Kaiserinn treu untergeben sind, selbst den letzten Tropfen ihres Blutes aufopfern müssen, um, so viel sie nur können, zum Verderben seiner Macht beyzutragen.

Seit dem letzten Frieden hatte unser ganzes Bestreben, jede unsrer Maaßregeln, mit einem Worte unser ganzes System, keinen andern Zweck, als Schlesien wieder zu bekommen. Dies Land würde den Staat runden, uns mit Truppen, Geld, und Stellen für viele Herren versorgen, welche die Kaiserinn gegenwärtig nicht zu befriedigen weiß. Wir hatten von jeher den Plan, nicht bey der Eroberung von Schlesien stehen zu bleiben, sondern den König von Preußen ganz zu Boden zu treten, damit der kaiserliche Hof dann in Deutschland keine Macht mehr fände, die ihm Einhalt thun, und damit er selbst eine sichre Herrschaft darinn begründen könnte. Alle geistliche Fürsten sind Kreaturen von uns; mit den weltlichen hätte es eben dahin kommen müssen, und um die Befehle des Kaisers vollziehen zu lassen, würde es schon hinreichend seyn, einen Kommissarius abzuschicken, so, daß wir dann leichtes Spiel gehabt hätten. Die Anhänger der augsburgischen Konfession würden um so mehr dabey verlieren, da der König von Preußen ihre einzige Stütze ist; aber da diese Sekte schon von selbst fällt, so verdient sie keine große Aufmerksamkeit von uns. Indeß muß ich Ihnen gestehen, daß die protestantische Religion uns besser gedient hat, als die katholische. Wir haben in Rom davon gesprochen, daß wir diese Ketzerey zerstören wollen; man hat diese Aussicht allen Geistlichen gezeigt, und dies einzige Projekt ist für uns so gut gewesen als ein Peru. Sie wissen, daß es uns zuweilen an Gelde fehlt; aber die protestantische Religion ist eine fruchtbarere Hülfsquelle für uns geworden, als Kaiser Karl VI. in der Wiener Bank fand.

Unser Hof hat fünfzig Jahre daran gearbeitet, das Haus Bayern herunterzubringen, und Sie sehen, daß es ihm am Ende gelungen ist. Hätten wir auch eine noch längere und beschwerlichere Arbeit unternommen, um die preußische Macht zu vernichten; wir müßten sie mit Geduld ertragen. Einer der großen Vorzüge, die wir vor den übrigen europäischen Mächten haben, besteht darinn, daß unser weises Ministerium immer eben dasselbe System befolgt, und daß, was nicht sogleich gelingt, doch durch die Zeit zur Reife kommt. Und deshalb, mein theurer Freund, verzweifle ich denn an nichts. Wie? da alle unsre Bundsgenossen sich in Bewegung setzen; da unsre Armeen thätig sind, um den schönsten Operationsplan, den man jemals gedacht hat, auszuführen: da unsre Ueberlegenheit und die große Geschicklichkeit unsrer Generale uns die größten Vortheile versprechen; wie? zu einer Zeit, da sich alles zu unserm Ruhme vereinigt, finden Sie es befremdend, daß der Reichstag sich mit Würde äußert, und wollen nicht, daß er seine Blitze gegen Empörer abschleudern soll? Es ist nur zu beklagenswerth, daß uns der Erfolg getäuscht hat, und daß die Dekrete, welche zwey Könige und ihre Anhänger in die Reichsacht erklären sollten, nicht zum Vorschein gekommen sind. Was für ein schöner Tag wäre das nicht für Wien gewesen! und was hätte es dann noch bedurft, um die Größe, den Ruhm und die Macht unsrer unvergleichlichen Gebieterinn zu erheben! — Das wäre denn genug, um unser Verfahren gegen den König von Preußen zu rechtfertigen. Ihre Bedenklichkeiten über unsre Allianz mit dem französischen Hofe werde ich, wie ich mir schmeichle, noch leichter heben.

Sie wundern Sich, daß Frankreich, welches in seinem Kriege mit England alle seine Kräfte zur See anstrengen wollte, sein Verfahren so plötzlich ändert, und sich, seinem Interesse zuwider, in einen Landkrieg mischt, der eigentlich nur das kaiserliche Haus angieng. Daraus können Sie schließen, daß die Leute dort kein System, keinen Plan in ihren Schritten haben, und daß alle ihre Handlungen ihre Inkonsequenz verrathen. Ferner müssen Sie daraus schliessen, daß die Geschicklichkeit und das Verfahren des Grafen Kaunitz nicht genug zu bewundern sind. Er hat von jeher behauptet: wenn man die Franzosen bey ihrer Eitelkeit fasse, so könne man mit ihnen machen, was man wolle. Auch spielte er zu Anfange dieses Krieges den Supplikanten. „Die Königinn von Ungarn war nicht im Stande, sich durch ihre eigne Kräfte gegen den König von Preussen zu behaupten; sie setzte ihr ganzes Vertrauen auf die Hülfe und die Redlichkeit des allerchristlichsten Königs, und gestand, daß sie ihm allein ihre Erhaltung schuldig seyn würde." Die Sprache führten wir in Versailles. Der Graf Kaunitz hatte alle mögliche Gefälligkeit gegen die Franzosen; er gab ihnen in Kleinigkeiten nach, und leitete sie in großen Angelegenheiten nach Belieben. Wir machten, daß die Sachsen schrieen und weinten. Wir überschwemmten Paris und Versailles mit Neuigkeiten, die wir, den Zeitläuften gemäß, gehörig umgeformt hatten. Kurz, die Eigenliebe der Franzosen; ihre Begierde sich in alles zu mischen; der Lieblingsvorwand mit dem westphälischen Frieden, den wir, weil es die Umstände so mit sich brachten, sehr gut fanden; die Eitelkeit, die Häuser Oestreich und Sachsen zu beschützen,

und

und besonders die Hoffnung, daß sie die Schiedsrichterrolle in Deutschland spielen würden; endlich der Kaiserinn Brief an ... Sie verstehen mich wohl — dies alles zusammen machte, daß die Franzosen sich hinter das Licht führen liessen; und sobald nur der erste Schritt gethan war, hatten wir keine Schwierigkeit mehr, sie auch zu andern zu bringen. Sie sehen, wie der Graf Kaunitz sie am Gängelbande führt. Konnte er denn also einen wichtigern und feineren politischen Streich ausführen, als daß er sich der Feinde des Hauses Oestreich bedient, um an dessen stärkster Vergrößerung zu arbeiten? Konnte er etwas Besseres thun, als Frankreich an Menschen und Geld zu erschöpfen, um es in einen entkräfteten Zustand zu bringen, bey dem es in der Folge wenig furchtbar seyn wird? Sie finden es schlimm, daß man den Franzosen einige Distrikte in Flandern abgetreten hat; darauf wage ich nicht, Ihnen zu antworten: aber angenommen, daß es sich so verhalte, sehen Sie denn nicht, mit wie vieler Kunst man sich neue Alliirten verschaft? Sobald wir Frankreich bekriegen wollen, wird schon der bloße Name dieser wieder zu erobernden Plätze in Holland und England die Sturmglocke läuten; schon das allein wird die Seemächte zusammenkoppeln und sie nöthigen, ihre Truppen und ihr Geld für unsern Vortheil aufzuopfern. Uebereilen Sie Sich also nicht mehr in Ihrem Urtheil, und glauben Sie, daß des gnädigen Herrn Grafen Verfahren genau kalkulirt, alle seine Schritte abgemessen und seine Projekte reiflich überdacht und abgewogen sind. Fürchten Sie Sich also nicht mehr vor den Franzosen, die ihre Eigenliebe verblendet, und die, weil sie sich für gar zu

fein

fein halten, von andern zum Besten gehabt werden. Wir kennen ihre Stärke und ihre Schwäche, und so bald die Umstände sich ändern, wird es sich zeigen, wie wenig furchtbar sie uns scheinen. Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Leben Sie in Brüssel glücklich. Sobald wir irgend eine wichtige Neuigkeit von unsern Armeen bekommen, werde ich sie Ihnen sorgfältig mittheilen; darauf können Sie Sich verlassen. Und der Mann, den Sie mir empfehlen? — Für jetzt wird es schwer seyn, ihn unterzubringen; aber wenn wir Schlesien wieder erobern, dann wird es dort für ihn, und für Jeden, der sich nur präsentirt, Stellen geben.

Glückwünschungsschreiben

des Prinzen von Soubise an den Feldmarschall Daun, über den Degen, welchen dieser von dem Pabste bekommen hat.

1758.

Mein Herr,

Ich habe mit vielem Vergnügen gehört, was für ein Geschenk Ihnen Se. Heiligkeit so eben gemacht hat, um die Kunst und die Talente zu belohnen, von denen Sie so viele Proben gegeben haben.

Es ist traurig, daß der heilige Vater den Gedanken, Ihnen dies Geschenk zu machen, so spät gehabt hat. Ich hätte bey Roßbach den geweihten Hut und Degen sehr gut brauchen können, und ich glaube, auch

Ih-

Ihnen wären sie bey Leuthen nicht schädlich gewesen. Indeß, besser spät, als niemals; mit einem Dutzend Berge, einigen tausend Kanonen und dem päbstlichen Degen, werden Sie, das können Sie mir glauben, nun immer unüberwindlich seyn! Aber, was kann man ohne einen geweihten Degen machen? Die Franzosen haben nicht einmal daran gedacht, die ihrigen mit Weihwasser zu besprengen; dafür sieht man nun auch, was daraus erfolgt ist!

Nunmehr, dafür stehe ich Ihnen, wird Ihnen kein Ketzer Widerstand thun. Sie dürfen diesen Leuten nur Ihren Degen in die Augen blitzen lassen, so wird der Anblick die Armee derselben zerstreuen, wie **Minervens** Aegide, der bekannten Behauptung zufolge, jeden, der sie ansah, versteinerte.

Der Hof hat es in diesem Jahre nicht rathsam gefunden, mich zum Befehlshaber der Armeen zu ernennen; desto besser kann ich meine Aufmerksamkeit darauf wenden, Ihnen in Ihren Operationen zu folgen, und mich durch den Unterricht zu belehren, den Ihr Verfahren, mit Unterstützung dieses geweihten Degens, unfehlbar allen Generalen geben wird.

Ich wünsche feuriger, als jemals, daß unsere Höfe das glückliche Band, das sie jetzt vereinigt, sorgfältig in Acht nehmen mögen; denn wie würde es uns gehen, wenn wir eines Tages mit Ihnen fechten, und außer Ihrer Geschicklichkeit zugleich auch diesem geweihten Degen Widerstand thun müßten?

Ich bin mit aufrichtiger Bewunderung und allen möglichen Gesinnungen der Hochachtung u. s. w.

Brief

der Marquise von Pompadour an die Königinn von Ungarn.

1759.

Meine schöne Königinn... Alles das Gnädige, was Ew. Majestät mir zu schreiben beliebt hat, ist für mich von unschätzbarem Werthe. Ich wünschte, Madame, daß ich mich Ihrer Güte und des Vertrauens, das Sie in meinen Eifer setzen, würdig machen könnte. Ich sehe den Augenblick als den schönsten in meinem Leben an, wo ich etwas dazu beytragen konnte, die beyden größten Monarchen in Europa einander zu nähern und auf immer zu vereinigen, und wo ich es dahin brachte, die alten lächerlichen Vorurtheile auszurotten, welche der vieljährige Haß zwischen zwey Nationen nur zu sehr befestigt hatte. Sie sind jetzt so ganz vernichtet, daß Sie, Madame, auf die lautere Zuneigung des Souveräns und des vernünftigsten Theils von der Nation rechnen können.

Ja, Madame, Sie müssen keine Schmeicheley von mir argwöhnen, wenn ich Ihnen sage, daß unsere Franzosen Ihren Namen eben so sehr verehren, als Ihre eigenen Unterthanen. Unsre Nation hat, bey vielen andern Fehlern, doch das Verdienst, daß sie großen Eigenschaften, fänden sie sich auch sogar an ihren Feinden, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie haben so viel Gro-

ßes

ſes gethan, Madame, Sie machen unſerm Geſchlechte ſo viele Ehre, daß Sie gar nicht erſtaunen dürfen, wenn die Franzoſen enthuſiaſtiſch für Sie eingenommen ſind. Wer das Glück gehabt hat, ſich Ihnen zu Füßen zu legen und in Perſon Sie zu bewundern, iſt in dieſem Stück unerſchöpflich. Deſſen Geſinnungen theilen ſich mit, nehmen ein, verbreiten ſich, und das Publikum hat nunmehr nur eine Stimme, ſo viele erhabene und große Eigenſchaften zu preiſen.

Habe ich mich über irgend etwas zu beklagen, ſo iſt es darüber, daß mir mein Schickſal bis jetzt das Glück verſagt hat, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Dieſen Vortheil würde ich allen Gunſtbezeigungen Fortunens vorziehen, und ich bin auch weit davon entfernt, Verzicht auf ihn zu thun. Aber, Madame, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mein Herz mit der Freymüthigkeit öffne, zu der Sie mich durch Ihre Güte berechtigt und dreiſt gemacht haben.

Wenn ich jemals Gelegenheit finde, den heißeſten meiner Wünſche zu befriedigen; wenn jemals der Augenblick kommt, wo ich mich Ihnen zu Füßen legen kann — wollten Sie wohl, Madame, daß ich mich zitternd der unvergleichlichen Fürſtinn nähern ſollte, vor der ich Ehrfurcht habe, und die mich mit dem Namen ihrer guten Freundin beehrt? Und doch, Madame, könnte ich mich Ihnen nicht ohne Herzklopfen vorſtellen. Wien muß durch ihre Gegenwart ein reizender Aufenthalt ſeyn; nur macht ein kritiſcher Punkt, daß ich vor Furcht erſtarre. Sie haben ſo große Eigenſchaften, daß wohl ein kleiner Fehler dadurch bedeckt werden kann; Sie ſind ſo weit über die

andren Personen ihres Geschlechts erhaben, daß ich mich nicht scheue, Ihnen einige kleine Schwachheiten vorzuwerfen, die sich mit meinem Aufenthalt in Ihren Staaten nicht vertragen.

Sie errathen wohl selbst, Madame, daß ich mich vor dem erschrecklichen Kollegium, vor jener Inquisition fürchte, die einen tyrannischen Despotismus über das Herz und die Empfindungen einführt. Geruhen Sie gnädigst, Madame, diese zu unterdrücken; schaffen Sie das härteste von allen Tribunalen ab, und vermehren Sie die Anzahl Ihrer Tugenden noch mit Toleranz gegen die liebenswürdigste von allen menschlichen Schwachheiten. Fordern Sie von gebrechlichen Sterblichen nicht Vollkommenheiten, welche die Hand der Natur zwar an Sie verschwendet hat, mit denen sie aber gegen den großen Haufen karg gewesen ist. Dulden Sie es, daß in Ihrer Hauptstadt Neigung, und nicht die Sakramente der heiligen römischen Kirche über die Liebe entscheiden. Erlauben Sie, daß man ungestraft ein zärtliches und gefühlvolles Herz haben kann, ohne daß man Gefahr läuft, Beschimpfungen zu leiden, die doch immer unangenehm sind, oder, was noch schlimmer ist als alles Andre, in ihre Ungnade zu fallen. Glauben Sie wohl, Madame, ich wollte, wenn ich bloß in der Absicht, mich Ihnen zu Füßen zu legen, nach Wien gienge, mich der Gefahr aussetzen, von da die Reise nach Temeswar antreten zu müssen? Davor behüte mich Venus immer und ewig! Ich mag nicht nach Ungarn hin. Wie fürchterlich wäre das für eine Französinn, die ohne jene Vorurtheile von strenger und düstrer Keuschheit geboren ist! Ich will

nur Sie sehen, hören und bewundern. Aber, ich muß frey seyn, Madame. Nichts von Inquisition, nichts was mir Zwang anthut, nichts was meinen Frohsinn zähmt, nichts was den Launen meiner Empfindungen einen Zaum anlegt!

Sie werden deshalb um nichts weniger apostolisch seyn, Madame; denn, um Ihnen nichts zu verhehlen, die Apostel, Ihre Vorfahren, nahmen Schwestern auf ihren Reisen mit sich, und man müßte auch gar zu gutmüthig seyn, wenn man glaubte, sie hätten das bloß gethan, um mit ihnen zu beten. In Rom geht man viel weiter. Der gemeinschaftliche Vater der Gläubigen autorisirt aus Nachsicht sogar die freyen Oerter; und wenn man nur bezahlt, so ist er schon zufrieden. Dieser gute Vater hat Mitleiden mit den Schwachheiten seiner Kinder, und kehrt diese Sündchen, durch das Geld, das die Kirche davon einnimmt, zum Guten.

Die Welt ist von jeher so gewesen, wie sie ist; sie braucht Vergnügen, und bey diesem — Freyheit. Ihre treuen Unterthanen, die sich in allen Stücken Ihren Befehlen unterwerfen, gehorchen Ihnen doch in diesem Artikel nicht, Madame; und ungeachtet des fürchterlichen Tribunals, ist es in Wien eben so, wie in Paris, nur daß man sich anders benimmt. Ich lege Ihnen im Namen aller ihrer Staaten eine Bittschrift vor. Die großen Herren haben, trotz dem Prunk und der Größe, Langeweile; denn Stolz ist eine trübseelige Leidenschaft.

Behandeln Sie die Liebe mit einiger Nachsicht; dulden Sie diese Leidenschaft, die unter allen am heitersten, am geselligsten ist, und allein glücklich macht. Erlau-

lauben Sie, daß man unter Ihrem Schutze dieses Glückes genieße, des größten, das die Natur uns gegeben hat, um uns über alle die Uebel zu trösten, die das menschliche Leben erfüllen. Machen Sie durch diese Toleranz, daß ich Ihnen meine Ehrfurcht ohne Besorgniß und Grauen bezeigen, und mich ungestraft dem Feuer meiner Empfindungen und der vollen Bewunderung überlassen kann, welche ihre großen und seltnen Tugenden mir einflößen. Nur dies Eine fehlt noch zu Ihrer Vollkommenheit.

Erlauben Sie, Madame, daß die Herzen aus Ihrer Gefangenschaft kommen dürfen; zerbrechen Sie ihre Ketten, und geben sie der geheimen Liebe, die in Sklaverey seufzt, ihre Freyheit. Ueben Sie Ihre Strenge gegen die unbarmherzigen Gefangenwärter und gegen die Keuschheitshenker aus, welche die Kinder der Freude und der Liebe nur schon zu lange tyrannisirt haben! die sanfteste, reizendste und menschlichste aller Leidenschaften finde eine Beschützerinn an der erhabensten Fürstinn, der ersten Frau dieses Jahrhunderts, jener Theresia Rex, die einer der größten Monarchen in Europa ist.

Ich werde zu glücklich seyn, meine schöne Königinn, wenn ich Sie eben so leicht mit meiner Göttin Venus versöhnen kann, als ich es mit meiner Nation that. Dies geschah für die Ruhe und den Vortheil der Welt; aber, was ich jetzt unternehme, ist für ihr Vergnügen bestimmt: und nie hat Vortheil sich mit Glück vergleichen lassen.

So mächtig Sie auch seyn mögen, Madame, Venus wird doch immer ein größres Reich haben. Diese wird, trotz Ihnen, herrschen. Die Götter des Heidenthums

thums konnten sich ihrer Macht nicht entziehen; käme es uns nun zu, irgend einem Gotte, wer es auch sey, zu widerstehen? Man hat Vergnügen, wenn man sich unterjochen läßt; und dies werden Sie Ihren Unterthanen nicht rauben.

Ich hoffe zuversichtlich, Madame, daß Sie meinen dringenden Bitten nachgeben, daß die Verfolgungen aufhören werden, und daß man in Wien nicht mehr das Märtyrerthum wird befürchten dürfen, weil man in dem Glauben der Liebe geblieben ist, den man von seinen Vätern geerbt hat. Ich bin fest überzeugt, Sie werden meine unterthänigste Bitte zu gewähren geruhen. Diese Handlung der Gnade wird meine tiefe Ehrfurcht gegen Sie noch um einen neuen Grad vermehren, und eben so die hochachtungsvolle Ergebenheit, und den Diensteifer, mit dem ich die Ehre habe zu seyn u. s. w.

Des

Feldmarschalls Leopold von Daun,

Reichsgrafen, Erbherrn auf Kalloporn und Sassenheim, Fürsten von Thiana, Generals en Chef von den Armeen J. k. k. und apost. Majestät, Ritters vom Orden des goldnen Vliesses, Groß-Kreuzes vom militairischen St. Theresien-Ordens, Obersten eines Infanterie-Regiments, General-Kommandanten von Oestreich, Kommandanten der Residenz Wien, und General-Direktors der militairischen Kadetten-Akademie,

Brief an den Pabst.

Brüssel, d. 8. Jul. 1759.

Ich fühle ganz den Werth der Gütigkeiten, mit denen Ew. Heiligkeit mich beehren, und werde mich glücklich schätzen, wenn ich durch Ausrottung der Ketzer Dero Absichten entsprechen, und meine Dankbarkeit bezeigen kann. Als ich zum erstenmal an der Spitze der Armeen auftrat, glaubte ich damit anfangen zu müssen, daß ich Blutbäder durch Andacht heiligte. Ich begab mich nach Marienzell, und betete da zitternd die heilige Jungfrau an, die Stütze Aller, die sie anrufen.

Ich reiste mit dem Feuer und dem Muthe ab, den erleuchtete Frömmigkeit immer giebt, und war entschlossen, das Oberhaupt der Protestanten zu Boden zu stürzen, und die verkehrte Religion zu zerstören, welche die Heiligen und die Jungfrau verkennt. Ich stellte mich auf eine unersteigbare Höhe, mit dem Vorsatz, mich tapfer zu halten, zu siegen oder zu sterben. Aber, darf ich es Ew. Heiligkeit sagen? Ich sah aus

dem

dem Erfolg, der Denselben wohl bekannt ist, daß der Schutz unsrer heiligen Mutter nicht hinreichte, daß ich auch des päbstlichen Segens benöthigt wäre; und doch war ich in meinen eignen Augen ein zu großer Sünder, als daß ich es hätte wagen können, darum zu bitten. Alle die verschiednen Fälle, in denen ich seitdem gewesen bin, haben mich überzeugt, daß ohne geweihten Hut und Degen ein General, besonders wenn er, wie ich, auf sich selbst eingeschränkt, ohne Hülfe, ohne Räthe und ohne Stütze ist, nichts vermöchte, daß seine Arme immer schwach und seine Streiche unsicher seyn würden.

Aus heißer Begierde, den Prinzen Eugen zu erreichen oder zu übertreffen, der nur wenige Feinde zu bekämpfen hatte, da ich hingegen so vielen vereinigten Kräften Widerstand thun muß — aus dieser heißen Begierde wünschte ich mir zwar die geweihten Geschenke, die ihm der heilige Stuhl machte, ohne die er nichts hätte ausrichten können und durch die er Alles gethan hat, wodurch er immer berühmt bleiben wird; aber einige Kenntniß von der Kriegeskunst, einige tiefliegende Absichten, einige gut entworfene und noch besser ausgeführte Plane, einige kühne Unternehmungen gaben mir noch kein Anrecht auf diesen furchtbaren Degen. Ew. Heiligkeit sind meinen und aller derer Wünschen zuvor gekommen, die zur wahren Religion gehören. Jetzt da ich mit diesem heiligen Hute bedeckt bin, will ich alle Anhänger des Protestantismus mit dem Bann belegen, und, gleich einem Waldstrom, der sich von dem Gipfel der Berge herabstürzt, und alles umreißt, was sich seinem Laufe wi-

widersetzt, die verderbliche Ketzerey ausrotten, die in der Christenheit herrscht und ihr Unglück ist.

Aber ach! daß meine Freude durch Besorgnisse wegen meiner Armee gestört wird! Man hat sie versichert, der furchtbare Chef, der vergebens meinen Talenten und meiner Taferkeit widerstehen will, habe die Säbel seiner Husaren durch den Bischof von Kanterbury segnen lassen; und diese unwissenden Husaren, welche den anglikanischen Segen mit eben so vieler Ueberzeugung für vortreflich halten, als ich den Segen des heiligen Stuhls, werden nun vom Fanatismus getrieben, wagen es, in meiner Abwesenheit, in ganz kleiner Anzahl einem ganzen Korps von meinen erschrocknen Truppen Troz zu bieten und es zurückzuschlagen.

Da ich mit meinem Hut und Degen nicht allenthalben seyn kann, so geruhen Ew. Heiligkeit doch zu erklären, daß der Bischof von Kanterbury eben so ketzerisch ist, wie die Husaren, die er segnet, und daß sein Weihwasser nicht hinreicht; oder wenn Ew. Heiligkeit es rathsam finden, so erlauben Dieselben, daß ich eins von Dero Geschenken dem Chef meiner braven Panduren anvertrauen darf. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß ich an allen denen verschiednen Orten zugegen seyn könnte, wo ich meine Armeen agiren lasse. Wenn diese körperliche Gegenwart einem Sterblichen möglich wäre; wenn er zu gleicher Zeit auf den Bergen und in der Ebne seyn könnte: so sollte man bald sehen, daß ein Säbel nicht das Uebergewicht über einen Degen hat, und daß ein Bischof nicht so viel werth ist, als ein Pabst.

Gedächt-

Gedächtnißrede
auf
Herrn Jakob Matthäus Reinhardt,
Schuster-Meister,

gehalten im dreyzehnten Monat des Jahres 2899, in der Imaginations-Stadt,

von

Peter Mörser,

Diakonus der Kathedral-Kirche.

Mit Erlaubniß des Hochwürdigen Herrn Erzbischofs von Bonsens.

1759.

Approbation der Herren Buciat und Belarmes, Licentiaten der Theologie, und Büchercensoren Sr. Hochwürdigen Gnaden des Herrn Erzbischofs von Bonsens.

Wir haben, auf Befehl Sr. Hochwürden Gnaden, die Gedächtnißrede auf J. M. Reinhardt, von Herrn Peter Mörser, Diakonus, geprüft, und nichts darinn gefunden, was den gewöhnlichen Meynungen und den angenommenen Vorurtheilen gemäß ist; wir sehen also keine Wahrheit darinn, die den Druck, dessen die Gedächtnißrede so würdig ist, verhindern könnte. Philadelphia, d. 1. Oktober, 1759.

Buciat. Belarmes.

Meine Freunde,

An einem Tage, der Klagen und Thränen geweihet ist, bey der Scene des Todes rings um uns her, vor diesem Grabe und dieser erblichenen Asche, will ich euch nicht von menschlicher Größe unterhalten, auch nicht von Eitelkeiten, welche verschwinden, oder von der Schönheit der Welt, welche vergänglich ist; nein, ich will euch an dem Loose eines einzelnen Menschen das Schicksal Aller betrachten lassen; ihr werdet gut leben lernen, wenn ihr euch in der Kunst gut zu sterben, unterrichtet.

Der, welcher durch ein Wort die Welt aus dem Nichts hervorzog; der durch seinen bloßen Willen das Wasser von der Erde und das Licht von der Finsterniß schied; der die Thiere und den Menschen erschuf — dieses höchste und allmächtige Wesen, sieht, meine Brüder, alle Menschen mit gleichem Blicke an; Güter, Titel, Ehrenstellen, wodurch sie in diesem sterblichen Leben unterschieden werden, machen keinen Unterschied vor dem, der sie alle gleich geschaffen hat. Der Bauer ist sein Werk, wie der Fürst; von dem Mönchsschuhe bis zur Tiare, von dem Schäferstabe bis zum Zepter werden alle Stände durch den Tod vernichtet; und dann sind die Menschen vor Gott nichts anders, als Sünder, und Gegenstände der Barmherzigkeit. Nicht Würden, sondern ein mehr oder weniger tugendhaftes Leben bestimmt ihr Schicksal nach dieser Zeitlichkeit. Erwartet also von mir keine Schilderungen, welche durch Gegenstände, die auf Stolz oder Ehrsucht Beziehung haben, diesen Leidenschaften schmeicheln. Ganz im Gegentheil will ich euch zeigen: man könne durch Mäßigung bey Dürftigkeit

reich

reich seyn, ferner durch Muth in Arbeiten stark, durch sein Verdienst auch ohne ein Amt seinem Vaterland nützlich, und durch seine Tugend auch ohne Vermögen groß.

Mag man Götzenbildern, die sich nur von Lobsprüchen nähren, Weihrauch streuen; mögen erkaufte Zungen sich durch Niederträchtigkeit den Weg zum Glücke bahnen, mag man die Namen solcher Großen auf Erden, die der Vergessenheit werth wären, darum weil sie groß sind, heiligen: ich für mein Theil schränke mich darauf ein, Eigenschaften des Herzens und des Bürgers, Liebe zu den Pflichten, und dem Leben eines Christen das gebührende Lob zu ertheilen. Fern sey von dieser heiligen Stätte die täuschende Geschicklichkeit des Betrugs, die alle Arten von Farben entlehnt, um die Wahrheit zu entstellen, weil man diese nicht nackt zu zeigen wagt! Fern sey von mir jede studirte Wendung, mit der man, wie mit einer Larve, die häßlichen Züge verbirgt, die man aufzudecken scheuet!

Ich habe nicht von einem Manne zu reden, der glaubte, er sey nur zum Genusse der Welt da, der seine Pflichten aus Trägheit, seine Freunde aus Gefühllosigkeit, und sein Vaterland aus Liebe für sich selbst vernachläßigte; sondern von einem Bürger, dessen immer gleiche Seele ohne zu wanken auf dem Wege der Tugend fortgieng. Ja, ein lauteres, und von aller Kunst und Schmeicheley befreytes Opfer muß ich dem Andenken des Herrn Jakob Matthäus Reinhardt, Schustermeisters in dieser Stadt, darbringen. Entfernet von euch, meine Freunde, die nichtigen und so ungerechten Vorurtheile, die Kinder der Weichlichkeit und des Stolzes: jene Vorurtheile von Adel, Rang und

Größe, aus denen man alles verachtet, was nicht in den Augen der Welt glänzend ist, so wie auch alle diejenigen, deren Herkunft nicht durch berühmte Namen und durch eine Reihe von großen Männern ausgezeichnet ist. Erinnert euch, daß die Tugend weniger in den Pallästen der Großen, als in den Hütten der Armen wohnt. Eure Vernunft siege über die Täuschungen der Gewohnheit, und euer gelehriger und weiser Geist urtheile mehr nach den Sachen, als nach den Namen. Ich habe es nicht nöthig, trockne und staubigte Chroniken zu durchwühlen, um euch zu belehren, wer Matthäus Reinhardt's Familie und Voreltern waren; genug, wenn ihr wißt, daß er von rechtschaffnen Eltern erzeugt war, die eine glückliche Anlage, welche sie in ihm fanden, sorgfältig anbaueten, ihm eine einfache, aber tugendhafte Erziehung gaben, und ihm, nebst Liebe zu seinen Pflichten, auch Liebe zum Vaterlande einflößten. Er vergalt ihre Mühe und ihre Zärtlichkeit durch seinen Gehorsam, seinen Fleiß, und besonders durch einen Hang, der ihn von selbst zu allem was fein und löblich ist, antrieb. Er lernte von ihnen das Handwerk, in welchem er in der Folge groß ward. Jeder, der Seinesgleichen durch seine Talente übertrift, ist ein großer Mann; und in diesem Sinne kann man ihn betrachten, wie Melchisedek, der weder Vater noch Mutter hatte. Warum sollten wir ungerechter gegen unsre Landsleute seyn, als gegen Alte, die nicht mehr sind. Sokrates und Plato sind berühmt, und doch kennt kein Mensch ihre Herkunft. Homer, jener Vater der Dichtkunst, den man, sobald er nicht mehr war, aus Bewunderung beynahe zu einem Gott machte, bat um Allmosen in

denen Städten, die nach seinem Tode darüber stritten, welche von ihnen seine Vaterstadt sey; und ist es nicht in der That viel schöner, sich einen Namen zu machen, als ihn zum Erbtheil zu bekommen? Haben die Familien, die so stolz auf ihren Adel sind, nicht einen Anfang gehabt? Sie sind alle aus dem Bürgerstande entsprossen, und irgend ein Mann von ausgezeichnetem Verdienst durchdrang die Dunkelheit um sich her, um sich einen Weg zu Ehrenstellen zu bahnen. Die erworbenen Titel giengen auf die Nachkommen über, doch ohne ihnen auch das Verdienst dessen, der sie erhalten hatte, zu geben. Wenn wir das prüfen, was der Eigenliebe schmeichelt, so ist es gewiß, daß derjenige, der auf seine Nachkommen Glanz zurückwirft, größer ist, als die, welche denselben von ihm entlehnen. Der, den wir beweinen, meine Freunde, verdankte seinen Namen nur sich selbst: er machte ihn durch seine Talente berühmt, und durch seine Tugenden schätzbar. Hinweg mit den eiteln Begriffen von gemeinem Stande und vom Adel! Wir wollen zu unsrer Erbauung in dem Leben eines armen, aber fleißigen, und nützlichen Handwerkers, seine Arbeiten zum Dienste seiner Nebenmenschen, und seine Sitten betrachten. Wir wollen ihm in seine Werkstatt folgen, wo er mit beschwerlichen Arbeiten beschäftigt ist, und zum Besten seiner Brüder des Tages Last und Hitze trägt; dann wollen wir ihn in seiner Familie sehen, wie er die Pflichten eines Hausvaters, eines Bürgers und eines Christen erfüllt. Dies soll der Inhalt unsrer Rede seyn.

Matthäus Reinhardt war niemals müßig; er hatte so viele Arbeit, daß er sie kaum bestreiten konnte. Wenn der Ruf eines geschickten Mannes sich auszubreiten anfängt, dann will jedermann ihn für sich arbeiten lassen. Die Mode kommt mit ins Spiel. Besonders die Leute nach der Mode, über welche der Ruf eine fest gegründete Herrschaft hat, glauben nicht schön gekleidet zu seyn, wenn der Lieblings-Arbeiter des Ortes nicht auch der ihrige ist. Dann muß er seine Gesellen drey- und vierfach vermehren, die Werkstatt vergrößern, die Augen auf seine Leute haben, damit die Arbeit der Meynung, die man einmal davon hat, gemäß ist; kurz, man behauptet die erste Blüthe des Ruhms, die sich so schwer erwerben läßt, nur durch unerhörte Mühe.

Arbeitsame Thätigkeit machte, daß dieser gute Bürger der Morgenröthe zuvorkam, um dem Publikum zu dienen; und er unterbrach seinen Fleiß erst lange nach denen Stunden, welche die übrigen Menschen der Ruhe, der Muße und auch der Schwelgerey widmen. Ihr nichtswürdigen Lasten der Erde, die ihr in Müßiggang oder Zerstreuung lebt, eure strafbaren Tage in Spielhäusern damit zubringt, eure Familien unglücklich zu machen, euren Nächsten Aergerniß zu geben, eure Gesundheit in Völlerey und Ausschweifungen zu verderben — ihr lebt, ihr lebt, sage ich, und ich beweine nun ihn, dessen Wachsamkeit und unermüdetes Arbeiten nicht einem bloßen Privatmann, sondern allen seinen Landsleuten und selbst Fremden so nützlich war. Doch die Nächstenliebe verbietet es mir, in meinen Klagen und traurigen

Betrachtungen noch weiter zu gehen. Es gebührt nicht uns, die Opfer des Todes zu wählen, sondern ihm, dem obersten Herrn über das Leben und das Schicksal des Menschen. Er der Schöpfer, kann über die Geschöpfe gebieten, und wir müssen mit St. Paulus ausrufen. O welch eine Tiefe des Reichthums, beyde der Weisheit und Erkenntniß Gottes, wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen?

Laßt uns, meine Brüder, die Wege des Herrn mit Unterwerfung anbeten, ohne die Gründe seiner unaussprechlichen Rathschlüsse erforschen zu wollen, und laßt es uns mit Ergebung ertragen, wenn er uns da schlägt, wo es am meisten schmerzt. Von ihm haben wir ja Alles. Schickt er uns Kummer zu, so will er uns dadurch von der Welt losreissen; so will er, daß wir unser Vertrauen nicht auf seine Werke, sondern auf ihn setzen; daß wir unser Herz nicht allzu stark an die erschaffnen Dinge hängen, sondern an den, der sie gemacht hat; und daß wir Unterweisung in der Mäßigung und Weisheit bekommen sollen, wenn wir nach und nach die sterben sehen, die mit uns in denselben Mauern, unter demselben Dache wohnen, deren Talente wir bewundern, und deren große Eigenschaften wir hochschätzen.

Aber, will Gott, daß wir unser Herz nicht allzusehr an das Geschöpf hängen, so verbietet er uns doch nicht, die Menschen zu lieben, denen er aus Gnaden Merkmale von Größe und besondrer Tugend eingedrückt hat. Ja, meine Freunde, auch ein Schuster kann zu einem großen Manne geboren seyn; jedes nützliche Handwerk ist eben

des

deshalb auch nicht unedel. Die Art, wie es getrieben wird, kann seinen Werth noch erhöhen. Man hat mehr Verdienst, wenn man ein Feld gut bauet, gutes Tuch oder bequeme Schuhe macht, als wenn man die Gerechtigkeit schlecht verwaltet, die Finanzen verwirrt, keine Detaschementer im Kriege anzuführen weiß, oder sich durch einen Feind von mehr Tapferkeit und Geschicklichkeit den Sieg entreißen läßt. Es liegt nichts Niedriges in dem Stande eines Mannes, der uns zu unentbehrlichen Bedürfnissen behülflich ist. Und was wäre denn in der That wohl nothwendiger, als die Bedeckung des Fußes? Sie sichert uns vor der Rauhigkeit des ungleichen und spitzigen Steinpflasters, gegen die üble Witterung und gegen die Unreinlichkeit des Schmutzes und Kothes. Ein schlecht gemachter Schuh oder Stiefel ist durch seine unangenehme Gestalt widrig; er drückt den Fuß, und giebt ihm Härten, die bey jedem Schritte, den man thut, Schmerzen verursachen; er hält das Wasser nicht ab, welches dann eindringt und durch häufige Erkältung die Veranlassung zu gichtischer Schärfe, jener grausamen Krankheit, ist, die durch lange Quaalen zum Grabe führt.

Matthäus Reinhardt war stark darinn, alle diese Fehler zu vermeiden; seine Arbeiten waren zu dem Grade von Vollkommenheit gelangt, deren sie fähig sind; er hatte alle seine Zunftgenossen und Nebenbuhler durch sein Talent übertroffen: und wer sich auf eine so siegreiche Art über seine Mitbewerber erhebt, ist gewiß ein großer Mann. Wer seine Werkstatt und sein Haus klug, mit Ordnung und mit Fleiß regiert, der würde eben so eine Stadt, eine Provinz und, um nichts zu verhehlen,

ein Königreich regieren. Ja, meine Freunde, der gute Bürger, den wir beweinen, hatte Eigenschaften, die den Thron nicht würden entstellt haben; da hingegen Viele von denen, die ohne Talent und ohne Lust zur Arbeit einen besitzen, nur schlechte Schuster seyn würden, wenn nicht das blinde Glück, welches die Geburten anordnet, sie aus Barmherzigkeit zu dem, was sie sind, gemacht hätte, damit diese untüchtigen Menschen nicht vor Hunger und in Elend umkämen.

Ihr, deren stolzes Ohr durch das Lob eines geschickten Handwerkers und durch die dreisten Wahrheiten, die ich zu äußern wage, beleidigt wird — erröthet! nicht über meinen Vortrag, nicht darüber, daß man in eurer Gegenwart einen fleißigen Mann von Genie lobt, der ein nothwendiges Geschäft trieb; sondern über jene Weichlichkeit, über jene Wollüste, durch die ihr in einen Pomp und Prunk versinkt, bey dem ihr eure eignen Bedürfnisse und die Arbeiten nicht kennt, die zu eurer Bequemlichkeit und zu eurem Gebrauche beytragen. Möchtet ihr nur auf einige Zeit des Theils von eurer Kleidung beraubt werden, der Matthäus Reinhardt's Talent beschäftigte! mit welcher Unruhe, mit welchen Klagen und welchem Eifer würdet ihr seinen Beystand zurückfordern! Wie sehr würdet ihr das loben, was euer Stolz gegenwärtig herabwürdiget! Ihr würdet, so große Herren ihr auch seyn mögt, doch gestehen, daß die Großen sich ohne Schuhe oder Stiefel sehr übel befinden. So sind die Menschen, die in Ueberfluß und Glück erzogen wurden! sie wünschen sich das, was ihnen fehlt, werden dessen überdrüssig, wenn sie es erhalten, und haben kein Gefühl für das, was sie besitzen.

Jetzt, da der Wohlstand und eine Art von Furcht, welche dieser heilige Ort erregt, euch nöthigt, mir geduldig zuzuhören, will ich euch gegen euren Willen lehren, was es dem Fleisse kostet, nicht alle eure Bedürfnisse, aber doch das zu befriedigen, von welchem ich so eben gesprochen habe. Um euch hierin zu unterrichten, dürfen wir nur dem sorgsamen und fleißigen Matthäus Reinhardt in seine Werkstatt folgen.

Er legte niemals Hand an das Werk, ehe er nicht den Stoff, aus dem er arbeiten wollte, gehörig untersucht hatte. Das Leder zu den Absätzen, zu den Sohlen und zu dem Blatte — ist jedes von ganz verschiedner Art, und man findet die Arbeiten oft schlecht, wenn die Wahl desselben nicht mit Beurtheilungskraft und Kenntniß geschehen ist. Er hatte seine Lohgerber, die für ihn arbeiteten, und auf deren Akkuratesse er rechnen konnte. Um das Publikum mit seiner Arbeit zufrieden zu machen, beobachtete er die Vorsicht, seinen ersten Stoff vorräthig zu haben, damit er sicher seyn könnte, daß er dauerhaft und gut wäre.

Vergleicht nun euer Verfahren mit dem seinigen, und seht den Unterschied dazwischen ein. Matthäus Reinhardt wählte die Mittel, die ihn zu seinem vorgesetzten Zwecke führen sollten; ihr aber prüft die Wege nicht, auf welchen ihr eure Absichten erlangen wollt, und laßt euch von eurer Unbesonnenheit und vom Ungefähr leiten. Er prüfte alles selbst; ihr vertraut euch dem Ersten dem Besten, der sich euch zeigt, und der euch durch überwiegende Eigenschaften unterjocht. Er beobachtete weise Vorsicht; ihr wißt gar nicht, was das heißt. Er wollte Vollkommenheit in seiner Kunst

erlangen; ihr habt nur Selbstgenügsamkeit und Tand. Er begnügte sich nicht, seine Arbeiter zu regieren; er lehrte sie auch seine Methode, gewöhnte sie an Akkuratesse, verwarf das Fehlerhafte und arbeitete selbst, um zu gleicher Zeit Lehren und Beyspiel zu geben; er wünschte nicht, Meister zu werden, aber seine großen Talente erhoben ihn dazu. Ihr im Gegentheil strebt nach Aemtern, ohne Fähigkeit dazu zu haben. Wenn ihr sie erlangt, so verrichten eure Unterbedienten die Arbeit, und ihr begnügt euch, das Gehalt zu nehmen und die Person vorzustellen. Beschäftigt ihr euch ja, so thut ihr es nur mit Ränken, die dem Publikum schädlich sind; und so gereichen die Würden und Titel, die ihr bekleidet, euch nicht zur Ehre, sondern vielmehr zur Beschämung und Schande. — Ihr Götter der Erde, ihr Mächte, welche die Vorsehung bestellte, um weite Länder mit Menschlichkeit und Weisheit zu beherrschen, erröthet, daß ein armer Schuster euch beschämt, euch eure Pflichten lehrt, und daß das Beyspiel seines arbeitsamen Lebens euch unterweiset, was die Völker, die ihr glücklich machen sollt, von euch fordern. Der Himmel hat euch nicht erhöhet, daß ihr bey dem Liede eurer Schmeichler auf dem Thron entschlummern, sondern daß ihr für das Wohl der Tausende von Menschen arbeiten sollt, die euch unterworfen und eures Gleichen sind. Ihr wurdet nicht deshalb auf eine so hohe Stuffe gestellt, daß ihr Wochen, Monate und Jahre in den Wäldern zubringen solltet, um ohne Unterlaß wilde Thiere, die euch fliehen, zu verfolgen, und euch mit der verächtlichen Geschicklichkeit zu brüsten, daß ihr sie fangen könnt; an

sich

sich freylich ein unschuldiges Vergnügen, wenn nicht Leidenschaft ein Handwerk daraus machte!

Indeß die Landstraßen in euren Ländern verfallen; indeß die Städte voll sind von jenen unangenehmen Gegenständen des Mitleids und des allgemeinen Erbarmens; indeß der Handel in euren Staaten darnieder liegt; der Kunstfleiß keine Aufmunterung findet und selbst die allgemeine Polizey schlecht verwaltet wird — indeß gewöhnt ihr eure Arme an Mord, eure Augen an Blut, euer Herz an Unempfindlichkeit. Wozu seyd ihr Fürsten? daß ihr wilden Thieren nachjagen, oder, daß ihr eine menschliche Gesellschaft regieren sollt? Bekommt ihr die Vernunft, um euch durch ein Leben voll Zerstreuung zu Thieren zu machen? Erhieltet ihr Herrschaft und Macht, um alle Tage eures Lebens zu verlieren?

Ach! meine theuren Zuhörer, wie viele Ursachen zu Schmerz und Betrübniß giebt das verderbliche Vergessen der Pflichten, das auch den Zweck der besten Anordnungen zerstört! Wie verehrungswerth ist Matthäus Reinhardt, und wie wenige Menschen sieht man die Bahn gehen, welche die Ehre und ihr Stand ihnen vorschreiben, und zu der das allgemeine Wohl sie hinruft, von der sie sich aber aus Verkehrtheit entfernen! Unglückliche Mißbräuche sind Schuld daran, daß es auch unter den Großen und unter den Fürsten einen Pöbel giebt. Denn, meine Freunde, was nennen wir denn groß? nicht Geburt, die, wie ich euch bewiesen habe, nichts zum Menschen thut; nicht Herrschaft, die nur durch guten Gebrauch, den man davon macht, lobenswerth ist; nicht Reichthümer, die entweder hab-

süchtig oder verschwenderisch machen: nein, nur der ist groß, der die übertrift, die mit ihm einerley Weg gehen; der große Schwierigkeiten besonders glücklich übersteigt; der sich selbst einen großen Namen erwirbt, und durch sein Verdienst sogar Neider zum Beyfall zwingt.

Wer kann sich dieser Vorzüge mit mehrerem Rechte rühmen, wer hat in seinem Leben mehr von allem Eigennutz und folglich auch von aller Schmeicheley freye Lobeserhebungen erhalten, als der fleißige Handwerksmann, dessen Verlust wir beklagen? Er hatte sich über seine Zunftgenossen erhoben, wie die stolzen Palmen über andre Pflanzen, die von ihnen mit Schatten bedeckt und erstickt werden, und die zu ihrem Fuße vertrocknen. Er fieng mit heimlichen Kunden an; jeder war mit seiner Arbeit zufrieden, da er niemand übersetzte, und fleißig, thätig und geschickt war. Einer rühmte seine Dienste dem andern. Er wußte den Schuhen Schönheiten zu geben, die vor ihm unbekannt waren; er täuschte das Auge; seine Arbeiten hatten alle Vollkommenheiten vereinigt: sie waren schön, bequem, dauerhaft und undurchdringlich. Sein Ruf vermehrte sich schnell. Das Gerücht, das von Schuhen eben so spricht, wie von Gesandtschaften, Traktaten und Siegen, machte bald bekannt, daß ein ausserordentlicher Mann, der jeden Seines gleichen übertreffe, ganz vollkommne Schuhe und Stiefel verfertige. Man sprach fast nur von unserm Schuster. Sein Ruhm breitete sich auch außer seinem Vaterlande aus; und, um Alles auf einmal zu sagen: er erhielt selbst von seinen Zunftgenossen Lob; sie gestanden ihm einstimmig den Vorzug zu, und schämten sich nicht zu bekennen, daß sie hinter ihm zurückblieben.

Stände ich hier vor unbekannten Zuhörern, so würde man mir kaum glauben. Daß Nebenbuhler, daß Mitbewerber dem Beyfall geben, der mit ihnen einem und eben demselben Preise zueilt — das ist erstaunlich, unerhört und beynahe ein Wunder. Aber ihr, meine Freunde, diese zahlreiche Versammlung, die mich hört, und selbst in Ermangelung dieser Stadt, würden diese Gewölbe, diese Mauern, so stumm sie auch sind, mir zu Zeugen dienen, und es bestätigen, welchen Grad des Ruhms unser berühmte Matthäus Reinhardt erreichte. Man hat einen unermeßlichen Zwischenraum zurückzulegen, wenn man von einer dunkeln, unbekannten Geburt zu einem bekannten, berühmten Namen gelangen will. Die Schwierigkeit vermehrt sich noch, wenn man sich in seiner Jugend durch das Zusammentreffen widriger und dringender Umstände auf einem unfruchtbaren und dürren Boden findet. Sich dann durch so viele Finsternisse an das Licht hervorzuarbeiten, ist die Frucht eines thätigen, geschäftigen, und unermüdlichen Geistes und einer sehr ausgezeichneten Industrie. Man bedarf etwas Ungewöhnliches, und weit über das Gemeine erhabne Verdienst, um sich bekannt zu machen; aber dann, wenn man dies ist, den Beyfall des menschlichen Geschlechtes, mit dem es so geitzt, an sich zu reißen, und zumal alle Stimmen ungetheilt zu erhalten — das gränzt an das Wunderbare, und setzt einmüthige Uebereinstimmung aller Menschen voraus.

Denkt euch nur, meine Freunde, bey welch einer Menge man sich Ansehen verschaffen muß, und woraus, nicht etwa die Menschenzahl einer ganzen Provinz, sondern schon einer gut bevölkerten Stadt besteht. Ihr wer-

det in den Charakteren und in der Denkungsart eben so viele Verschiedenheit finden, als die Natur in die Physionomien gelegt hat. Einige, die zu sehr voll Tand sind, gehen, wie in einem Traum, ohne sich umzusehen und nachzudenken, durch das Leben hin; Andre mit beschränkten Seelenkräften denken nur nach denen Eindrücken, die ihnen stärkere Seelen geben. Hier sind Nachgiebige, die ihre Meynungen eben so oft verändern, als ihre Gesellschaft; dort Halsstarrige, die sich durch nichts überzeugen oder überreden lassen. Auf einer Seite sehet ihr stolze Personen, die auf alles mit Verachtung hinblicken und die ganze Welt ihrer unwerth glauben; auf der andern schmähsüchtige und beissende Menschen, deren Mund nur an Tadel gewöhnt ist und nur zum Werkzeuge der Satyre dient; endlich Personen, die voll von einem Gegenstande sind und sich durch nichts davon losreissen lassen; Ausschweifende, die sich zu Thieren erniedrigen; Stolze, die sich selbst bewundern; Wollüstige, die nur an ihre Vergnügungen denken; Unwissende, die keine Kenntniß haben und doch alles entscheiden; Neidische, die ihren Nächsten verläumden und seinen guten Namen zerfleischen. Alle diese verschiednen Köpfe muß man fesseln und vereinigen! Diese an Gedanken, Neigungen und Meynungen so verschiedne Menge muß man von seinen Talenten und seinem Verdienste überzeugen!

Wie schwer ist es doch, alle Stimmen zu gewinnen! Wie viele Zeit, Mühe, Arbeit und Glück wird erfordert, das Gebäude seines Rufes aufzuführen und so manchen Mund auch gegen dessen Willen zum Lobe zu zwingen! diese Geizigen kargen mit jedem Körnchen Weihrauch, das andre fordern, um es auf ihren eignen

Altären zu verbrennen. Um so mehr muß man einen armen Handwerker achten, der, ganz von Schutz und Ansehen entblößt, aus einer solchen Ferne kommt, aber doch den ungeheuren Raum überspringt, sich bekannt macht und den Beyfall des Publikums in sich vereinigt.

Es ist überdies leichter, sich in der Entfernung einen Namen zu machen, und ihn bey denen in Ansehen zu setzen, die uns nicht sehen und nicht kennen; aber Prophet in seinem Vaterlande zu seyn, und doch von seinen Mitbürgern gelobt zu werden — das ist der größte Triumph, auf den der Ruf eines Menschen Anspruch machen kann. **Matthäus Reinhardt's** Name hat sich in dem ganzen Lande verbreitet; er ist so berühmt geworden, daß Leute, die ihn nie gesehen hatten, ihm ihr Maaß schickten, und ihn dringend baten, für sie zu arbeiten. Er war so sehr beliebt, daß jeder, der seine Ehre in Galanterie setzt und durch seinen schönen Anzug sich auszeichnen will, keine gute Schuhe zu haben glaubte, wenn er sie nicht gemacht hatte.

Er war, so sehr man ihn auch suchte, doch bescheiden, schlug seine Dienste denen niemals ab, die ihn darum baten, bestrebte sich, ungeachtet der häufigen Ueberladung von Arbeiten, jeden zu befriedigen, und dachte weniger an Eigennutz, als an das Vergnügen nützlich zu seyn und sein Handwerk zu vervollkommnen. Man fand ihn ohne Unterlaß in seiner Werkstatt; er war sanft, ließ mit sich reden, ertrug Zudringlichkeiten, und äußerte nicht die mindeste Ungeduld, nicht die kleinste Unruhe, wenn neue Ueberlästige einer nach dem andern kamen, und seine Arbeit unterbrachen oder sie beschleunigen wollten. Er unterschied sich hierinn sehr von gewissen vornehmen

Herren

Herren, die jedem, der sie antritt, rauh begegnen, die sogleich abschlagen, ohne nur den Leuten Zeit zu lassen, ihre Verlangen zu äußern, und die von ihrer Sprache weiter nichts gut wissen als das Wörtchen Nein, das sie sehr distinkt artikuliren, weil sie es unaufhörlich im Munde haben.

Herrn Reinhardt's Werkstatt war eine Schule der Sitten. Er hielt eine bewundrungswürdige Ordnung darinn: niemals unterstanden sich seine Lehrlinge, zu schwören oder unanständige Worte zu gebrauchen. Er sagte ihnen oft: wenn ihr aufmerksam auf eure Arbeit seyd, so werdet ihr keine andern Gedanken haben. Auch unterwies er sie redlich in dem, was er mit so vieler Mühe, Zeit und Arbeit zur Vollkommenheit gebracht hatte; er setzte seine Ehre darinn, auch nach seinem Tode nützlich zu seyn, und in denen, die er gebildet hatte, von neuem zu leben. Aus seiner Werkstatt sind eine Menge geschickter Arbeiter hervorgegangen, die jetzt in dem ganzen Lande ansässig sind. Statt eifersüchtig auf sie zu seyn, ermunterte er sie vielmehr, und freuete sich, daß es ihm so gut gelungen war. Eine so unverstellte Tugend ist in einem verderbten Jahrhunderte sehr selten! Andre Künstler sind über ihre Entdeckungen oder Geheimnisse neidisch: ein Arzt, der ein neues Heilmittel gefunden zu haben glaubt, entzieht es der Kenntniß der Welt, ist neidisch darauf, und will, daß es mit ihm begraben werden soll. Viele große Feldherren fürchten sich, Generale zu bilden, die eines Tages Nebenbuhler ihres Ruhmes werden könnten. Es ist auch gewöhnlich, daß Minister das Geheimniß ihrer Geschäfte allen ihren Unterbedienten verbergen, und daß sie es allein in Verwahrung behalten, weil sie befürchten, sie möchten sich Ne-

benbuhler machen, wenn sie in diesen oder jenen Vertrauen setzten und es ihm mittheilten. Daher ist denn bey ihrem Tode auch alles in Unordnung und Verwirrung, und bisweilen geht das Geheimniß auf immer verloren.

Aber Matthäus Reinhardt, ein wahrer Bürger, dachte an das Wohl seines Vaterlandes; denn wer anders handelt, denkt nur an sich selbst.

Warum, meine Freunde, habe ich nicht Cicero's Beredtsamkeit, um den Ruhm dieses unvergleichlichen Mannes zu erheben, der jene so oft gepriesene Tugend der alten Römer besaß! Die Vorsehung hatte ihn nicht auf einen so hohen Posten gestellt, daß er seine große Seele in ihrem ganzen Lichte zeigen konnte; aber wenn jedes Mitglied der Gesellschaft nach seinen Grundsätzen handelte, so würde, wie ihr mir zugestehen werdet, allgemeines Wohl daraus entspringen.

Was würde nicht jener römische Konsul, der Vater der Beredtsamkeit und seines Vaterlandes hierüber gesagt haben? Er, der die allerdürresten Gegenstände fruchtbar machte, den Schuldigen Lossprechung verschaffte, gewöhnliche Menschen in große Männer verwandelte, und denen Tugenden zu leihen wußte, die gar keine hatten? An Matthäus Reinhardt würde er wahre Tugenden gefunden haben.

Als jener Konsul wünschte, daß man die Befehlshaberstelle in dem Kriege gegen Mithridat dem Pompejus auftragen sollte, blendete er das Volk durch den Zauber seiner siegreichen Beredtsamkeit; der wirkliche Pompejus, und der, den er schilderte, waren nicht einerley Person. Und, meine Freunde, was war denn Pompejus in Vergleichung mit unserm berühm-

ten

ten Handwerksmann? Der eine führte Truppen gegen den empörungssüchtigen und blutdurstigen Sylla; der Andre war dem Meister, bey dem er sein Handwerk lernte, und seiner Obrigkeit unterthan, ohne sich in Kabalen zu mischen. Der eine war eben so ehrsüchtig als eitel, riß unrechtmäßig den Ruhm an sich, den Lukullus in dem Kriege mit dem Könige Mithridat, Metellus in dem mit Spanien, und Krassus in dem Gladiatoren-Kriege erlangt hatten; der Andre war eben so bescheiden, als geschickt, trat andern Meistern, seinen Zunftgenossen, Arbeit ab, und theilte seine Talente seinen Zöglingen mit. Der eine ließ sich von Cäsar betrügen und überraschen; der andre betrog nicht, und ward von Niemand überrascht. Pompejus fesselte Könige, verheerte Provinzen und steckte Städte in Brand; Matthäus Rheinhardt diente Königen, übte nie Gewaltthätigkeiten aus, und löschte, wenn es brennte. Der Stolz des Römers konnte nicht einmal Seines gleichen ertragen; die Demuth des Deutschen bestrebte sich, Nebenbuhler zu erhöhen. Der Held des Senats ward von Cäsar besiegt; der berühmte Handwerker von niemand geschlagen. Pompejus entzweyte sich mit seinen Freunden, Reinhardt unterhielt immer das gute Vernehmen mit den Seinigen. Der eine starb eines gewaltsamen Todes; der andere endigte durch einen natürlichen sein Leben ruhig. Hätte Pompejus über Cäsarn triumphirt, so hätte er ebenfalls Rom unterjocht; Matthäus Reinhardt triumphirte über alle seine Mitmeister, und dachte, das betheure ich, nie daran, herrschen zu wollen.

Aber, meine Freunde, wie viele Beyspiele hat man nicht, daß jene Kriegeshelden, wenn sie wirklich ihr Vaterland vertheidigt hatten, in Friedenszeiten dessen Geißeln geworden sind! Der vortrefliche Bürger hingegen, von dem ich rede, war in seinem Privatleben noch bewunderungswürdiger, als in dem Theile seines Lebens, den er dem Publikum widmete. Wie selten, aber wie schön ist es, grosse Talente mit gründlichem Verdienste, und glänzende Eigenschaften mit liebenswerthen und sanften Sitten vereinigt zu sehen! Der Geist der meisten Menschen ist eine Zusammensetzung von Bösem und Gutem. Besonders gleichen die großen Genies Gemälden, in denen es schöne lichte Stellen, aber auch dunkle Schatten giebt; sie sind Mischungen von Größe und Kleinheit, von erstaunlichen Widersprüchen, und von so sonderbaren Kontrasten, daß Blaise Paskal überzeugt war, sie hätten zwey Seelen. Wenn wir zu den Künstlern heruntergehen, so finden wir unter ihnen wenige Hervorragende, die nicht die Thorheit haben, sich ihrem Eigensinne zu überlassen, der oft an Wahnsinn gränzt. Ihre Kunst verschlingt alle andre Bemühungen, und sie wenden nun gar keinen Fleiß darauf, ihre Sitten zu verbessern und über ihre Fehler zu wachen.

Matthäus Reinhardt unterschied sich sehr von denen, die ich euch hier schildre. Er studirte zuerst sich selbst, fing damit an, daß er ein Bürger und ein rechtschaffner Mann ward, und bauete dann sein Talent an. — Wer in der großen Welt lebt, bildet sich ein, nur am Hof und in dem Geräusche der Haupt-

städte

städte sey die Jugend gefährlichen Verführungen ausgesetzt, nur dort werde sie durch Gelegenheit gelockt und durch Beyspiele hingerissen. Aber werden die, welche sich dort befinden, lebhaft angegriffen, so haben sie auch gute Waffen zur Vertheidigung: der Zaum der Erziehung hält sie zurück; das Auge ihrer Anverwandten macht sie schüchtern, und der Rath ihrer Freunde bedächtig.

Ganz anders verhält es sich mit dem Sohn eines armen Handwerkers, den man nicht mit so vieler Sorgfalt erziehen kann, als die Hoffnung begüterter Familien. Ja, ich wage es zu behaupten, daß er der Gefahr noch mehr ausgesetzt ist, als die, welche in der großen Welt leben. Denn obgleich das Laster allenthalben dasselbe bleibt, so bekleidet es sich doch bey dem Adel mit dem Schleier des Wohlstandes, und zeigt sich immer nur insgeheim; es sucht unverletzliche Freystätte, und entzieht sich dem Blicke der Welt. Bey dem Volke hingegen herrscht ungezähmte Ausgelassenheit; Schwelgerey wird bis zu der anstößigsten Ausschweifung getrieben; die Leidenschaften werden ihrer ganzen Heftigkeit überlassen. Immer herrscht etwas Thierisch-Sinnliches und Wildes in den Vergnügungen, die in Völlerey ausarten, und es ist ein ganz vorzügliches Naturel erforderlich, um dem Strome des Beyspiels zu widerstehen, der täglich so viele unglückliche Opfer mit sich fortreißt und verderbt.

Matthäus Reinhardt hatte diese gefährliche Klippe vermieden; nie, auch nicht einmal in seiner ersten Morgenröthe, sah man ihn jene abscheuliche Häuser besuchen, wo die Freude der Wuth gleicht, wo uner-

sättli-

sättliche Habsucht Räuber herbeylockt, die jeden unglücklich machen, der nicht so ein Betrüger ist, wie sie selbst, und wo Streitigkeiten so häufig und das Geschrey so barbarisch ist. Seine Klugheit behütete ihn vor diesen und vielen andern Gefahren; sein Fleiß, der ihn an seine Arbeit fesselte, erlaubte ihm niemals, die gefährlichen Gesellschaften zu besuchen, die seine Sitten hätten verderben können. Ihm war jene besondere Gnade, die der Allmächtige nach seinem stets heiligen Willen austheilt, zum Loose zugefallen. Er hatte sein Herz seinem holdseligen Erlöser gewidmet. Dies war die Quelle seiner Tugenden, wie der Psalmist sagt: **Mein Sohn, gieb mir dein Herz, und habe Lust an meinen Wegen.**

Ja, von dem Herzen hängt der Mensch ab; das erhält den Frieden in den Wohnungen, eheliche und väterliche Liebe, Eintracht mit den Nachbarn, Unterwerfung gegen die Gesetze, und Liebe zum Vaterlande; auch giebt es, wenn es von heiligem Feuer brennt, Eifer und Andacht.

Wirklich erfüllte dieser vortrefliche Bürger alle seine Pflichten. Er verheyrathete sich im Jahre 1742 mit Anne Marie Gerie, welche Wittwe war, ohne Frau gewesen zu seyn. Ich rufe Euch zur Zeuginn an, keusche und züchtige Gattin, wie sanft, wie ruhig und wie glücklich Ihr die Tage eurer frohen Ehe durchlebt habt! Nie hat ein Sturm ihre Heiterkeit gestört; nie hat die Zwietracht ihre Fackel unter die Flamme Eurer keuschen Liebe gemischt. Eure Herzen waren vereinigt, und Ihr waret ein Beyspiel der Eintracht und des Segens, den der Allgütige über die verbreitet, die ihn fürchten. Der Gatte

kam

kam der Gattin, und diese wieder ihrem Ehemann in seinen Wünschen zuvor. Allzu seltnes Glück! seelige Eintracht, die uns an das schöne Jahrhundert, an jene ersten Tage der Welt erinnert, wo Unschuld auf der Erde wohnte; an das goldne Zeitalter, das von den Dichtern so gepriesen wird, aber zur Beschämung der Menschheit nie anders, als in der feurigen Einbildungskraft der Söhne Apollo's da war! Warum sind solche schöne Beyspiele nicht häufiger zu finden? und woher kommt es, daß bey denen, welche den schändlichen Sitten unsrer Zeit folgen, eine Ehe nur ein langes Aergerniß ist? Darum, meine Freunde — ich wiederhole es — darum, weil das Herz keinen Antheil daran hat. In dem zerstreueten und ausschweifenden Leben der großen Welt ist die Ehe nichts, als ein Vertrag des Eigennutzes: man heyrathet nicht für sich, sondern für den Vortheil seiner Familie. Eheleute leben, wie der heilige Paulus sagt, als wenn sie nicht verheyrathet wären. Hang zu Leichtsinn, und Unbeständigkeit, ja oft bloßer Eigensinn ist schon hinreichend, die Bande zu zerreißen, welche ewig seyn sollten. Man strebt nach dem Ruf eines Mannes von gutem Glück; man bringt Unruhe in das Haus seines Nachbars; man entzweyet eine andre Familie, und das zu eben der Zeit, da man auch sein eignes Haus in Zwist setzt. Die, der man Treue schuldig ist, will die Beschimpfungen, die man ihr anthut, nicht umsonst leiden; sie findet ein unseliges Vergnügen in der Rache; sogleich ist der Friede aus dem Hause verbannt; Verdacht, Eifersucht, Jähzorn, Wuth, unversöhnlicher Haß regieren nun in Herzen, worinn bloß Eintracht und Liebe wohnen sollten; es ist keine Zärtlichkeit, keine Annehmlichkeit, keine Versöhnung, keine

Verzeihung mehr zu hoffen, und die Wohnung solcher Eheleute, die ein irdisches Paradies seyn sollte, wird ein höllischer Aufenthalt.

Sehet da, meine Brüder, wie das Laster, das sich unter so schmeichelhaften Gestalten zeigt, die Tage der Menschen vergiftet, die sich seinen Verführungen überlassen! Vergleicht das Glück, dessen Matthäus Reinhardt genoß, mit der Unordnung, die ich euch so eben geschildert habe. Bey dem Einen findet ihr Seeligkeit; bey dem Andern Verzweiflung; der Eine hat ein ruhiges Herz, der Andre ein gemartertes Gewissen. Der Erstere findet, wenn er nach Hause kommt, eine Freundinn, in deren Busen er sein Herz ausschütten kann; der Andre aber eine mit Schlangen bewaffnete Furie, die bereit ist, sich zu seinem Verderben zu verschwören. O des leidigen Irrthums, der uns in dieser und in jener Welt unglücklich macht; der uns der Seeligkeit beraubt, deren wir fähig wären, und in uns das Feuer unordentlicher Leidenschaften entflammt, die uns in das Verderben stürzen!

Ein guter Ehemann, meine lieben Zuhörer, ist gewöhnlich auch ein guter Vater; ein zärtliches Herz ist nicht unnatürlich; er liebt in seinen Kindern sein eignes Werk, und ehrt in ihnen das Bild des Höchsten, zu dem er sie gezeugt hat. Unser verstorbene tugendhafte Mitbürger beschäftigte sich ernstlich und sorgfältig damit, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben; er sah sie als Mitglieder des Vaterlandes an, die er für dasselbe erzöge, und sagte oft: ich denke nicht darauf, ihnen Reichthümer zu hinterlassen; aber sie werden von mir Rechtschaffenheit erben. Er selbst prüfte sie jedesmal,

wenn

wenn sie aus den öffentlichen Schulen kamen, und trug große Sorgfalt dafür, sie die ersten Anfangsgründe der Religion in Fragen und Antworten aufsagen zu lassen, um ihnen frühzeitig die Vortheile ihres Glaubens einzuprägen und sie in unsrer heiligen Religion zu befestigen. Er machte ihnen die Wahrheit zur Gewohnheit, da er sie jedesmal strafte, wenn sie sich dieser oder jener Hülle bedienten, um ihre Fehler zu bekleiden; er litt es nicht, daß sie miteinander zankten, und noch weniger, daß ihnen die unbescheidnen Worte entfuhren, die das gemeine Volk so unanständig braucht, und worinn rohe, bäurische Menschen ihre ganze Beredsamkeit setzen. Besonders bemühete er sich, sie arbeitsam zu machen, damit sie eines Tages ihrem Vaterlande nützen könnten, und ihr Herz zu bilden, damit sie sich selber nützlich wären. Er sagte oft: ich sammle ihnen einen Schatz von Tugenden. Plato und Sokrates hätten sich nicht besser ausdrücken können.

Wenn das höchste Gut — woran sich gar nicht zweifeln läßt — in der Tugend besteht; so hat er bey seinem Tode die reichste Familie im Lande zurückgelassen, und zugleich die erste Pflicht eines guten Bürgers erfüllt, da er rechtschaffne Leute und Unterthanen voll Eifer für das Vaterland erzog. Ihr alle meine Brüder, habt diese Pflicht; aber nur wenige erfüllen sie. Ein schlimmes und durch seine Folgen gefährliches Vorurtheil macht, daß die Eltern nur darauf denken, wie sie ihren Nachkommen Güter hinterlassen wollen, ohne daß sie allen den Fleiß anwenden, den die Bildung der Sitten und des Herzens erfordert. „Ich hinterlasse, sagt man, meinem ältesten Sohne so und so viele Landgüter, meinem jüngern

gern die und die Summe, und meiner Tochter eine große Mitgift.“ Aber was geschieht? Das Vermögen wird bald nach des Vaters Tode verschwendet, und diese verkehrte Brut ohne Talente und Verdienste ist an den Bettelstab gebracht, ohne nur den Trost zu haben, daß man sie in ihrem Unglück beklagte. Da ist denn eine Familie für den Staat verloren, und das Vaterland kann von diesen Bürgern nie den geringsten Vortheil ziehen.

Das Herz ist die Quelle, aus der alles Gute fließt, die erste Triebfeder der Tugenden und der Eigenschaften, die man als Mensch und Bürger haben kann. **Matthäus Reinhardt** hatte ein so lauteres und argloses! Er war sanft, dienstfertig gegen jedermann, mitleidig gegen seine Nächsten, menschlich und barmherzig gegen Geringere. Es ist bey Leuten seines Standes gewöhnlich, daß sie Streitigkeiten mit ihren nahen Verwandten, Zänkereyen mit Handwerksgenossen, oder Prozesse über Kapitale und andre Dinge haben; er aber hatte so großen Abscheu vor allem, was die Ruhe seiner Seele stören konnte, besonders vor der Schikane, daß er, so viel an ihm war, Allem auswich, was Gelegenheit zu Streitigkeiten und Rechtshändeln geben konnte. Ehe er sich vor Gericht fordern ließ, gab er lieber denen nach, die Forderungen an ihn machten, und sagte: **man gewinnt viel, wenn man zu rechter Zeit nachzugeben weiß.** Ein so großmüthiges Verfahren, eine so edle Uneigennützigkeit erwarben ihm die Achtung der ganzen Stadt. Man hätte ihn durch Anforderungen ohne Zweifel zu Grunde gerichtet. Aber seine Nachbaren behandelten ihn aus Feinheit mit Schonung, und

man fürchtete mit Recht, sein kleines Glück zu verderben, wenn man ungerechte Güter von ihm forderte, die er ganz gewiß seiner Ruhe aufgeopfert hätte.

Indeß, dieses musterhafte Leben sicherte ihn doch nicht gegen die Wirkungen des Neides, das heißt: gegen üble Nachreden und öfters auch schreckliche Verläumdungen. Ich darf nichts verhehlen; denn ich habe nur Löbliches zu verkündigen. Dieser rechtschaffne Mann brachte, wie schon gesagt, sein Leben in seiner Werkstatt zu, und war an seine beschwerliche und mühsame Arbeit geheftet. Er befand sich in der Nothwendigkeit, seine Kräfte wieder zu ersetzen. Er hatte einen schwachen Magen, und klagte oft darüber. Deshalb mußte er täglich einige Flaschen Wein trinken, um sich zu stärken, wie der Heilige **Paulus dem Timotheus räth: Brauch ein wenig Weins um deines Magens willen.** Oft versagten ihm gegen Abend seine matten Kniee ihre Dienste; und da er zuweilen vor Entkräftung gefallen war, so ließ er sich führen, um ähnliche Fälle zu vermeiden. Dies war schon genug, daß seine Feinde — denn wer hat die nicht? -- ihn mit ihrem Gifte besprützten und ihn übermäßiger Schwelgerey beschuldigten. Diese Treulosen sagten mit einer geringschätzigen Mine und mit einem höhnenden Lachen: das ist der heilige Mann! das Wunder unsrer Stadt! Wahrscheinlich macht er die Arbeiten, die ihm so vielen Ruf verschaffen, wenn er seine Vernunft in Wein ersäuft hat, oder wenn er fällt, weil er sich nicht mehr aufrecht halten kann. Man will, daß betrunkene Schuster arbeiten sollen. Nun gut, wenn das ist, so wollen wir es ihm bald zuvorthun, und man wird sehen, ob unsre Schuhe nicht eben so vielen Ruf bekommen werden, wie die seinigen.

Und

Und was that unser fromme Handwerksmann, wenn er die Werkzeuge der Lüge diese schrecklichen Verläumdungen ausspeyen hörte? Meine Brüder, er legte sie Christo zu Füßen, und sagte: ich danke denen, die mich demüthigen. Er segnete seine Feinde; er bat Gott um Barmherzigkeit für die, welche ihn lästerten und verfolgten; er fand Trost darinn, eben so behandelt zu werden, als der Gerechte, den ruchlose Juden lästerten, und das Kreutz jenes göttlichen Erlösers zu tragen, der durch den Sklaventod seine Seele erkauft hatte vom ewigen Verderben. So wußte er seine Leiden zu nützen, und sich auf Kosten seiner Feinde, die ihn zu Boden zu schlagen glaubten, ein himmlisches Siegeszeichen zu erringen, das die Bosheit der Menschen nicht verderben oder zerstören kann. Er vergalt nie Böses mit Bösem; er kannte das schädliche Vergnügen nicht, das verderbte Seelen in der Rache finden, die unglückliche Freude, Lästerungen und Verhöhnungen mit noch grausameren Satyren zu bezahlen, welche den guten Namen des Nächsten zerfleischen oder morden. Seine Lauterkeit war so groß, daß er guten Rath mit Dankbarkeit, Belehrung mit Unterwerfung, und Vorwürfe mit Ruhe annahm, Schmähungen aber verzieh.

Welch ein Beyspiel der Mäßigung für euch, ihr Großen der Erde! welche Lehre giebt euch ein armer, aber gottseliger Handwerker! Ein Mann, den ihr vielleicht mit Stolz verachtet und von dessen Namen ihr glaubt, daß er euer Gedächtniß beflecken würde, wenn ihr ihn darinn aufbehieltet — dieser Mann lehrt euch, daß man mit seinen nächsten Nachbaren in vollkommner Eintracht leben kann. Seine Rechtswissenschaft, die

von der eurigen so verschieden ist, zeigt euch, daß man Wege hat, Streitigkeiten und Zänkereyen zu vermeiden, und Frieden und Ruhe zu erhalten; daß es eine gewiße Seelenhoheit giebt, die weit größer, als die Heftigkeit der Rache, und so barmherzig ist, daß sie selbst Schmähreden und Beschimpfungen verzeihet. Bey euch hingegen werden die kleinsten Zwistigkeiten zu Gift, und der geringste Streit erregt einen blutigen Krieg. Eure Eitelkeit ist noch grausamer, als die Barbarey der Tyrannen, und opfert Tausende von Bürgern dem falschen Ruhme auf. Ja, für ein Wort, dem Ehrsucht und Haß seine Erklärung geben, werden ganze Provinzen verheert und verwüstet; eure Wuth giebt die Erde der Raubgierde wilder Thiere Preis, die ihr gegen sie loslasset; alle Landplagen, alles Unglück verheert die Welt in ihrem Gefolge; und so viel beweinenswerthes Unglück entsteht nur aus euren verderblichen Feindschaften.

Wie weise war Matthäus Reinhardt! Man sollte die schönen und merkwürdigen Worte: der gewinnt viel, der zu rechter Zeit nachzugeben weis, mit goldnen Buchstaben an die Palläste der Großen schreiben.

Aber wohin reißt mich ein übergroßer Eifer? Laßt uns dieses Feuer für das allgemeine Beste zähmen, und einen ehrfurchtsvollen Schleyer über die Handlungen der Mächtigen werfen, welche die Vorsehung auf die Thronen der Welt gesetzt hat! Laßt uns schweigend die Wege anbeten, deren sie sich bedient, um Reiche zu stürzen oder zu erheben! Ohne ihre unerforschlichen Rathschlüsse durchdringen zu wollen, laßt uns weggehen von den Pallä-

sten der Großen, wo Ehrsucht und Stolz herrschen, und zu der Hütte des Armen zurückkehren, wo Arbeit und Tugend wohnen! Ja, meine Brüder, wir sind sicher, daß wir diese da finden werden.

Der fromme Mann, der so weise Eintracht und gutes Vernehmen mit denen zu unterhalten wußte, mit welchen er durch sein Schicksal zu leben genöthigt war, liebte die Gesetze, und kam ihnen durch seine billigen und redlichen Handlungen zuvor; er scheuete die Obrigkeit nicht, die den Verderbten so furchtbar ist, sondern war ihr unterthan und gehorsam. Seine anerkannte Rechtschaffenheit, die ihm alle Herzen erwarb, machte, daß man ihm gewöhnlich Sachen von Werth aufzuheben gab. Das Verhängniß, welches so vielen Einfluß auf die Ereignisse in der Welt hat, veranlaßte einmal, daß Personen, die er nicht kannte, eine Summe Geldes und Sachen von mancherley Art bey ihm niederlegten. Nun bewies der Erfolg, daß diese Elenden Beutelschneider waren, und ihren Raub seiner Aufsicht anvertrauet hatten. Die Obrigkeit erfuhr, als sie die Diebe ergriff, wo sie die gestohlnen Sachen verborgen hätten. Man nahm diese weg; aber da der fromme Matthäus Reinhardt viel zu sehr als ein gottseliger Mann bekannt war, so warf man nicht einmal den Verdacht auf ihn, daß er der Hehler wäre, und die Justitz verfuhr nicht gegen ihn, da sie einsah, daß boshafte Leute seine Redlichkeit gemißbraucht hätten. Doch unser tugendhafte Handwerksmann erbot sich die ganze entwandte Summe, von der die Bösewichter ihm nur einen Theil gebracht hatten, aus seinen Mitteln zu ersetzen. Seit diesem unglücklichen Vorfall ward er indeß behutsa-

mer,

mer, und verschwendete seine Dienste nicht mehr an Unbekannte.

Er hatte wahren Eifer für sein Vaterland; er sah es wie seine Mutter an, und erzog seine Kinder für dasselbe; er trug Alles, was seine Lage ihm nur erlaubte, dazu bey, es blühend zu machen. Wenn etwa irgend ein unbesonnener Fremder voll Selbstgenügsamkeit den Einfall hatte, verlachend von einigen Gewohnheiten und Gebräuchen des Landes zu reden; so wäre er, der sonst so sanft und menschlich war, im Stande gewesen, sich mit dem Unbedachtsamen zu schlagen, der so in den Tag hinein entschied.

Man sah diesen guten Bürger bey jeder Feuersbrunst herbey eilen. Ob er gleich nicht die Verpflichtung hatte, sich dabey einzufinden, so war er doch einer von den ersten, ergriff muthig eine Leiter, und stieg dahin, wo die Flammen am heftigsten tobten. Hier sah man ihn denn umringt von feurigen, durch den Wind umher getriebenen Wogen unermüdet den Brand löschen, die brennbaren Sachen, wenn er anders zu ihnen kommen konnte, herunterreißen und das in Flammen stehende Gebäude retten; oder, wenn die Wuth und Heftigkeit des Feuers schon zu sehr überhand genommen hatte, doch die benachbarten Häuser sichern, und jedermann aus Grundsätzen der Tugend und aus der edlen Begierde, dem Vaterlande nützlich zu seyn, dienen.

So viele Tugenden waren durch eine von aller Heucheley entfernte Andacht geheiligt; er hatte sein Herz Gott gegeben, und aus dieser Quelle entsprangen die hochachtungswerthen Handlungen, die ich euch geschil-

dert habe. Nie war ein Glaube brünstiger, als der seinige. Von allen unsern heiligen Büchern las er die Propheten des alten Testamentes und die Offenbarung St. Johannis am fleißigsten und liebsten, weil er, wie er sagte, gar nichts davon verstand. Er wünschte, die ganze Religion möchte Geheimniß seyn, um seinen Glauben desto besser zu üben; er wußte seine Vernunft so gefangen zu nehmen, daß er niemals über das dachte, was er las, und daß ihm nichts unglaublich war. Sahen wir ihn nicht an dieser heiligen Stätte jedem Gottesdienste mit Eifer beywohnen? Hatte er nicht dabey die Demuth eines Christen, die Aufmerksamkeit eines Schülers, die Zerknirschung eines Wiedergebornen? Und brachte er nicht, als Vorbereitung zur Lehre des Evangeliums, in unsre Kirchen einen gelehrigen Geist und ein gehorsames Herz mit? Er duldete es nie, daß man während der Predigt mit ihm sprach; ja er erlaubte sich alsdann sogar den Gebrauch des Tabaks nicht, weil er besorgte, wenn er sich schneuzen müßte, so möchte er den Faden unsrer Unterweisungen verlieren. O, wie tadelte er die Weltmenschen, die nur dazu in die Kirchen zu kommen scheinen, daß sie auf den Chören ihre Pracht und ihren Prunk zeigen, daß sie sehen und gesehen seyn wollen, die immer zerstreuet und mit ihren Gedanken weit von dem heiligen Orte entfernt sind, den sie nur aus einem Ueberrest von Sorge für den Wohlstand besuchen!

Ihn aber sah man sich niemals rühren; unbeweglich heftete er seine Augen auf den Prediger, und schien schon im Voraus und mit Entzücken alle Seeligkeiten des himmlischen Zions zu schmecken, und sich

mit den Strömen der Wollust zu tränken, die unaufhörlich für die Gläubigen rinnen, und deren er jetzt mitten unter den Auserwählten genießt. Wenn er sich dem heiligen Altare nahete, um daselbst das Brod des Lebens zu empfahen, so that er es immer mit Furcht und heiligem Zittern. Er sagte: Herr! ich bin nur Staub und Asche, und nicht werth, daß du unter mein Dach eingehest, und wenn er von dem heiligen Sakramente zurück kam, so fühlte er sich gestärkt, als wenn ein neuer Strahl der Gnade in seine Seele gedrungen wäre. Diese Frömmigkeit, dieser blinde Glaube verschafte ihm die unerschütterliche Seelenruhe, die er bis an sein Ende zu erhalten wußte.

Bis an sein Ende? Ja, meine Brüder, alles, was einen Anfang hat, muß sich auch enden. Nur das Wesen der Wesen ist fortdaurend, und durch sich selbst unveränderlich bis in Ewigkeit; aber das Gesetz, das unserm Stammvater im Paradiese nach seinem unglücklichen Sündenfalle aufgelegt ward, muß an seinen unglücklichen Nachkommen vollzogen werden. Unser fromme Reinhardt sah den Tod herannahen. Eine Krankheit war der Vorbote seiner Auflösung, und kündigte ihm an, daß seine Laufbahn bald zu Ende sey; er ward sichtbar immer schwächer; sein von Krankheiten verzehrter Körper war dem Verfalle nahe; aber seine Seele war die feste Stütze desselben, so wie eine Säule von fester Masse ein schadhaftes Gebäude am Einsturz hindert. Er sah den Tod, ohne ihn zu fürchten; das Leben eines Gerechten hatte ihm das Sterben eines Wiedergebornen zubereitet. Wie oft demüthigte er sich vor seinem Schöpfer und beseufzte

seine Unvollkommenheiten! Wie oft klagte er sich wegen böser Gedanken und der geringsten Fehler in seinem Verhalten an! Wie oft bat er Gott um Verzeihung, daß er die Zeit, die er dem Gebete hätte widmen sollen, mit Arbeit verdorben hatte!

Aber der Gott der Barmherzigkeit krönte seine Geduld und war sein mächtiger Beystand. In jenen letzten Augenblicken, wo Welt, Freunde, Verwandte, und die Kunst derer, die jeden Fußbreit von seinem Leben dem Tode streitig machten — wo dies alles ihm nicht mehr helfen konnte: da sah er den Himmel offen; er glaubte bey dem Liede der Engel und der Aeltesten in der Offenbarung zugegen zu seyn, die ein ewiges Halleluja singen. Er vergaß der Welt und seiner eignen Schmerzen; er ward schon auf Erden ein Bürger des Himmels und stimmte auf seinem Krankenbette sein Triumphlied an.

Welch eine Nachricht für die erschreckte Stadt, als gegen Mittag eine Stimme auf dem Markte die traurigen Worte ausrief: Matthäus Reinhardt stirbt! Man eilt hinzu, man drängt sich, das Volk sammelt sich schaarenweise vor dem Hause; man hört und sieht nur Klagen, Geschrey, Thränen und Seufzer; jedermann nimmt Theil an diesem Verluste, und der Tod eines einzigen Mannes wird zu einem allgemeinen Unglück. Der Zoll des Schmerzes, den man seinem Verdienste entrichtete; das Bedauern, das man seiner Tugend nachsandte; die Jammerklagen derer, die nun, da sie ihn verloren, keine Schuhe mehr bekommen zu können glaubten; alles, was Namen, Eitelkeit und Ruhm angeht, sind Dinge, die wir aus unserm Geiste ent-

entfernen müssen. Ich würde, wenn ich davon zu euch spräche, befürchten, diese kalten Ueberreste, die verblichene Asche dieses so bescheidnen Mannes möchte sich von neuem beleben, um mir zu sagen: wie kannst du kühn so viele nichtige Worte bey diesem traurigen Grabmale vorbringen? Wie kannst du dich bey meinem Lobe aufhalten, da ich auch das kleinste immer von mir ablehnte? Bist du nur deshalb an dieser heiligen Stätte, daß du dem Stolze der Lebenden schmeicheln, und sie an das Andenken meines eitlen Rufs erinnern sollst? Sagt dir dein Platz, sagt dir dein heiliges Amt nicht, daß du ihn herunterstürzen sollst von der Höhe? Sage vielmehr Dank dem ewig anbetungswerthen Wesen, das mich befreyet hat von den Gütern der Erde, um mich aufzunehmen in seine himmlische Seligkeit!

Lasset uns diesem Rathe folgen, meine Brüder! Sein Tod müsse uns lehren, daß die flüchtige Zeit unsre Tage und Jahre hinwegnimmt; daß wir alle in kurzem nur Staub und Asche seyn werden; daß alsdann das prächtige Grabmal, worin die stolzen Menschen ihre Vernichtung zu überleben glauben, und der einfache von der Last der Erde gedrückte Sarg, gleiche Wohnungen sind; daß nach dem Ende des Lebens alle die Unterscheidungen von Rang und Geburt aufhören, welche die Blindheit der schwachen Sterblichen so hochachtet.

Ihr Ungläubigen, die ihr einen unheiligen Blick auf das Allerheiligste zu werfen wagt, erzittert bey dem Anblicke dieses Grabes! Der Glaube des frommen Mannes, der uns so viele Thränen verursacht hat,

müsse euch zum Muster dienen! Entsaget eurer stolzen Vernunft, die euch verführt, und habet die Herzenseinfalt dieses Wiedergebornen, die ihn nun selig macht; dieses Heiligen, der seinen Ruhm darein setzte, nichts zu begreifen und doch zu glauben.

Ihr, verhärtete Christen, die ihr durch den wilden Strom unsrer Zeit fortgerissen werdet, bedenkt den Tod eines Gerechten, der so vielen flüchtigen Versuchungen widerstand, um gegenwärtig eines dauerhaften Glücks zu genießen. Ihr, die ihr mit ihm, dessen Tugenden ich euch geschildert habe, in einer Laufbahn seyd, sein Beyspiel belebe euch, den vielen hervorragenden Eigenschaften nachzuahmen, die er besaß! Wisset und behaltet es wohl, daß man sich in allen Ständen auszeichnen kann, daß der Gottmensch die, welche er zu Gehülfen seiner heiligen Bemühungen nahm, nicht aus den Reichen, sondern aus den Hefen des hebräischen Volkes wählte.

Und du, seine weinende Familie, trockne deine Thränen ab und beflecke nicht durch allzu laute Klagen den Ruhm dessen, der jetzt sitzt zur Rechten des Vaters zwischen dem Sohn und dem heiligen Geiste. Folget den Beyspielen, von denen ihr Zeugen gewesen seyd, und bereitet euch durch ein heiliges und ganz christliches Leben, ihn wiederzusehen, wenn euer Stündlein gekommen seyn wird.

Und ich meine Freunde? Nun, da ich meiner traurigen Pflicht Genüge gethan und euch die seltensten Tugenden gepriesen habe, die aber wirklich offenbar und aller Welt bekannt waren — nun sollt ihr mich an dieser heiligen Stätte meine Stimme nicht mehr dazu brauchen

hö-

hören, daß ich euch das Andenken derer zurückrufe, die ihr verloren habt. Ich bin weit davon entfernt, mein heiliges Amt dadurch zu entweihen, daß ich falsche Verdienste und erdichtete gute Eigenschaften vorstellen sollte; ich bleibe in der Spähre meines Priesterthums eingeschlossen, widme den Ueberrest meiner hinfälligen Kräfte der Heerde, die mir anvertrauet ist, und schränke mich auf das Geschäft ein, den einen Theil durch schreckliche Drohungen der göttlichen Rache zu Boden zu schmettern, und den andern durch Worte des Friedens und der Barmherzigkeit zu trösten, damit ich, wenn nun auch mein Stündlein kömmt, vor den Richterstuhl meines Herrn treten und zu ihm sagen könne: **Hier bin ich und die du mir gegeben hast.**

Brief

eines Schweizers an einen Venetianischen Nobile.

1760.

Mein Herr, ich soll Ihnen Nachrichten von dem geben, was in Deutschland vorgeht; aber da haben Sie Sich nicht an den rechten Mann gewandt. Ich bekümmere mich an meinem stillen Wohnorte wenig um die glänzende Räuberey unsrer jetzigen Helden; ich habe nur mit den Alten Umgang, und meine Neugierde ist auf Nachrichten von meinem Hause, meinem Heerde und meinem Garten eingeschränkt. Sie fragen mich aber weiter, ob ich glaube, daß die Verschwörung so vieler Monarchen zur Unterdrückung eines einzigen, den Gese-

tzen der natürlichen Billigkeit gemäß sey? Auf diese Frage kann ich denn leicht antworten, und das um so mehr, da mein einsamer Aufenthalt mich vor der unversöhnlichen Rache der Unter-Tyrannen sichert, die unser armes Europa regieren, oder vielmehr gänzlich zu Grunde richten.

Erinnern Sie Sich gütigst, daß ich in einem freyen Staate lebe, daß ich seit langer Zeit dessen Sitten und Gewohnheiten angenommen habe, und daß ich mich nicht so weit herablassen kann, meine Gedanken zu verhehlen, und in dem Hof-Jargon mit Ihnen zu reden, in welchem auch die Aufrichtigsten nur einen schwachen Theil ihrer Gesinnungen durchblicken und errathen lassen. Ich antworte Ihnen mit der Freyheit eines Philosophen, der an nichts in der Welt hängt, und von Furcht und Hoffnung frey lebt.

Wenn man zugiebt, daß Kartouche und seine Bande unschuldig hingerichtet worden sind, dann kann man auch Ihre Politiker entschuldigen, daß sie die Staaten eines Fürsten, die ihre Begierde und ihren Neid erregen, unter sich theilen wollen. Mußte aber — woran Sie gewiß nicht zweifeln — die Justiz Kartouche'n und seine Spießgesellen hinrichten lassen, um ihre Diebstähle, Räubereyen und Mordthaten zu verhindern und um die öffentliche Sicherheit wieder herzustellen; dann werden Sie gestehen müssen, daß die, welche in großen Würden eben das Verbrechen begehen, auch eben die Züchtigung verdienen. Ob eine Gesellschaft von unbekannten Räubern einige Mordthaten begeht und einige einzelne Personen plündert; oder ob ein mit den erhabensten Namen geschmücktes Bündniß Europa durch Krieg verheeren will,

um

um einen Fürsten, der nur seine eignen Kräfte zu Bundesgenossen hat, zu berauben — kommt das nicht auf Eins heraus? Findet ja noch ein Unterschied Statt, so liegt er darinn, daß die Handlung jener Politiker von den größten Folgen ist, und um so schrecklicher wird, da die Noth und das Unglück, das sie erregt, nicht auf einige einzelne Personen oder Familien, sondern auf ganze Nationen fällt.

Wäre Kartouche an dem Platze der Leute gewesen, die ganz Europa gegen eine einzige Macht zusammen bringen, so hätte er es gerade eben so gemacht, wie sie. Lassen Sie uns seine und Ihrer Politiker Maßregeln mit einander vergleichen, so werden Sie einerley Verfahren, eben dieselben Mittel und einen gleichen Endzweck finden. Da Kartouche sich zu großen Räubereyen zu schwach fand, so zog er eine gewisse Anzahl von Bösewichtern, von elenden, verschuldeten Leuten an sich, die, so wie er selbst, schon hundertmal dem Galgen und dem Rade entgangen waren. Ihre Minister wenden bey allen europäischen Höfen Bestechung und Kunstgriffe an, um Genossen bey ihren Verbrechen zu haben; sie versichern: „die Prise werde gut seyn;" *) sie versprechen den Andern ihren Theil an der Beute; dadurch, daß sie bey noch Andern Ehrsucht und Eigennutz erregen, kommen sie endlich dahin, daß sie die Verschwörung zu Stande bringen, die für die Ruhe von Europa so verderblich ist.

Kar-

*) Dieser elegante Ausdruck findet sich in einer von den Depeschen, die der Graf von Brühl nach Petersburg geschickt hat, und die in den Rechtfertigungs = Schriften gedruckt sind.

Kartouche nahm sich vor, mit seiner Bande Reisende zu überfallen, die dies gar nicht erwarteten, und Häuser zu erbrechen, um sie zu plündern und die Reichthümer daraus hinwegzunehmen. Das Bündniß, von dem Sie reden, will mit aller möglichen Sicherheit die Staaten eines großen Fürsten plündern, untergraben und verheeren, ja sie ihm, wo möglich, ganz rauben. Beydes ist doch wohl ganz gleich. Kartouche ward zu seinen Verbrechen durch vieles Nichtsthun verleitet, ferner durch eine schlechte Oekonomie, durch ungemäßigten Eigennutz, und kurz, durch eine verderbliche Vergessenheit der Tugend und aller Empfindungen von Ehre. Schliessen Sie hieraus, daß jene gleichen schlechten Handlungen eben die Quellen haben müssen, und daß sie nur aus einer beklagenswerthen Verderbtheit des Herzens und aus sehr falschen Begriffen vom wahren Ruhme herrühren können.

Aber es entsteht noch eine ganz andre Frage. Sind die Großen und die Souveraine verpflichtet, sich in allen ihren Handlungen an die strengen Gesetze zu binden, welche die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft ausmachen? Oder giebt es Fälle, wo der Vortheil ihrer Staaten, und große Aussichten des Eigennutzes sie davon losssprechen können?

Wenn Sie den Machiavell zu Rathe ziehen, so werden Sie darinn finden, daß alle Mittel gut und rechtmäßig sind, sobald sie nur dem Vortheil und der Ehrsucht der Fürsten dienen. Das ist die Moral der Bösewichter; aber diese Grundsätze sind abscheulich: denn wenn jeder Fürst sie ausübte, so wäre es besser, in der Gesellschaft von Tigern, Panthern und Löwen zu leben, als mit Leuten, die so handelten.

Blättern Sie aber im Hugo Grotius, so werden Sie sehen, daß dieser weise und kenntnißreiche Rechtsgelehrte für alle Menschen nur Eine Tugend und Eine Moral gelten läßt, weil die Handlungen durch sich selbst gut oder schlecht sind, und weil ihre Beschaffenheit oder ihr Wesen durch die Personen, die sie begehen, nicht geändert wird. In seinem Buche von dem Staatsrechte handelt er sehr ausführlich von den verschiednen Ursachen des Krieges, schätzt sie alle nach ihrem wahren Werthe, und zeigt, welche rechtmäßig und welche ungerecht sind. Ich schreibe Ihnen diese Stellen nicht ab, weil Sie Sich lange in Deutschland aufgehalten, und jenes vortrefliche Werk besonders studirt haben. Es giebt also für alle Menschen nur Eine Tugend und Eine Gerechtigkeit und in der That darf sich Niemand von der Verpflichtung, ihre Vorschriften zu erfüllen, lossprechen. Ueberdies müßten die Souveraine schlechte Handlungen um so mehr vermeiden, da sie befürchten müssen, daß, wenn diese allgemein werden sollten, sie durch das Recht der Wiedervergeltung mehr leiden würden, als die Privatpersonen.

Aber, werden Sie mir sagen, woher kommt es denn, daß Handlungen, die doch im Grunde eben dieselben sind, von dem Publikum so verschieden aufgenommen werden? Warum rädert man Kartouche'n auf dem Richtplatze? und warum überhäuft man hingegen Ihre Politiker, die nach eben solchen Grundsätzen gehandelt haben, mit Lobeserhebungen? Das kommt von einem lächerlichen Vorurtheil, aus dem man glaubt: ein Diebstahl sey schändlich, aber eine Eroberung rühmlich. Indeß wird doch Kartouche der Held eines epi-

schen

schen Gedichtes, weil er sich in seiner Art ausgezeichnet hat; und ward Alberoni gelobt, so geschah es mehr wegen seines Kopfes, als wegen seines Herzens. Dieser Mann hatte so ungeheuer große Plane, daß unser Kontinent zu enge für sie schien, und daß sein unruhiger und sträubender Geist noch mehr Welten als die unsrige hätte zerrütten mögen. Das Publikum lobte seine großen Plane, durch die es geblendet ward; aber niemand hat ihn als ein Muster vorgestellt: und gewiß ist der Enthusiasmus, den seine großen Plane für ihn erregten, völlig durch den Abscheu aufgewogen worden, den man vor seiner Ehrsucht und vor seinem ganzen Charakter hatte. Nur tugendhafte Handlungen machen den Menschen unsterblich; gedungenes Lob, dieser Moderuf, dauert nur einige Zeit. Es hat das Schicksal mittelmäßiger Bildsäulen: diese können wohl Unwissenden gefallen, aber sie verlieren ihren Werth, wenn man sie neben die Arbeiten großer Meister stellt. Unter den unzähligen Schmeicheleyen, mit denen man von jeher Leute in Würden überhäuft hat; unter den vielen und übertriebnen Lobsprüchen, welche die Redner und Dichter in allen Jahrhunderten ihren Beschützern gegeben haben, reicht keiner an die Worte, von denen Kato ewig Ehre haben wird:

— — Für Cäsar'n sind die Götter zwar;
Doch Kato folgt Pompejus. *)

Es scheint als wäre die Sache des Senats und des großen Römers, der sie vertheidigte, nur in so fern gerecht gewesen, als Kato sich für sie erklärte. Das ist eine

*) Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

eine Art von Lob, nach der, wie zum Wohl der Menschheit zu wünschen ist, alle Minister und alle Personen in öffentlichen Aemtern streben sollten. Sie werden mir zugeben, mein Herr, daß man, um so zu denken, bey einem glücklichen Naturell mit Liebe zum wahren Ruhme geboren seyn, daß man eine edle Denkungsart und die Gesinnungen der Ehre haben muß, die in den schönsten Zeiten der Republik die reiche Quelle waren, aus der jene edlen Seelen wahren Heroismus schöpften. Aber, sobald die Römer mit ihrer Einfalt auch ihre Unschuld verloren, sobald Scipio Karthago besiegt, und Marcellus Korinth unterjocht hatte, änderte sich, wie es scheint, der Charakter jener Ueberwinder der Welt: Große Tugenden wurden selten, und mit den Reichthümern der Besiegten kamen auch alle ihre Laster nach Rom! Man mußte Geld haben, um sich Stellen zu kaufen und das Volk zu bestechen. Es reichte nicht hin, daß man tugendhaft war; man mußte auch für reich gehalten werden. Eigennutz, dieses nichtswürdige und schändliche Laster, ward beynahe ein allgemeines Uebel. Luxus, Liebe zu übermäßigem Aufwand, Begierde, sich durch seine prächtigen Equipagen und durch seine leckerhafte Küche Achtung zu verschaffen, gewann die Oberhand, und persönliches Interesse verdrängte die Liebe zum Vaterlande und zu wahrem Ruhme. Von der Zeit an findet man in den Berathschlagungen des Senates selten Beyspiele von seinem alten Edelmuth; und anstatt noch länger durch Seelengröße in den Augen der fremden Nationen ehrwürdig zu seyn, war dieser Senat, bey der Begierde über die ganze Welt zu herrschen, nicht mehr gewissenhaft in der Wahl der Mittel, die seine Vergröße-

größerung befördern konnten. Die Wirkungen dieser Sittenverderbniß zeigten sich in den Kriegen, welche die Römer mit Perseus, mit den Aetoliern, mit Antiochus und endlich mit Jugurtha führten.

Was damals in Rom geschah, sieht man zu unsrer Zeit in Europa. Die verderbten Sitten des Jahrhunderts sind beynahe allgemein. Die Privatpersonen bringen sie mit in die großen Aemter, zu denen sie gelangen, und sie leiten die Angelegenheiten der Souveräne nach eben den Grundsätzen, wie ihre eignen.

Ich glaube, mein Herr, über einen Gemeinspruch schon zu viel gesagt zu haben. Ich wollte nur einen Brief schreiben, und es wäre beynahe eine Abhandlung geworden. Vielleicht finden Sie die Vergleichung mit Kartouche zu stark; indeß werden Sie doch zugeben müssen, daß sie richtig ist. Ich wünschte, daß alle die ehrsüchtigen und eigennützigen Menschen, daß alle diese allgemeinen Verderber, die unsern armen Welttheil so unbarmherzig verheeren, wenigstens lernten, daß ihre Bosheit sie in den Augen der billigen Nachwelt nicht hochachtungswürdig machen, und daß die künftigen Jahrhunderte kein günstigeres Urtheil über sie fällen werden, als ich auf Ihre Veranlassung gewagt habe; das Böse, das diese glänzenden Bösewichter thun, reicht nicht bis zu meinem ruhigen Aufenthalte hin; alle jene tragischen und blutigen Auftritte dienen mir nur zum Schauspiele. Europa ist in meinen Augen nur eine Zauberlaterne; nur Menschlichkeit macht, daß ich Theil daran nehme. Ich wünschte, daß man einmal die Mordthaten, die Blutbäder und die Greuel endigte, vor denen der Natur schaudert, und daß man dächte, unser armes, von dem

Tode

Tode auf so vielerley Arten belagertes Geschlecht, bedürfe nicht noch der Bosheit einiger gallsüchtigen Politiker, um sein Verderben zu beschleunigen. Kurz, ich wünschte, daß die Herren der Welt vernünftig, und alle Menschen glücklich wären.

Das sind, werden Sie sagen, Visionen von Plato's Republik; oder vielleicht denken Sie von mir, was man von dem verstorbenen Abbe de Saint-Pierre sagte:, er träumt als ein rechtschaffner Mann. Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden; denn ich will lieber wie ein rechtschaffner Mann träumen, als mich der Handlungen eines Bösewichts schuldig machen.

Doch, schon zu viel. Ich merke, daß ich die Fehler meiner Jahre bekomme. Ich bin durch Sie ins Plaudern gerathen, und habe nur zu lange geschwatzt. Hoffentlich verzeihen Sie mir in Rücksicht auf die Achtung, mit der ich bin, u. s. w.

Brief
eines Preußischen Offiziers an einen seiner Freunde in Berlin.

1760.

Halten Sie Sich an unsre Unthätigkeit, mein Herr, daß Sie so lange keine Nachrichten von mir bekommen haben. Unsre Armee ist in diesem Jahre eben so müssig, als sie in dem vorigen thätig war. Da machten wir denn schon den dritten Marsch; wir haben den Ossa verlassen, um auf den Pelion zu klettern. Wenn

wir anders nicht ein Lager auf dem Kaukasus nehmen, so können wir nicht höher stehen; und das wird uns denn vollkommne Sicherheit verschaffen.

Sie haben ganz Recht, mein Herr, wenn Sie der Meynung sind, man lerne den Krieg nicht aus Büchern. Dies ist sehr wahr; denn in den vergangnen Jahrhunderten, diesen Zeiten grober Unwissenheit, belagerte man Städte, und glaubte damit schon viel zu thun. Sehen Sie nur, wie alles steigt; gegenwärtig belagert man ganze Provinzen. Die Oestreicher und die Russen haben, wie sie behaupten, die Cirkumvallationslinie um Schlesien gezogen. In der Nacht vom 11ten auf den 12ten hat der Feldmarschall Daun die Laufgräben vor dieser Provinz eröffnen lassen; seine erste Parallele fängt von Berbergen an und erstreckt sich bis nach Steinkirch; er hat eine Batterie auf dem Berge bey Marklissa, und Laudon eine Rikoschettbatterie auf den Höhen von Lauban aufgeworfen. Unsre Artilleristen schmeicheln sich in der That mit der Hofnung, daß man sie nicht so bald demontiren wird; aber ich beklage die Sorglosigkeit und Verblendung dieser guten Leute. Es sind nicht volle drey Meilen von Marklissa nach Liebenthal, wo unsre Armee steht. Denken Sie nun selbst, was jene mit ihrem Geschütze bewirken können!

Unsrer Seits macht man alle gebräuchliche Anstalten zu einer lebhaften Vertheidigung; der Soldat spielt Komödie; der Offizier amüsirt sich: ohne Zweifel wird man bald daran denken, Faschinen und Schanzkörbe zu verfertigen. Ein einsichtsvoller und geschickter Mann, ein Genueser, hat sich anheischig gemacht, unsre Minen unter

unter die Batterieen der Feinde hinzuleiten, um alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit in die Luft zu sprengen. Er hofft, es durch seinen Fleiß dahin zu bringen, daß seine Minen im Monat December des Jahres 1760 geladen werden können; und das wäre dann hinreichend; denn nach dem gewöhnlichen Belagerungs-Kalkul, und den gelehrten Berechnungen des berühmten Vauban's zufolge, können die Oestreicher, wenn sie à sappe volante arbeiten, nicht eher als im Monat März 1761 am Fuß unsers Glacis seyn; und rücken sie mit bedeckter Sappe an, so wird ihre Arbeit sich bis zum September eben des Jahres hinziehen. Ausser den Soldaten, die der Graf Daun braucht, arbeiten täglich auch fünfzehnhundert Bauern an der Vollendung seiner ersten Parallele.

Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Der Anfang einer Belagerung ist gewöhnlich unfruchtbar an Neuigkeiten; aber haben Sie nur Geduld, mein Herr, Sie werden beym Warten nichts verlieren. Sie lieben das Sonderbare, und es ist billig, daß ich Sie nach Ihrem Geschmacke bediene. Ich verspreche Ihnen ganz etwas Außerordentliches. Die Kriegeskunst ist auf den Gipfel Ihrer Vollkommenheit gestiegen; man hat die Kanonen, die Berge, und mit Einem Worte, Alles, von den Mauleseln an, bis zu den Panduren vervollkommnet. Wenn Turenne, Motekukuli, Eugen auf den Einfall kämen jetzt wieder aufzustehn, so würden sie kaum für alte Radoteurs gelten. Einige schwierige Leute, hartnäckige Verehrer des Alterthums, Köpfe, die ihre Meynung mit Starrsinn behaupten, werden dies vielleicht nicht zugeben wollen; aber darum

muß man sich nicht bekümmern. Neuheit macht das Verdienst der Moden; warum sollte sie nicht auch den Ruf der Kriegesmänner machen?

Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie verlasse, um an meine Pflicht zu gehen; ich habe heute meinen Posten bey dem großen Reflexionstubus, um die Arbeiten der Feinde zu beobachten. Man sollte unser Lager jetzt für ein Observatorium halten. Mars und Venus werden von den Astronomen nicht mehr lorgnettirt, als das Oestreichische Lager von unsern Offizieren. Es vergeht kein Tag, wo nicht zweyhundert Ferngläser gegen Marklissa und Lauban gerichtet sind.

Wohl dem, der nichts zu beobachten hat, und dem **Laudon**, Daun und Fermor eben so gleichgültig sind, als der letzte zum Vorschein gekommene Komet! Geniessen Sie diese Ruhe in Ihrem friedlichen Aufenthalte, mein Herr, und erinnern Sie Sich gütigst bisweilen an Ihren Korrespondenten bey der Armee.

Ich habe die Ehre rc.

Phihihu's
Kundschafters des Kaisers von China in Europa,
Relation

Aus dem Sinesischen übersetzt.

Kölln am Rhein, bey Peter Hammer 1760.

Erster Brief.

Erhabner Kaiser, Stern des Lichts, Wunder unsrer Tage, Trost Deiner Sklaven, o Du, dessen Fußschemel zu küssen ich nicht würdig bin! Ich habe die große Reise unternommen, die Du mir zu machen befohlen hast. Ich kam mit dem Pater Bertau in Konstantinopel an, ohne daß uns unterweges irgend etwas zugestoßen wäre. Konstantinopel ist eine sehr große Stadt; aber sie kommt doch nicht gegen Peking. Hier regiert ein neuer türkischer Kaiser, der seit kurzem seines Oheims Thron bestiegen hat. Ich wunderte mich, als ich an dem dortigen Volke große Augen und Bärte erblickte, die wie Wälder aussehen. Wie es heißt, sollen alle Europäer eben so seyn; indeß zweifle ich, ob sie besser sehen, als wir. Die Bärte tragen sie, wie man mir sagt, um sich die Mine der Weisheit zu geben. Bey einem Spatziergange in Pera sah ich einmal ein Thier mit Hörnern, das, nach seinem Barte zu urtheilen, weiser seyn mußte, als alle jene Leute.

Ich fragte sie, ob es in großem Ansehen stehe; aber man hätte mich beynahe gesteinigt, und ich rettete mich mit meinem Jesuiten in das Haus eines Ambassadeurs, der, ob er gleich keinen Bart hatte, mir eben so menschlich schien, als meine Steiniger mir wild vorgekommen waren. Nach diesem Abentheuer hielt ich es nicht für rathsam, mich länger in einem Lande aufzuhalten, wo man die fremden Frager so übel aufnimmt.

Wir fanden ein Schiff, das nach Italien gehen wollte, und der Pater Bertau und ich bestiegen es. Unterweges fand ich nichts Merkwürdiges, als die Kanonen in den Dardanellen: sie sind so groß, daß in ihrer Höhlung eine sinesische Familie mit Bequemlichkeit wohnen könnte. Man versicherte mich, es sey ein großer Beweis von Höflichkeit, wenn man sie für einen Fremden lösen lasse, und die allergrößte Ehrenbezeigung, wenn man sie mit Kugeln lade. Ich gestehe Dir, erhabner Kaiser, ich freuete mich, daß ich auf Deinen Befehl incognito reise; denn das hat mich bey dieser Gelegenheit vor einer großen Gefahr behütet.

Wir fuhren über ein ziemlich schmales Meer, das Europa von Asien trennt; und nach einer Fahrt von vierzehn Tagen landeten wir glücklich in einem Hafen, welcher Ostia heißt. Ich erstaunte über eine Menge Dinge, die von dem, was man in deinem unermeßlichen Reiche sieht, so verschieden sind, besonders über die Sitten und Gewohnheiten der Europäer, die mit gar nichts, was man sich denken kann, Aehnlichkeit haben.

Der Pater Bertau beredete mich, ich sollte nach der Hauptstadt von Europa gehen; ich fand, es sey in der That nicht der Mühe werth, die kleinen Städte

zu besuchen, und wenn ich nach der großen reise, so befände ich mich im Besitze des Originals, von dem die andern nur Kopieen wären. Rom ist für die Europäer eben so viel als Thibet für die Mantschu- und Mogolischen Tatarn. Da residirt nemlich der große Lama. Dies ist ein Priesterkönig. Man versicherte mich, seine geistliche Macht sey noch weiter ausgebreitet, als seine leibliche, und wenn er eine gewisse Formel hersage, so bringe er dadurch die Könige auf ihren Thronen zum Zittern. Ich glaubte das nicht, und fragte einen alten Bonzen, mit dem ich Bekanntschaft machte, ob die sonderbare Nachricht, die man mir gegeben habe, wahr sey. „Sehr wahr, erwiderte er mir; indeß, um dir nichts zu verhehlen, muß ich dir nur gestehen, daß die gute Zeit vorbey ist. Vor fünf Jahrhunderten waren gewisse mystische Worte, wenn unser heilige Oberpriester sie aussprach, so gut als Beschwörungen, und machten, daß nach unserm Belieben Kronen und Zepter fielen. Dies Vergnügen haben wir nicht mehr; indeß doch noch andre Mittel, uns Ansehn bey den Großen zu verschaffen, und sie unfehlbar in ziemlich starke Verlegenheit zu setzen.“

Was für ein sonderbares Vergnügen findet ihr denn darinn, sagte ich zu ihm, auf solche Art Unruhe in Ländern zu erregen, über die ihr gar keine Gerichtsbarkeit habt? „Keine Gerichtsbarkeit? erwiderte er. Wie? haben wir denn nicht die geistliche Gerichtsbarkeit über alle Seelen? Die Könige haben Seelen; folglich — „ O, unterbrach ich ihn, deine Meynung würde in Peking nicht gelten. Unsre erhabnen Beherrscher haben Seelen; aber sie sind sehr überzeugt, daß

diese ihnen selbst zugehören, und daß sie nur dem Tien Rechenschaft davon schuldig sind.

„Das ist, erwiderte der Bonze, gerade die Ketzerey derer, die sich von der Kirche getrennt haben.“ Ketzerey? was ist das? fragte ich ihn. „Die Meynung aller derer, die nicht so denken wie wir.“ Nun konnte ich nicht umhin, ihm zu äußern: ich fände es drollicht, daß er verlangte, jedermann solle eben die Begriffe haben, wie er; denn als Tien uns geschaffen, habe er jedem besondere Züge, einen besondern Charakter und eine besondere Art zu sehen gegeben; so bald man nur über die Ausübung der moralischen Tugenden einig sey, komme auf das übrige wenig an.

Mein Bonze versicherte mich: er merke, daß ich noch sehr Sinesisch sey. Das will ich mein ganzes Leben hindurch bleiben, erwiderte ich ihm. Du mußt wissen, daß die Bonzen in meinem Lande übel wegkommen würden, wenn sie so raisonniren wollten, wie Du. Man erlaubt ihnen, Halseisen zu tragen, und sich so viele Nägel in den Hintern zu stecken, als ihnen nur immer beliebt; übrigens haben sie, so übel auch ihre Laune seyn mag, nicht die Gewalt, einen Sklaven zu kränken; und wenn sie es wagten, so würde man es ihnen gehörig vergelten.

Mein Bonze erwiderte mit einem leidtragenden Wesen: er sehe zu seinem großen Bedauern, daß wir verdammt wären, und es sey für den kein Heil, der die Bonzen nicht blindlings ehre, und nicht geradezu alles glaube, was ihnen zu sagen beliebe. Ich weiß nicht, ob der, von dem ich spreche, diese Meynung für sich allein hat, oder ob es der allgemeine Glaube

ist.

ist. Die kurze Zeit, die ich erst hier bin, hat mir nicht erlaubt, mich darüber zu belehren; ich bitte Dich indeß mit aller Demuth, einige Geduld zu haben, dann wirst Du mit den Berichten deines Sklaven zufrieden seyn.

Zweyter Brief.

Heute bin ich in dem großen Tempel der Christen gewesen, und will Dir nun Dinge erzählen, erhabner Kaiser, die du kaum glauben wirst, und von denen ich mich selbst kaum überzeugen kann, ob ich sie gleich gesehen habe. In diesem Tempel giebt es eine große Anzahl Altäre, und vor jedem Altar einen Bonzen. Jeder von diesen Bonzen hat vieles Volk um sich her knieend, und macht einen Gott; da behaupten sie denn: alle diese Götter, so viele sie ihrer auch durch das Hermurmeln gewisser mystischen Worte machten, wären nur einer. Daß sie das sagen, wundert mich gar nicht; aber daß die Leute es glauben, ist unbegreiflich.

Sie bleiben auf einem so schönen Wege nicht stehen: wenn der Gott gemacht ist, so verzehren sie ihn. Der große Konfutsi würde einen so sonderbaren Gottesdienst blasphematorisch und anstößig gefunden haben. Es giebt bey ihnen eine Sekte, welche die Frommen heissen; diese nähren sich fast täglich von dem Gotte, den jene machen, weil sie glauben, dies sey das einzige Mittel, nach diesem Leben glücklich zu seyn.

In dem Tempel steht eine große Anzahl von Bildsäulen, denen man Verbeugungen macht und die man anruft. Diese stummen Bildsäulen haben im

Him-

Himmel eine Stimme, und empfehlen dem Tien diejenigen, die in dieser Welt ihre kriechendsten Höflinge sind. Das alles wird ganz treuherzig geglaubt.

Als ich wieder nach meiner Wohnung gekommen war, unterredete ich mich mit einem verständigen Manne. Dieser sah, wie erstaunt ich über das alles war, was ich beobachtet hatte, und sagte daher zu mir: „Sehen Sie denn nicht ein, daß jede Religion etwas nöthig hat, um den Pöbel zu täuschen? Die unsrige ist recht eigentlich für ihn passend. Zu seiner Vernunft kann man nicht reden; aber man macht Eindruck auf seine Sinne; und dadurch, daß man ihn, wenn Sie wollen, an einen überladenen Gottesdienst bindet, macht man ihn den Regeln und der Ausübung guter Sitten unterwürfig. Prüfen Sie nur unsre Moral, so werden Sie dies finden.“

Mit diesen Worten gab er mir ein Buch, das einer von seinen Gelehrten geschrieben hat. Ich fand beynahe alles das darinn, was man uns von Konfutsi's Moral lehrt. Nun fieng ich an, mich wieder mit den Christen auszusöhnen; ich sah, daß man nicht flüchtig nach dem Scheine urtheilen muß, und gerieth bald auf den entgegengesetzten Abweg. Wenn diese Religion, sagte ich, eine so vortrefliche Moral hat, so sind alle die Bonzen ohne Zweifel Muster der Tugend, und der große Lama muß ein ganz göttlicher Mann seyn. Voll von diesen Gedanken gieng ich eines Tages auf der Piazza di Spagna spatzieren. Hier ward ich von einem Manne angeredet, von dem man mir sagte, er wäre ein Portugiese. Es wunderte ihn sehr, als er hörte, ich wäre ein Sinese und auf Reisen. Er that ei-

einige Fragen wegen meines Landes an mich; ich beantwortete sie, so gut ich nur immer konnte, und nahm daher Gelegenheit, mich auch nach seinem Lande bey ihm zu erkundigen. Er sagte mir: sein König befände sich an dem westlichen Ende von Europa; sein Land sey nicht groß, aber er habe große Besitzungen in Amerika; kein Fürst komme ihm an Reichthümern gleich, denn er könne unmöglich alle seine Einkünfte verzehren. Ich fragte ihn nun, ob er, eben so wie ich, zu seiner Belehrung reise? oder ob ihn sonst eine Ursache bewogen habe, ein so reiches Land zu verlassen, um nach diesem zu kommen, wo es weiter nichts Prächtiges gebe, außer Kirchen, und weiter keine reiche Leute, als die Bonzen, die das Gelübde der Armuth gethan hätten. „Mein König, erwiederte er, hat mich wegen einer gewissen Angelegenheit, die er mit dem großen Lama abthun muß, hieher geschickt.“ Ohne Zweifel betrift sie seine Seele, sagte ich; denn ein Bonze hat mich versichert, jener Mann habe eine Hypothek auf die Seelen aller Fürsten. „Sie betrift recht sehr seinen Körper, erwiederte der Portugiese; denn eine gewisse Art von abscheulichen Mönchen, die es bey uns giebt, hat ihn wollen ermorden lassen.“ Und ließ er denn diese Bonzen nicht pfählen? fragte ich mit Affekt. „Geistliche pfählt man nicht so, erwiederte er; alles, was mein Herr thun konnte, bestand darinn, daß er sie des Landes verwies. Der große Lama beschützt sie, hat sie hier aufgenommen, und belohnt sie dafür, daß sie in Lissabon geheiligte Personen haben ermorden wollen.“

In der That, mein Herr Portugiese, sagte ich nun, in Ihrem Europa ist alles unbegreiflich. Ich habe gerade heute ein Buch von ihrer Moral gelesen, sie hat mich zu Bewunderung und Entzücken hingerissen. Ihre Bonzen predigen diese; Ihr großer Lama ist die lebendige Quelle, aus der sie strömt — wie kann er, das Bild jeder Tugend, sich nun so zum Beschützer eines abscheulichen Lasters erklären?

„Sprechen Sie nicht so laut, sagte der Portugiese; es giebt hier eine gewisse Inquisition, und die könnte Sie für die unbehutsamen Reden, die Ihnen jetzt entwischt sind, bey langsamen Feuer rösten lassen. Wollen Sie von dem großen Lama sprechen, so thun Sie es an einem sichern Orte, wo uns niemand verrathen kann.“ Ich erinnerte mich hierbey an mein Abentheuer mit dem Ziegenbock in Konstantinopel, und folgte dem guten Rath.

Du siehst, erhabner Kaiser, was ich schon für deinen Dienst gewagt habe. Beynahe hätte man mich wegen eines Bockes gesteinigt, und deshalb verbrannt, weil ich gesagt hatte: der große Lama beschütze die Bösewichter. O, was für ein sonderbares Land ist dieses Europa, und wie sehr beklage ich es, daß hier die sanften Sitten fehlen, deren man unter dem Schatten deines Zepters, in jenen glücklichen Gegenden genießt, die meine Geburt unter Deiner Herrschaft sahen!

Dritter Brief.

Sobald ich bey meinem Portugiesen war, verschloß er alles gut; und als er glaubte, daß wir nun in

Si-

Sicherheit wären, sagte er zu mir: „Ich sehe wohl, daß Sie erst in dieses Land gekommen sind, und daß Ihnen alles darin neu scheinen muß. Sie haben Religions-Ceremonien gesehen, die Ihnen ohne Zweifel sonderbar vorgekommen, und dann moralische Bücher gelesen, durch die Sie mit den Bonzen wieder ausgesöhnt worden sind. So wissen Sie denn, daß diese Ceremonien und jene Tugendbücher in der That nur Lockspeisen für das gemeine Volk sind. Alle, die Sie sehen, von dem Oberpriester an bis zu dem letzten der Mönche hin, der bis zum Rückgrat besprützt durch den Koth trapt, machen sich sehr wenig draus. Der Tien dient ihrem Ehrgeitz und ihrer Habsucht zum Vorwande, und die Religion zur Befriedigung beyder Leidenschaften. Daher kommt dann ihr Eifer; daher wollen sie jeden verbrennen, der die Fesseln ihrer Sklaverey zerbrechen will. Man hat große Lamas gesehen, die Ehebruch und Blutschande begiengen, die vom Vergiften Profession machten; es giebt kein Verbrechen, das die Bischofsmützen und die Tiare nicht bedeckt hätten. Ueberhaupt sind alle diese Kirchenleute durch ihre kühnen Unternehmungen und durch ihre unversöhnliche hämische Rachsucht die boshaftesten und gefährlichsten von allen Menschen. Ich rede so freymüthig mit Ihnen, weil ich im Grunde nicht von der Religion jener Leute, sondern ein Jude bin."

Ein Jude? unterbrach ich ihn; was ist das? Ich habe nie etwas von Juden gehört. „Die Juden, antwortete er mir, waren das auserwählte Volk Gottes; sie wohnten in Judäa, wurden endlich von den Römern daraus verjagt, und leben jetzt auf der Erde

zer-

zerstreuet, wie die Banianen und die Guebern in Asien. Auf unser Gesetzbuch gründen die Christen das ihrige; sie gestehen, daß unsre Religion die Quelle der ihrigen ist: aber diese undankbaren Kinder schlagen und mißhandeln ihre Mutter. Um in Lissabon nicht verbrannt zu werden, macht meine Familie die äußerlichen Ceremonien dieser Religion mit, und ich habe mich, um ruhig zu leben, zum Familiar der Inquisition machen lassen."

Ich unterbrach ihn, um zu erfahren, was ein Familiar sey. Er sagte mir, es wäre ein Amt, durch welches man Antheil an allem nähme, was jenes abscheuliche Tribunal beträfe und wodurch es beleidigt werden könnte. Ich dankte ihm für die Aufklärungen, die er mir gegeben hatte; und wir giengen nun mit dem Versprechen auseinander, daß wir uns wieder sehen wollten.

Vierter Brief.

Den folgenden Tag kam der Pater Bertau zu mir. Ich fragte ihn sogleich, ob er auch zu der Art von Bonzen gehörte, die man aus Portugal verjagt hätte. Er bejahete dies, und setzte hinzu: ach! man hat diese guten Väter mit grausamer Ungerechtigkeit aus ihrem heiligen Aufenthalte vertrieben. Bey diesen Worten stieg mir das Feuer in das Gesicht. Wie, mein Vater, sagte ich zu ihm, verlangen Sie denn, der König von Portugall soll sich durch diese Schurken von Bonzen ermorden lassen? „Es wäre besser, man hät-

te

te ihn zum Heil seiner Seele ermordet, erwiederte der Pater, als daß er nun jene frommen Geistlichen weggejagt hat." — Was für ein abscheulicher Grundsatz, lieber Pater! Wie kann sich der, setzte ich hinzu, mit den moralischen Büchern vertragen, die Sie mir haben zu lesen gegeben? „Sehr gut, erwiederte er; nach der Meinung des Paters Bonni de Sanchez und einiger von unsern berühmtesten Kasuisten, muß man die Könige tödten, weil sie Tyrannen sind."

O, Konfutsi! Konfutsi! rief ich aus, was würdest du sagen, wenn du solche Gräuel hörtest! — Wie glücklich ist Dein Reich, erhabner Kaiser, daß eine Religion, die solche abscheuliche Grundsätze duldet und ausübt, nicht unter Deiner Herrschaft eingeführt ist!

Nach dieser Unterredung war mir der Pater Bertau zuwider; und ich mochte nicht mehr mit ihm umgehen. Am folgenden Tage befand ich mich in einer Gesellschaft von Priestern; denn hier zu Lande ist jedermann Priester, in der Hoffnung eines Tages Lama zu werden. Der Portugiese war auch da. Ich war neugierig, wie man den großen Lama machte, und sammelte ungefähr folgendes darüber auf. Sie sagen: der Tien sey in drey Theile getheilt, (was ich denn nie habe begreifen können, so viele Mühe sie sich auch gaben, es mir zu erklären;) und einer von diesen Theilen, dem sie den Namen heiliger Geist geben, habe den Vorsitz bey der Wahl des Lama. Diesen wählt man nun aus siebzig Bonzen, die alle so roth sind, wie die Krebse.

Mein Portugiese sagte mir: „glauben Sie das nicht. Einige Könige, die viel Ansehen haben, nebst

den Intriguen dieser Krebse, machen den Lama; und obgleich die Freude darüber, daß er es geworden ist, beynahe heftig bey ihm ausbräche, so muß er doch weinen und sich über die große Last beklagen, die man ihm auflegt. Man wählt einen so Alten, als nur möglich ist, damit bald einer oder der andre von den Ehrsüchtigen, die nach seiner Stelle streben, sein Nachfolger werden kann. Es ist aber noch ein stärkerer Grund da, weshalb man sie so alt wählt, nemlich, daß sie weniger Aergerniß geben sollen. Bey einem Greise von siebzig Jahren sind alle der Keuschheit entgegen stehende Leidenschaften erloschen; ihm bleiben nur Ehrsucht und Geiz übrig: aber da man an denen keinen Anstoß nimmt, so hat die Kirche keinen Nachtheil davon."

Aber wie, sagte ich zu ihm, sind denn diese ganze Kirche, dieser Gottesdienst und diese raffinirten Glaubenslehren entstanden und eingeführt worden? „Nicht auf einmal, antwortete mir der Portugiese; Anfangs war die Religion einfach, die Bonzen wenig mächtig, und ihre Tugenden glänzend. Seitdem haben die Laster und der Aberglaube sich sehr stark vermehrt. Es wurden Versammlungen von Bonzen gehalten, die man Koncilien nennt; und jedes von diesen Koncilien hat einen neuen Glaubensartikel gemacht. Es giebt keine Ungereimtheit, die nicht diesen Konciliumsvätern durch den Kopf gegangen wäre. Zu der Zeit, als das Ansehen des Lama's auf den höchsten Gipfel gestiegen war, fehlte nicht viel, so hätte man eine gewisse Jungfrau, welche sie die Mutter Gottes nennen, zu einer Göttinn und zur vierten Person in der Dreyeinig-

keit gemacht. Aber siehe da! ein Bonze in Deutschland empörte sich gegen den Lama, öffnet den Nationen und den Fürsten die Augen über ihre schwachköpfige Leichtgläubigkeit, und bringt eine beträchtliche Parthie von Mißvergnügten zusammen, die gegen die so genannten Katholiken aufgebracht waren. Der Lama und die Krebse, (wie Sie diese Leute nennen,) die jenem zum Staatsrathe dienen, sahen wohl ein, es sey jetzt nicht der günstigste Augenblick, den Aberglauben zu vermehren. Die Jungfrau ward, was sie konnte, und sie selbst schränkten sich darauf ein, ihre alten Glaubenslehren tapfer zu vertheidigen. Indeß haben sie sich seit der Zeit genöthigt gesehen, auf viele Wunder Verzicht zu thun, die sie vorher thaten und durch die sie sich, wenn sie jetzt von neuem damit kämen, höchst lächerlich machen würden. Sie exorcisiren wohl noch bisweilen Teufel; aber meistentheils, um nicht ganz aus der Gewohnheit zu kommen; denn die Wirkung, wie ehemals, thut es nicht mehr. Daher kommt denn der heftige Haß unter diesen Religionspartheien, ob sie gleich alle christlich sind. Die Bonzen werden es den Ketzern nie verzeihen, daß sie durch die letztern große Einkünfte und Bisthümer verlohren haben. Besonders sind die Ketzer in ihren Augen lästige Aufseher, derentwegen sie vernünftiger seyn müssen, als sie gern möchten. Auch haben sie es seit dieser Religionstrennung nicht gewagt, nur den geringsten kleinen Aberglauben einzuführen."

Während dessen kam ein Bonze, und sagte meinem Portugiesen: der große Lama wolle ihn sprechen. Wir trennten uns; er gieng zu dem Oberprie-

ster, und ich beschäftigte mich tief in Gedanken, mit allen diesen außerordentlichen Dingen, um sie Dir zu schreiben.

Fünfter Brief.

Mein Portugiese besuchte mich den folgenden Tag mit frühem Morgen. Er sagte mir: der große Lama habe sehr auf ihn geschmält, und tobe noch immer gegen seinen Herrn, weil dieser jene treulosen Bonzen aus seinen Staaten verjagt habe. „Er möchte gern, setzte mein Portugiese hinzu, daß die Könige sich von den beschornen Schurken in aller Demuth ermorden liessen, wie das Federvieh auf einem Hühnerhofe. Ich sprach ganz freymüthig mit ihm. Jeder andre würde über die Niederträchtigkeit erröthet seyn, mit der er das Laster in Schutz nimmt: aber diese Leute haben eine Stirn, die nie erröthet: sie halten sich für inspirirt und unfehlbar.“

Sie müssen wohl inspirirt seyn, sagte ich; sonst wäre ja solche Albernheit und ein so hassenswerthes Verfahren nicht zu ertragen. O, wie heilig sind unsre Gelehrten! und wie göttlich sind ihre Sitten! Sie haben lautere Tugend, und nie entfernen sie sich von ihr; auch sind sie nur von eben dieser lautern Tugend inspirirt, die in Tien's seligem und unsterblichem Schooße geboren wird.

„Lassen Sie uns die Zeit nicht mit Vernünfteln verlieren, sagte mir der Portugiese. Heute wird in dem großem Tempel eine Ceremonie vorgenommen, die Ihre Aufmerksamkeit verdient.“ — Eine Ceremonie?

erwie-

erwiederte ich; und weshalb denn? „Der große Lama figurirt dabey, antwortete mir der Portugiese. Kommen Sie mit mir nach dem Tempel; wir wollen Zuschauer seyn.“

Wir machten uns nun auf den Weg, und fanden einen ungeheuren Zusammenfluß von Volke, das sich vor jenem prächtigen Gebäude versammelt hatte. Es kostete uns Mühe, durch den Haufen durchzudringen; indeß, da mein Portugiese von einem großen Könige geschickt war, so machte man ihm Platz, und ich schlüpfte unter seiner Begünstigung nach einem Ort in der Kirche, wo man die Ceremonie ganz in der Nähe sehen konnte. Ich blieb meinem Portugiesen immer zur Seite, damit ich Jemand hätte, der mir alles, was vorgieng, erklären könnte.

Eine große Menge Bonzen fiengen damit an, daß sie nach ihrer Gewohnheit Götter machten. Hierauf zeigte sich der große Lama in Begleitung seiner Krebse und sehr vieler Bonzen, die große gespaltene Mützen auf den Köpfen trugen. Der Lama ist ein alter Mann über die sechzig, welcher aber, wie es scheint, keine Lust hat, den heiligen Geist so bald mit der Wahl seines Nachfolgers zu bemühen. Er setzte sich majestätisch unter einen prächtigen Thronhimmel, den man für ihn bereitet hatte, und hierauf überreichte ihm einer von den Bonzen mit gespaltnen Mützen einen Degen und eine Mütze. Was bedeutet denn das? fragte ich meinen Portugiesen. Er soll, erwiederte mir dieser, den Degen und die Mütze weihen.“ Und weswegen denn? „Beydes ist für einen großen General bestimmt; denn der führt Krieg gegen einen von den

Fürsten, die sich von der Kirche getrennt haben und dem Lama nicht unterworfen sind.“

Man hat mir ja aber gesagt, erwiederte ich, er sey der Vater aller Christen; auch ist er ja, wie es heißt, ein Diener des Friedens: wie kann er denn nun Rasenden, die einander bekriegen, Waffen in die Hände geben? „Sehr gut, antwortete der Portugiese; denn die wahren Feinde jenes ketzerischen Fürsten haben ihn überredet, sie wollten die Ketzerey ausrotten, und alle verirrte Völker wieder in den Schooß der Kirche zurückbringen. Uebrigens muß er ja den Feinden des Ketzers, da er ihnen die Erhebung auf den päbstlichen Stuhl zu verdanken hat, seine Erkenntlichkeit beweisen. Deshalb weihet er nun den Degen; überdies hat er eine Art von Kreuzzug gegen den Ketzer gepredigt, und nöthigt alle Bonzen, die mit dessen Feinde, dem sogenannten Kaiser, irgend in Verbindung stehen, diesem einen Tribut zu bezahlen, den man sonst immer nur in einem Kriege gegen die Türken erhebt.

Jetzt sah ich, daß der Lama, nachdem er ganz leise einige Worte gemurmelt und einige hieroglyphische Zeichen gemacht hatte, von denen ich nichts verstehen konnte, einen Sprengwedel nahm, ihn in ein Wassergefäß tauchte, und hierauf die Mütze und den Degen damit besprengte. Ich fragte, was das wäre? „Weihwasser, erwiederte der Portugiese, oder Wasser, mit ein wenig Salz und heiligem Oele vermischt. Von dem Augenblick an, da die Mütze und der Degen damit besprengt worden sind, bekommen sie erst ihren ganzen Werth, und machen den General, dem sie zu Theile werden, weise, glücklich und siegreich.“ Ach! rief

rief ich aus, warum hatten wir nicht solche Mützen und Degen, als die Tataren unser Land eroberten! — Dieser General wird also alles unterjochen? — „Er schmeichelt sich sehr mit dieser Hofnung,“ erwiederte der Andre.

Aber, warum führt man denn diesen Krieg? fragte ich. Er antwortete: „damit eine ziemlich nahe an Portugall gränzende Macht in Amerika einen Fisch fangen kann, den man Stockfisch nennt, wird ein Fürst im Norden bekriegt.“ Das ist ja unbegreiflich, erwiderte ich ihm. „Es würde zu lange währen, sagte er hierauf, wenn ich Ihnen den Zusammenhang dieser Sache erklären wollte. Aber wissen Sie nicht, daß man sich bey Kopfschmerzen am Fuße zur Ader läßt? — „Und was haben den Kopf und Füße mit der Politik zu thun? Haben Sie mich deshalb, weil ich ein Sinese bin, nicht zum Besten.“

Indeß wir so mit einander sprachen, hatte der große Lama sich entfernt. Wir giengen nun noch in dem Tempel umher, um seine Schönheiten zu betrachten; denn er ist unstreitig das schönste Denkmal der menschlichen Kunst.

Während der Zeit, daß der Portugiese mich alle einzelne Theile bewundern ließ, näherte sich ihm ein Bonze von seiner Bekanntschaft, und fragte, wer ich wäre. Als er hörte, ich sey ein Sinese, so betrachtete er mich aufmerksam, und sagte öfters: er sieht wirklich sehr Sinesisch aus. Und da er merkte, daß ich ein wenig Italiänisch kann (welches ich von den Jesuiten, Deiner Erhabenheit Mathematikern, gelernt habe,) so fragte er mich, ob ich getauft wäre. Ich an-

antwortete ihm: die Ehre hätte ich nicht. Er wollte nun wissen, ob ich nicht vielleicht Lust dazu hätte. Ich erwiderte: nach dem, was ich gesehen und gehört habe, weniger als jemals. „Ach! wie sehr beklage ich Sie, mein lieber Herr! Das ist Jammerschade! Aber Sie werden verdammt werden! Die Gnade hat Sie an Orte geführt, wo sie sich über Sie ergiessen konnte; aber Sie widerstreben ihr. Ihr Irrthum ist freywillig. Sie werden verdammt werden, mein Herr; Sie werden verdammt werden!“

Ich nahm mir die Freyheit ihn zu fragen: ob er glaube, daß Konfutsi eben das Schicksal haben werde? „Kann man daran zweifeln?“ antwortete mein Bonze. Nun, erwiederte ich, so will ich lieber mit ihm verdammt, als mit Ihnen selig seyn. Und damit trennten wir uns.

Du siehst, erhabner Kaiser, wie sehr Europa sich in allen Stücken von Asien unterscheidet. Die Religion, die Polizey, die Gebräuche, die Politik, alles befremdet mich hier. Vieles scheint mir unbegreiflich. Noch kann ich nicht entscheiden, ob meine Einsichten zu begränzt sind, oder ob sich in die hiesigen Gebräuche wirklich viel Phantastisches mischt, das den Leuten, weil sie daran gewöhnt sind, nicht mehr lächerlich vorkommt. Der Hauptunterschied zwischen den Köpfen der Europäer und den Unsrigen besteht darinn, daß jene sich oft ohne Zurückhaltung ihrer Einbildungskraft überlassen, die sie für Vernunft halten, daß hingegen die, welche das Glück haben, als deine Sklaven geboren zu seyn, den Grundsätzen der gesunden Vernunft und der Weisheit unverbrüchlich treu bleiben.

Sechster Brief.

Der Bonze, der mich taufen wollte, und mich den Tag vorher verdammte, besuchte mich. Er hatte nachgedacht, und ich bemerkte, daß er irgend ein neues Mittel ausgesonnen haben müßte, bey dem er es nicht nöthig fände, auf meine Bekehrung Verzicht zu thun. Er beredete mich, Bekanntschaft mit der gespaltenen Mütze zu machen, die dem großen Lama den Sprengwedel zugereicht hatte. Ich gieng nach seinem Hause, und ward da, wie die Italiäner es nennen, mit puntilio, das heißt mit Ceremonien aufgenommen, von denen wir Sinesen zu unserm Glücke nichts verstehen. Nach mehreren Fragen über mein Land, aus denen mir mehr verachtender Stolz und Unwissenheit, als Höflichkeit und Kenntnisse hervorzublicken schienen, fieng mein Magus an, sich über die Größe seiner Nation auszubreiten. Er erzählte mir weitläufig: seine Landsleute hätten ehemals die ganze Erde erobert, und auch itzt thäten sie, ob sie gleich Priester wären, noch nicht Verzicht auf die Beherrschung der Welt.

Ich konnte es nicht unterlassen, ihm zu erwidern: er thue wohl daran, daß er mir sage: die Italiäner wären ehemals Eroberer gewesen; denn jetzt würde man das in der That schwerlich muthmaßen. Nun fieng er einen langen Diskurs an, wodurch er mir unwiderleglich beweisen wollte: die großen Thaten jener Römer wären nichts, weil sie das nicht gehabt hätten, was er die Gnade nennt; die jetzigen aber überträfen jene bey weitem, denn sie hätten diese Gnade, diese göttliche Vorliebe, und beherrschten Europa durch eine

Art von Blitz, den sie das Wort nennten, und auch durch das, was der Bann hiesse; denn dies schlage alle Könige, sobald sie damit bedrohet würden, zu Boden.

Meine Antwort war: ich fände zwar den Vorzug der jetzigen Römer vor den alten sehr schön; aber wenn das, was er mir von jenem erobernden Volke erzählt habe, Alles wahr sey, so könnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß sie mir sehr ausgeartet schienen, und daß ich die Lorbeerkränze der Alten den Tonsuren der Neueren vorzöge. „Ach, Unheiliger!“ Rief er nun aus, „ich sehe wohl, daß du keinen Geschmack am Himmlischen hast, daß du immer nur ein Sinese, ein Blinder seyn wirst, der ganz an Fleisch und Blut hängt!“ Sinese? erwiederte ich; — nun, das zu seyn, daraus mache ich mir eine Ehre; aber blind? — das ist etwas anders; und ich wette, Sie würden sehr unzufrieden seyn, wenn Ihr gemeines Volk eben so scharfe kleine Augen hätte, wie ich.

„Nun nun, werden Sie nur nicht böse, mein lieber Phihihu, sagte er zu mir. Sie haben Augen, um leibliche Dinge wahrzunehmen; aber ihre Seele kann sich nicht erheben, um das Unkörperliche zu sehen.“ O Bonze, erwiederte ich, Du bist stolz auf den falschen Schimmer, den Du in Deinen Schulen bekommen hast; aber lerne den göttlichen Konfutsi kennen, und du wirst sehen, daß seine Schüler alles das Unkörperliche begreifen können, was den Einsichten unsers schwachen sterblichen Geschlechtes nahe genug liegt.

„Wie, fragte er nun, thun eure Brachmanen das Gelübde der Keuschheit so wie wir?“ Wenn sie es auch nicht thun, so beobachten sie es doch ungefähr auf

eben

eben die Art, wie ihr. An jeder Ecke in dieser prächtigen Stadt begegnet man ja Bastarden von Kardinälen oder Bischöfen; wozu nützen denn nun die Keuschheitsgelübde? Und wenn ihr sie denn auch gewissenhaft hieltet — will der Tien von Verschnittenen bedient seyn? und hat er euch mit unnützen Gliedern erschaffen?

Nun rühmte er mir sehr die Werke eines gewißen Origines, der, wie er sagte, so vollkommen tugendhaft gewesen sey, daß er sich freywillig der Glieder beraubt habe, die ihn nur zu der geringsten Unkeuschheit hätten reizen können. — Wie wohl würde man daran thun, erwiederte ich, wenn man es mit Euch eben so machte; denn es giebt doch keine größere Unverschämtheit, als wenn man sich mit Vollkommenheiten rühmt, von deren Besitze man so weit entfernt ist.

Das mißfiel ihm sehr. „Nein, antwortete er, wir haben nur dazu Kastraten, daß sie in unsern Kirchen Tien's Lob singen müssen. Aber wir nehmen uns wohl in Acht, an uns selbst eine solche Grausamkeit auszuüben; denn ohne Versuchung giebt es kein Verdienst, und ohne Kampf keinen Sieg.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen: hundert tausend Bastarde würden ihn und seines gleichen nicht so verhaßt machen, als die vielen andern Verbrechen, welche die Menge von Bonzen begienge, und welche sein Lama so unverschämt autorisirte.

Mochte er mich nun weniger biegsam finden, als er geglaubt hatte — genug, ich bemerkte, daß sein Gesicht finster ward. Er wagte nun noch den letzten Versuch, und legte mir das Alterthum seiner Kirche als Beweis vor. Ich antwortete ihm das, was ich

von

von meinem portugiesischen Juden gelernt hatte, und sagte dann: wolle ich auch das nicht in Anschlag bringen, daß die jüdische Religion älter sey, als die, deren Alterthum er mir anpreise; so könne ich ihn doch versichern, daß die Religion unsrer Gelehrten noch viel eher da gewesen wäre, als die Jüdische.

Die Unterredung ward nun schläfrig, und ich gieng ganz still meiner Wege. Mein Portugiese besuchte mich, und sagte: er habe entdeckt, daß man mich gar zu gern taufen wolle; der Prälat, bey dem ich gewesen sey, habe sich durch meine Bekehrung berühmt zu machen gehofft, und es kränke ihn im Grunde äusserst, daß er seine Hoffnung fehlgeschlagen sehe.

O erhabner Kaiser, sieh, was ich bereits für Deinen Dienst gewagt habe! In Konstantinopel wegen eines Ziegenbocks gesteinigt, in Rom von der Inquisition verbrannt, und, was noch schlimmer ist, gar getauft zu werden, da ich im Begriffe stehe, aus dieser Stadt abzureisen.

Ich rechne darauf, Rom in wenigen Tagen zu verlassen, und nach einem Königreiche zu gehen, das man Frankreich nennt, und wo, wie man sagt, schöne Sachen zu sehen sind. Von da will ich dann durch Spanien, England und Deutschland über Konstantinopel zurückreisen, und Dir Bericht von allen den Sonderbarkeiten abstatten, die ich auf einer so langen Reise bemerken werde.

Brief

eines Feldpaters bey der österreichischen Armee an den Hochwürdigen Pater Superior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Main, worinn man die List und die strafbaren Mittel aufdeckt, deren der König von Preußen sich bedient hat, die Schlachten bey Liegnitz und Torgau zu gewinnen.

1760.

Hochwürdiger Vater! Ew. Hochwürden sind mit Recht höchlich erstaunt, wenn Sie bedenken, daß der König von Preußen in diesem Feldzuge die beyden Schlachten gewonnen hat, die nun alle gegen ihn entworfenen Projeckte seiner Feinde zerstört, ja noch überdies, wie es scheint, die Versicherung lächerlich gemacht haben, die der Wienerhof allen europäischen Höfen gegeben hatte. Ew. Hochwürden wissen nemlich, daß der letztere, als der König von Preußen die Belagerung von Dresden aufhob, um Schlesien zu befreyen, in Versailles, Warschau und Petersburg erklären ließ: noch vor Ende des Julius werde keine preußische Armee existiren, und der König werde weiter kein Hülfsmittel mehr übrig haben, als sich in Magdeburg einzuschliessen, oder sich in Stade einzuschiffen, um nach London zu gehen. Allenthalben, wo österreichische Gesandten sind, in Madrid, Turin und Neapel, führte

man

man eben die Sprache. Man wollte dem Publikum sogar schon im Voraus die Freude machen, diese große Neuigkeit zu erfahren, und man belehrte es durch die Zeitungen: der König von Preußen könne, da er von vier Armeen umringt sey, unmöglich nach Schlesien dringen, und müsse den vielen Feinden, die ihn umgeben, nothwendig erliegen. Diese vier Armeen waren die Daunsche, und die drey große Korps der Generale Lascy, Laudon und Beck. Man hätte noch eine fünfte mitrechnen können, nemlich die Russische, die bey Glogau stand.

Der König von Preußen sah wohl ein, daß er sich in der äußersten Gefahr befände. Er hatte, wie das bekannt und ausgemacht ist, nicht mehr, als fünf und dreißig tausend Mann bey sich, die auf allen Seiten von neunzig tausend Oesterreichern gedrängt wurden. Ja, man machte damals in allen Wiener- und Reichszeitungen die Armee noch viel größer, ob sie sich gleich genau gerechnet nur auf neunzig tausend belief. In einer so kritischen Lage glaubte der König nicht, daß alle die Hülfsmittel, die er so oft in seinem Kopfe und in seiner Standhaftigkeit gefunden hatte, ihn aus der Verlegenheit bringen könnten; und er entschloß sich daher, sich auf Kosten seines Heils und seiner Seelenruhe aus der Sache zu ziehen. Wir haben aus einem Briefe von seinem Feldprobste, der von unsern Husaren aufgefangen worden ist, das gesehen, was ich Ewr. Hochwürden nun erzählen will.

Diesem Briefe zufolge, der an einen Professor des joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin geschrieben ist, scheint der König in einer kleinen Stadt, nahe bey

Liegnitz

Liegnitz, einem Manne begegnet zu seyn, den man für einen Philosophen ausgab, der aber im Grunde nur ein gefährlicher Zauberer war. Man versichert sogar, er arbeite an der Encyklopädie, und habe den Artikel Magie in diesem höllischen Buche gemacht. Der König freute sich über diese Entdeckuug, fragte, trotz den gottseligen Vorstellungen seines Beichtvaters, jenes Werkzeug Beelzebubs um Rath, und erhielt von ihm folgende Antwort: „Sire, eine unbeschränkte Macht, die stärker ist, als alle menschliche Kräfte, hindert es, daß Sie jemals den Feldmarschall Daun besiegen können. Er ist gegen alle ihre List gedeckt, und die Kraft ihrer Waffen vermag nichts gegen den Hut und gegen den geweiheten Degen, mit denen der Oberpriester in Rom ihn geschmückt hat. Aber es giebt noch ein Mittel, Sie aus der Sache zu ziehen. Wenn Sie nicht gegen diesen General fechten, der unter dem päbstlichen Biret sicherer ist, als Achill in Vulkan's Rüstung, so kann Ihnen der Beystand der Hölle nützlich seyn. Beelzebub wird Ihnen den Sieg verleihen; aber dieser Oberste der Teufel ist, wie die Finanziers und wie die Operistinnen: für nichts thut er nichts. Sie müssen also, nach der hergebrachten Gewohnheit, einen Vertrag mit ihm machen, daß Sie ihm nach Ihrem Tode Ihren Leib und Ihre Seele übergeben wollen. Sie wissen, Sire, daß der berühmte Marschall von Luxemburg alle die großen Siege, die er erfocht, nur einem ähnlichen Vertrage zu verdanken hatte, und daß man mitten an dem glänzenden Hofe Ludwig's XIV. und in jenem so gepriesenen, so philosophischen Jahrhunderte, ihm als Zauberer

derer den Prozeß machte: warum wollten Sie Sich nun fürchten, dem Beyspiele dieses großen Mannes zu folgen?“

Den König von Preußen überraschte der Vorschlag des Zauberers; er behielt die Furcht, die er von Natur und von jeher vor dem Teufel gehabt hat, und konnte sich nicht zu dem vorgeschlagenen Vertrage entschliessen. Daher gab er zur Antwort: wenn es keine andre Mittel zu siegen gebe, als sich an die Hölle zu wenden — das scheine ihm noch schwerer, ja unmöglicher, als die sämtlichen Mittel, deren er sich bisher bedient habe, seine Feinde so vielemale zu schlagen.

„Nun wohl, sagte der gefährliche Philosoph; Sie können doch von Beelzebub Nutzen haben, wenn Sie ihm zwanzig Personen geben, über die Sie Herr sind.“ Mit Unterschied, erwiderte der König; versteht Ihr unter Personen, über die ich Herr bin, meine Unterthanen — die habe ich nach meinen besten Kräften immer als ein Vater zu behandeln gesucht, und werde gewiß nie einen davon dem Teufel geben. Aber wenn Beelzebub sich mit einigen fremden Mönchen begnügen will, die in meinen Staaten befindlich sind, so soll er zwanzig schlesische Jesuiten haben, und die kann er denn in jener Welt an Jean Chatel's, Guignard's, Malagrida's und anderer Jesuiten Seite setzen, welche Könige ermordet haben. „Sehr gut, erwiderte der Philosoph, wenn nur die Unterthanen der Hölle sich vermehren, auf welche Art es auch geschehen mag; so ist Beelzebub immer zufrieden.“

Nun sagte der Zauberer den Anfang von Lockens Kapitel gegen die angebornen Ideen her. — Bey dem

Reci-

Recitiren eines so höllischen Werkes erschien der Teufel auf der Stelle, und sagte zu dem Könige: „Dein Geschenk wird von mir angenommen; geh, greife Laudon an! So tapfer und erfahren dieser General auch seyn mag, so sollst Du doch den Sieg davon tragen. Ich werde deine Truppen beseelen, und du wirst sehen, daß die sprichwörtliche Redensart: sie haben sich geschlagen wie die Teufel, wirklich im eigentlichen Sinne wahr seyn wird."

Ew. Hochwürden wissen das Uebrige von dieser verhaßten Geschichte. Der König schlug am folgenden Tage den General Laudon, und erfocht einen Sieg, der ganz Schlesien frey machte. Der Wiener Hof erfuhr wenige Tage nachher durch den erwähnten aufgefangenen Brief die Ursache dieses Sieges; aber der Schonung und dem Wohlstande zufolge, den er in den Schriften, die von ihm gegen jenen Fürsten bekannt gemacht worden sind, immer beobachtet hat, begnügte er sich, in die Zeitungen setzen zu lassen: der König verdanke seinen Sieg nur der Nachricht, die ihm ein gewisser von der östreichischen Armee weggegangener Offizier gegeben habe. Man hat diesen Offizier nie bey Namen genannt und ihn immer nur unbestimmt bezeichnet; denn hätte der Wiener Hof ihn kenntlicher machen wollen, so würde er den Teufel haben nennen müssen.

Da der König von Preußen aus dem Beystande der Hölle einen so großen Vortheil gehabt, so dachte er darauf, den Zauberer, durch den er ihn bekommen hatte, immer bey sich zu behalten; und da er wußte, daß die Philosophen die Länder lieben, in denen sie

dessen geniessen, was sie eine anständige Ruhe nennen; so versicherte er diesen boshaften Menschen: wenn er bey ihm bleiben wolle, und nur die göttlichen und menschlichen Gesetze ehre; wenn er ferner gegen Fürsten, ob sie gleich des Königs Feinde wären, den Respekt beobachte, der gekrönten Häuptern gebühre: so solle er niemals verbrannt werden, wie die Juden in Portugall und Spanien, auch nicht in die Inquisition kommen, wie Galilei in Italien, selbst dann nicht, wenn er behauptete, die Päpste hätten bisweilen ganz nackende Mädchen vor sich tanzen lassen, um Dero melancholische Heiligkeit aufzuheitern. *)

Ver-

*) Ein Augenzeuge, der Ceremonienmeister bey dem Pabste Alexander dem Sechsten war, sagt von diesen päbstlichen Vergnügungen folgendes: „Am letzten Sonntage des Monats Oktober aßen fünfzig honette Frauenzimmer, die man Kurtisanen nennt, Abends mit dem Herzog von Valentinois auf seinem Zimmer in dem apostolischen Pallaste. Nach der Mahlzeit sangen und tanzten sie, Anfangs bekleidet, hierauf aber ganz nackend, mit den Domestiquen und den Gästen des Herzogs. Man setzte mehrere Leuchter mit großen Lichtern auf die Erde, und warf vor ihnen Kastanien hin, welche dann die nackenden Kurtisanen auflasen, wobey sie auf Händen und Füßen zwischen den Lichtern durchgiengen. Der Pabst, der Herzog und Lukretia, seine Schwester, waren bey dieser Lustbarkeit zugegen, und sahen zu. Endlich setzte man seidene Stoffe, kostbare Stiefel und mehrere andre Sachen für diejenigen aus, welche die meisten von diesen Kurtisanen — erkennen würden. Diese wurden dann vor den Augen aller Anwesenden — erkannt, und die, welche in dem Wettkampfe gesiegt hatten, erhielten die ausgesetzten Preise.“

Ich mildre die lateinischen Ausdrücke noch. Hier sind sie im Original: Dominica ultima mensis Octobris in

sero

Vermittelst seines Zauberers benutzte nun der König von Preußen seinen Sieg, hinderte den Feldmarschall Daun, Schweidnitz zu belagern, und trieb ihn in die Berge. Dieser General befand sich dort in einer sehr übeln Lage, als der Einfall der Russen in die Mark Brandenburg, und das östreichische Korps unter dem General Lascy, das zu ihnen stieß, den König nöthigten, seinen kurfürstlichen Staaten zu Hülfe zu eilen, und den Feldmarschall Daun befreyeten.

Der

---

sero fecerunt cœnam cum Duce Valentinensi, in camera sua in Palatio apostolico, quinquaginta meretrices honestæ, Cortesianæ nuncupatæ, quæ post cœnam chorearunt cum servitoribus & aliis ibidem existentibus, primo in vestibus suis, deinde nudæ. Post cœnam posita fuerunt candelabra communia mensæ cum candelis ardentibus, & projectæ ante candelabra per terram castaneæ, quas meretrices ipsæ super manibus & pedibus nudæ candelabra prertranseuntes colligebant, Papa & Duce & Lucretia sorore præsentibus & aspicientibus. Tandem exposita dona ultimo, diploides de serico, paria caligarum, bireta & alia, pro illis, qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent: quæ fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatæ arbitrio præsentium, & dona distributa victoribus. „Specimen historiæ arcanæ sive anec„dotæ de vita Papæ Alexandri VI, seu excerpta ex „Diario Joannis Burchardi Argentinensis, Capellæ „Alexandri VI, Papæ Clerici, ceremoniarum Ma„gistri, Pag. 77.

Der König von Preußen befand sich in neuen beynahe unüberwindlichen Schwierigkeiten; er mußte einen Weg von achtzig Stunden mit erstaunlicher Geschwindigkeit zurücklegen. Wie konnte er nun diesen Marsch machen, da der Feldmarschall Daun ihm auf dem Fuße nachfolgte, und ihn während des ganzen Weges mit einer beträchtlich stärkeren Armee zu harceliren und ihn jeden Augenblick aufzuhalten im Stande war. Der Teufel hatte wieder Antheil an diesem Marsche,

So stark auch diese partie de plaisir für den Statthalter Gottes auf Erden scheint, so werden doch alle denkende Menschen der Meynung seyn: ein Papst, der nackende Mädchen tanzen läßt, sey für das menschliche Geschlecht und für alle bürgerliche Gesellschaften weit weniger gefährlich, als ein andrer, der Königsmörder in Schutz nimmt, den es aufbringt, daß ein Fürst seine Mörder bestrafen will, der einen hochachtungswürdigen Senat insultirt; Rebellen durch die Finger sieht, und sie gegen ihren rechtmäßigen Souverain begünstigt; der, anstatt über einen Krieg zu seufzen, durch den in Europa so vieles Blut vergossen wird, seine Flamme noch anfacht und nährt; der Fürsten, die sich von seiner Kommunion getrennt haben, insultirt, sie gegen den Katholicismus erbittert, und christlichen Generalen, damit sie andre Christen bekriegen sollen, eben die Unterscheidungs- und Religionszeichen giebt, die sonst nur denen vorbehalten waren, welche die Türken bekriegten. Ein einziger Pabst dieser Art schadet der Menschheit mehr, als alle Päbste, die schon gelebt haben, oder noch in künftigen Jahrhunderten leben können, und wenn sie auch alle Tage zweymal nackende Kartisanen tanzen, auf Händen und Füßen gehen und Kastanien auflesen liessen. Der heilige Geist muß sich doch sehr wundern, wenn er sein Sprachrohr, und den Mund, durch den er spricht, mit quinquaginta meretricibus honestis siehet.

sche, den die Preußen und ihre Anhänger so preisen. Beelzebub ward von neuem citirt. Er kam dem Könige zu Hülfe, und um ihn aus der Sache zu ziehen, ließ er mehrere Legionen Teufelchen, von denen jeder mit einem Blasebalg versehen war, aus der Hölle hervorgehen. Diese fuhren nun den Soldaten in den H . . . . n, und jagten sie eben so geschwind fort, wie Schiffe, die den günstigsten Wind haben. Dies ist uns von mehreren apostolisch-römisch-katholischen Deserteurs entdeckt worden, die von dem allzustarken Blasen die Kolik bekommen und daher wohl eingesehen hatten, daß ihr geschwinder Marsch ein Werk des Teufels sey.

Die Nachricht von der Annäherung des Königs von Preußen nöthigte die Russen und Oestreicher, das Brandenburgische zu verlassen. Da dieser Fürst unterweges den Zurückzug seiner Feinde erfuhr, so rückte er in Sachsen ein. Kaum befand er sich da, so mußten die Reichsarmee und das wirtembergische Korps sich zurückziehen. Es war ihnen nemlich unmöglich, den Schwefeldampf zu ertragen, den die preußischen Truppen aushauchten. Die Kommunikation, die sie unterweges mit ihren Geleitsmännern, den Teufeln, gehabt hatten, gab ihrer Physionomie so etwas Höllisches, daß zwey Armeen, die sieben Monate lang mit der Eroberung von Sachsen zugebracht hatten, in weniger als fünf Tagen durch eine Handvoll ketzerischer Husaren daraus verjagt wurden. Ohne Zweifel waren in ihre Leiber Teufel gefahren, und man hatte nicht den Vertrag gemacht, daß die heiligen Truppen der Bischöffe von Mainz, Trier, Kölln und Bamberg mit denen

etwas sollten zu schaffen haben. Non sunt miscenda sacra profanis. Hätte hierbey nicht Satan sein Werk gehabt — wer könnte dann glauben, daß die Preußen so kühn gewesen seyn würden, der Reichs-Exekutions-Armee nicht nur zu widerstehen, sondern sie auch, wie der Wind die Wolken, zu verjagen? Man darf nur die Tagebücher lesen, die sieben Monate hindurch über die Unternehmungen und Thaten dieser furchtbaren Armee in allen Zeitungen bekannt gemacht worden sind; so wird man sehen, ob die Franzosen unter dem großen Conde oder die braven Oestreicher unter dem Prinzen Eugen jemals etwas Glorreicheres gethan haben.

Da die Reichsarmee und das Korps Wirtemberger sich zurückzogen, so hatten die Oestreicher allein Sachsen zu vertheidigen. Sie glaubten, das unüberwindliche Lager unter Torgau besetzen zu müssen, in welchem der General Hülsen sich mit einer Handvoll Leute den halben Feldzug hindurch gegen die Reichsarmee, die über fünf und dreißig tausend Mann stark war, brav gehalten hatte. Die Oestreicher wissen wohl, daß der König von Preussen, ob er gleich Krieg gegen sie führt, doch ihrem Werthe so gut Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie jeder andre; sie erwarteten also nicht, daß dieser Fürst so kühn seyn würde, sie anzugreifen. Aber er that es doch, und nöthigte die Oestreicher, die wichtige Stadt Torgau zu verlassen, wieder über die Elbe zu gehen, sich hinter die Stadt Dresden zurückzuziehen, einen Marsch von eilf Meilen zu machen, der ihnen viele Leute gekostet hat, und endlich ihm ganz Sachsen, die Stadt Dresden ausgenommen, einzuräumen.

Hier werden Ew. Hochwürden nun sogleich alle Gaukeleyen der Hölle, alle Kunstgriffe Satans und kurz die allerteufelischsten Kriegeslisten des bösen Feindes sehen.

Den dritten November, Nachmittags um zwey Uhr, fieng der König diese berühmte Schlacht an, und zwar gegen den Willen seines Zauberers, der die Macht des päbstlichen Hutes und Degens in ihrem ganzen Umfange kannte, und daher den König versicherte, er würde zurückgeschlagen werden. Dies geschah auch wirklich, und der Berliner Hof gesteht in dem Berichte, den er bekannt gemacht hat, daß die Preußen, ungeachtet ihrer Unerschrockenheit, in den beyden ersten Angriffen von den Oestreichern mit vieler Tapferkeit zurückgeworfen worden sind. Aber eben dieser Bericht versichert: der dritte sey den Preußen so gut gelungen, daß die Oestreicher nachher eine gänzliche Niederlage erlitten, sich von dem Schlachtfelde entfernt, und bey Nacht über die Elbe zurückgezogen, die Stadt Torgau mit den darinn befindlichen Magazinen aber den Preussen überlassen, die sich dann mit Anbruch des Tages ihrer bemächtigt und noch viele Gefangene darinn gemacht hätten, die achttausend nicht mitgerechnet, die ihnen am Tage der Schlacht in die Hände gefallen wären.

Obgleich die Hauptsache in dieser Erzählung wahr ist, so sind doch die Umstände gänzlich verändert und verfälscht. Der Wiener Hof läßt also mit Recht in den Zeitungen bekannt machen: die Oestreicher hätten den Sieg erfochten, die Preußen aber ihre Vortheile erst mitten in der Nacht erhalten, als man nicht das Mindeste mehr habe unterscheiden können. Dies scheint

 auf

auf den ersten Blick unglaublich; aber hören Ew. Hochwürden nur, wie es zugegangen ist.

Die Preussen wurden zweymal zurückgeschlagen, und beyde Angriffe endigten sich gegen Sonnenuntergang. Ew. Hochwürden wissen, daß der Teufel der Herr der Finsterniß ist. Kaum sank der Stern des Tages am Horizont herunter, als des Teufels Macht anfieng, die Oberhand über den heiligen Vater zu gewinnen. Mehrere von unsern Offizieren merkten dies bey dem dritten Angriff der Preussen, und stellten dem Feldmarschall Daun vor: es wäre zu fürchten, daß der geweihete Hut und Degen ihre Kraft verlieren möchten. Aber dieser General, der (unter uns gesagt) immer mehr auf seine Tapferkeit und seine militairischen Talente, als auf das kirchliche Geschenk gerechnet hat, über das er sich im Grunde seines Herzens aufhielt, wollte das Gefecht fortsetzen. Sein Mangel an Frömmigkeit und Glauben ward bald bestraft; und er bekam eine schwere Wunde.

Indeß vergrößerte der Vortheil der Preußen sich doch nicht. Vergebens behaupteten sie, noch vor völligem Einbruch der Nacht einen vollständigen Sieg erfochten zu haben. Mögen sie immer protestiren und sagen: „wie hätten wir denn fünfzig Kanonen, neun und zwanzig Fahnen und eine Standarte erobern, ferner achttausend Mann, zweyhundert und sechzehn Offiziere und vier Generale zu Gefangnen machen können, und das alles, ohne eine Hand vor Augen zu sehen? Glaubt man denn, daß die preußischen Offiziere und Soldaten Nachteulen sind?“ Auf diese schlechten Einwürfe muß man antworten: man hält die Preußen

nicht für Nachtvögel, aber wohl für Werkzeuge des Teufels. In der That war dieser böse Geist, da die päbstliche Macht ihn nicht mehr in der Finsterniß hielt, einzig und allein die Ursache des Sieges. Er befahl allen den Teufelchen, welche die Preußen auf dem Wege von hinten fort getrieben hatten, ihnen auf die Nasen zu steigen und sich in Brillen zu verwandeln. Durch deren Beyhülfe trugen denn die boshaften Ketzer über die unglücklichen Oestreicher, die keinen Stich sehen konnten, alle die Vortheile davon, von denen sie nun so reden.

Aus dem, was ich die Ehre habe, Ewr. Hochwürden zu sagen, sehen Dieselben wohl, daß unsre Zeitungen und unsre Staatsminister mit Grund bekannt machen liessen: nur die gänzliche Dunkelheit der Nacht und die Unmöglichkeit etwas zu sehen, wären an den Vortheilen der Preußen Schuld gewesen. Denken Sie nur, Hochwürdiger Vater, in welch einer widrigen Lage die Anhänger der guten Sache sind. Die wenige Religion des Königs von Preußen zwingt uns nun, bey Tage ohne Nutzen den Truppen zu folgen, welche durch die Teufel von hinten fortgetrieben werden, und bey Nacht gegen Soldateu zu kämpfen, von denen jeder einen Teufel auf der Nase reiten hat. Wenn das so fortgeht, so fürchte ich sehr, wir werden alle unsre Plane zur Erniedrigung, ja zur Ausrottung der Ketzerey scheitern sehen. Wie sehr müssen wir befürchten, daß der König von Preußen die Prinzen, seine Brüder, dahin bringt, eben solche Zauberer zu werden wie er selbst? Welch ein Nachtheil wäre es nicht für die gute Sache und für die Ausbreitung der heil. röm. Kirche,

 wenn

wenn der Prinz Heinrich mit der weisen Tapferkeit, durch welche die Plane des Feldmarschalls Daun (so ein guter General er auch ist) und der andern östreichischen Kommandöre so oft gescheitert sind, auch noch den Beystand der Magie vereinigte, und wenn er mit Ulysses Weisheit und Achilles Muth, die er beyde schon hat, auch noch Merlin's Zauberwissenschaft verbände!

Um so großen Uebeln vorzubeugen, wäre es, glaube ich, rathsam, dem Publikum den ganzen Gräuel von Gaukeleyen, Blendwerken und Zaubereyen bekannt zu machen, deren der König von Preußen sich bedient hat, und deren er sich ohne Zweifel noch bedienen wird, um seine Plane auszuführen. Dieser Brief, den ich die Ehre habe, Ewr. Hochwürden zu schreiben, wird dazu dienen, jenen ruchlosen König in Verwirrung zu setzen. Vielleicht macht die Schande, in ganz Europa als ein Zauberer bekannt zu werden, daß er seinem sündlichen Umgange mit den Teufeln entsagt. Wenn das nicht hinreicht, so muß man den römischen Hof um ein Jubiläum bitten, um bey dem Himmel zu bewirken, daß der Feind der guten und heiligen Sache sich künftig weder des Teufels, noch eines Zauberers, ja nicht einmal seines Genies bedienen kann, dessentwegen man ihn in großen Gelegenheiten, trotz seiner Magie, eher für einen Engel, als für einen Teufel halten sollte. Ich habe die Ehre, Hochwürdiger Vater, mit aller Ehrfurcht zu seyn

Ewr. Hochwürden

ergebenster und gehorsamster Diener
der Abbe Persifle,
Feldpater bey dem Neupergischen Regimente.

Scherz-

Scherzhafte Aufsätze.

Mandat
Seiner Hochwürden Gnaden des Bischofs von Aix, enthaltend ein Verdammungsurtheil gegen die ruchlosen Werke des sogenannten Marquis d'Argens, und dessen Verbannung aus dem Königreiche erkennend.

1766.

Johannes Baptista Antonius de Brankas durch die Barmherzigkeit Gottes, und durch die Gnade des heiligen Stuhls Bischof von Aix, Heil und Segen allen Gläubigen unserer Diöcese!

Jesus Christus, meine theuren Brüder hat gesagt: es werden falsche Propheten und falsche Christi unter euch aufstehen; denen sollt ihr nicht glauben. Der grosse Apostel der Heiden sagt an einem andern Orte: es werden in den letzten Zeiten Menschen aufstehen, stark in Irrthümern, und die Gemeine verführen. Dünkt euch nicht, meine theuren Brüder, daß wir in dem Jahrhundert leben, welches die heilige Schrift so deutlich bezeichnet? Geht diese unglückliche Weissagung in unsern Tagen nicht ganz augenscheinlich in Erfüllung? Der Sinn, welchen die vom Geiste Gottes getriebenen Schriftsteller, mit den Worten: fal-

falsche Propheten, falsche Christi, und Menschen stark in Irrthümern, verbinden, darf euch nicht erst erklärt werden. Es sind jene reissenden Wölfe, die mit blutdürstigem Zahn unter die Schäflein des Herrn einbrechen; es sind jene verkehrten Seelen, jene Geister der Finsterniß, die einen traurigen Trost darinn finden, sich Genossen bey den unaussprechlichen Qualen zu verschaffen, die sie leiden. Sie zeigen sich unter mancherley Namen, sind aber allzumal von einer Schaar: hochmüthige Mathematiker, die mit ihrem Zirkel die Erde ausgemessen zu haben glauben, und nun unsre Glaubenslehren unter ihre Formeln und ihre Wahrscheinlichkeitsrechnungen bringen wollen; freche Encyklopädisten, welche alle Gründlichkeit des Geistes verloren haben, da sie seine Oberfläche zu weit ausbreiteten; enthusiastische Philosophen, welche der Kirche frech Hohn sprechen, um von Ungläubigen und Ruchlosen Beyfall einzuerndten. Das, meine Freunde, sind die gefährlichen Feinde, die uns drohen.

In den verflossenen Jahrhunderten widerstanden gottselige Monarchen den Werkzeugen, deren der böse Feind sich bedient, um die Menschen zu verderben, und wußten sie strenge zu bestrafen: es waren in den Städten heilige Blutgerüste aufgeführt, auf denen die Feinde Gottes den gerechten Sold ihrer Empörung bekamen. Seitdem ein unseliger und verdammlicher Geist der Toleranz, oder besser, der Laulichkeit, in dem Rathe der Fürsten herrscht, steht die Ketzerey wieder aus ihrer Asche auf, Irrthümer verbreiten sich, Gotteslaügner kommen zu Ansehn, und der wahre Gottesdienst geht gänzlich verloren und zu Grunde. Da der

Un-

Unglaube also kein Gebiß mehr hat, das ihn im Zaum hielte, so schwillt er von Hochmuth auf, erhebt frech seine Stirn, und untergräbt offenbar den Grund unsrer Tempel und unsrer Altäre. Wie es scheint, strengen die verbündeten Mächte der Hölle ihre letzten Kräfte an, den Thron des unbefleckten Lammes umzustürzen und zu zerstören. Und welcher Waffen bedient sich der Feind des menschlichen Geschlechtes, um uns zu bekämpfen? Der Vernunft. Ja, der Vernunft, meine theuren Brüder; sie setzen die menschliche Vernunft der göttlichen Offenbarung entgegen; die Weisheit der Philosophie der Thorheit des Kreuzes; Vernunftgrundsätze den Offenbarungen; physische Entdeckungen den erhabnen Wundern; ihre ausstudirte Bosheit der evangelischen Einfalt, und ihre Eigenliebe der priesterlichen Demuth. Der Geist des Schwindels beherrscht sie so sehr, daß Gotteslästerungen in ihrem Munde für Scherze gelten, und daß die göttlichen Mysterien auf alle Weise angegriffen, ungereimt genannt und lächerlich gemacht werden. Aber der Ewige, der in seiner Hand noch eben den Blitz hat, mit dem er die rebellischen Engel in den Abgrund der Qualen stürzte, ist schon bereit, mit seiner rächenden Hand eben die Pfeile auf sie abzuschleudern. Was sage ich, meine theuren Brüder? Er hat es ja schon gethan. Betrachtet nur die Landplagen, die auf unsre Häupter hereingebrochen sind. Erinnert euch an die Verwüstungen jenes wilden Thieres, dessen würgesüchtige Kehle unaufhörlich sich mit Menschenblut tränkte, und seine Raserey nur durch die Entvölkerung dieser Provinz zu besänftigen schien. Dies Ungeheuer war noch nicht damit zufrieden, seine Wuth

an den Bewohnern des Landes auszulassen; nein, es trieb auch unsere Vertheidiger in die Flucht, jene Helden, jene Dragoner, die sich im Innersten von Deutschland und in denen fernen Gegenden glorreich bekannt machten, wohin wir unsere Waffen verbreiteten. Ach! meine Brüder, ist das Zeichen, das Gott euch giebt, wohl zweifelhaft? Lehrt es nicht, daß ihr den Feind eures Heils in eure Mauern und bey euren Herden aufgenommen habt?

Aber Gott läßt es nicht dabey bewenden, daß er euch diese handgreiflichen Merkmale von unsern Gefahren giebt; er zerrüttet die Natur, kehrt die Ordnung der Jahreszeiten um, und schickt uns hyperboräische Winde, die unsre Felder dürr machen, und durch die unsre Flüsse erstarren. Die Rhone frieret zu; erstarrende Kälte verstümmelt die Glieder der unglücklichen Wanderer, und die dicke Luft, die sich nicht mehr athmen läßt, erstickt sie selbst. Umringt von diesem schrecklichen Schauspiel, fühlen wir unser Innerstes zu Mitleid gegen unsre Brüder bewegt, und gerechte Furcht macht, daß wir für uns selbst ein eben so unglückliches Schicksal befürchten.

Das ist noch nicht alles. Jene sonst blühenden Hügel, wo fleissige Hände einen dankbaren Boden baueten; jene Weinberge, jene Oelbäume, die Quellen und Ursachen unsers Reichthums, sind von der strengen Jahreszeit zerstört und künftig unfruchtbar, wie der Feigenbaum im Evangelium, der verflucht ward, fürder keine Früchte zu tragen. Das sind die starken Zeichen, deren der Ewige sich bedient, den Völkern seinen göttlichen Willen zu verkündigen! Ein wildes

Thier,

Thier, das die Menschen verschlingt — das ist der Feind eures Heils, welcher suchet, daß er eure Seelen stürze in ewiges Verderben. Uebermäßige Kälte, welche die Glieder erstarrt und Elende in das Grab bringt — das sind die Werke der Ungläubigen, die den Glauben der Frommen kalt machen, erstarren und erlöschen. Die verdorrten Oelbäume sind die Unglücklichen, die der Irrthum verderbt, und die nicht mehr tragen werden Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit.

O, daß doch der Schleyer, der eure Augen bedeckt, abfiele oder zerrisse! Hephata! daß der Blinde das Licht seiner Augen wieder bekäme! Sehet, meine theuren Brüder, den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's gegen euch entbrannt, wie ehemals gegen sein Volk, als die Stadt, wo er seinen Tempel hatte, entweihet wurde und Gräuel der Verwüstung war an heiliger Stätte. Ja, Gräuel ist unter uns; der giftige Hauch eines Ungeheuers steckt unsre reine Luft an; es erregt und bringt uns den göttlichen Zorn. So wie der ruchlose Ahab alle Geisseln, die ihn trafen, auf sein Geschlecht brachte, so bringt dieser Höllenbrand alles Unglück auf uns. Es hat aber dieser Mensch eine unendliche Biegsamkeit des Geistes, so wie eine tiefe Bosheit, die durch die Weltweisheit noch listiger geworden ist. Durch hartnäckigen Unglauben geleitet und durch ein verführerisches Ingenium unterstützt, hat er sich zu einem Feinde der Sache Gottes erklärt. Wie ein neuer Proteus, verwandelt er sich und nimmt immer neue Gestalten an. Bald als Jude, bald als Sinese, bald als wäre er in der Kabala eingeweihet, speyet er seine schrecklichen Gotteslä-

lästerungen aus. Dann nimmt er die Wendung, daß er Kommentare schreibt, und läßt den Ocellus und den Timäus von Lokris anstößige Dinge denken und sagen, die ihnen niemals in den Sinn gekommen sind. Eben dieser Mensch ist jetzt von den nordischen Himmelsstrichen, von den äußersten Enden jenes Preußens ausgeworfen, wo der Unglaube und die falsche Weisheit der Welt ihren Sitz aufgeschlagen haben, und befindet sich mitten unter uns; wo er, gleich dem Feinde des menschlichen Geschlechtes, auf allen Seiten seine Netze ausspannt, auf daß sein Raub in die Schlingen fallen möge, die er ihm gelegt hat.

Gott hat zu seinem Volke gesagt: „Brechet jeden Bund mit dem Ruchlosen, oder ich breche meinen Bund mit euch und euren Kindern. Rottet aus die Frevler und Abgötter, d. i. die Philosophen.“ Eben die Worte richte ich an euch, meine theuren Brüder. Duldet den Feind eures Heils nicht in eurer Mitte! Laßt ferne Lande seyn zwischen euch und dem, der euren Glauben untergraben will! Mauern müssen euch trennen von diesem Genossen Belial's, von diesem Bruder des Geistes, der in der Finsterniß herrscht, von diesem Sohne Lucifer's, der in den Abgründen der Qualen brüllt, wenn er den Kindern der Kirche Uebels zufügen kann. Oder bewaffnet vielmehr eure Arme, wie jene tapfern Leviten, die in Heiligkeit mordeten, und ihre Brüder in der Wüste umbrachten! Reiniget die Schlösser d'Argens und Eguilles von dem Anblick des Unreinen, der sie befleckt! rottet aus der Zahl der Lebendigen diesen Geist, der sich gegen die Kirche empört! — Ihr werdet für die Kirche kämpfen. Streiter des lebendigen Gottes, ihr werdet seine Sache schützen! Dann wird

die-

dieses glückliche Land wieder schöne Tage sehen; die Ungeheuer werden verschwinden, die Jahreszeiten in ihren rechten Gränzen bleiben, und dieses geliebte Volk wird, mit dem Schilde des Glaubens bedeckt, gesichert seyn vor den vergifteten Pfeilen, welche der Unglaube zu ihrem Verderben abschießt. Ein strafbares Opfer wird den Zorn des Himmels stillen. Nach dieser heiligen und seligmachenden Härte, werden wir wieder mit dem Ewigen versöhnt seyn, und ihm Gesänge singen in der Einfalt unsers Herzens, und in dem frommen Unverstande unsers Geistes. Dann können wir in vollkommner Blindheit seine unbegreiflichen Geheimnisse im Glauben und im Geiste anbeten. Die wilden Thiere werden vor unserm Eifer Ehrerbietung haben; die Hyänen durch Weihwasser verjagt werden; unser lebendige und brünstige Glaube wird den Winter mildern, Berge versetzen und unsre Oelbäume wieder grün machen. Schon machen die kalten Nordwinde sanften Zephyrn Platz; die Bäume schlagen aus und ihr stolzer Gipfel bedeckt sich mit Früchten. Die Verheißungen, die der Ewige seinen Kindern gegeben hat, gehen in Erfüllung; er wird euch mit seinen Gaben überhäufen; eure Keller werden reichlich voll Oel und eure Keltern voll Weines seyn; ihr werdet das Fleisch eurer Feinde essen, und eure Kinder werden zahlreich euren Tisch umgeben, wie die zarten Weinreben, die in unsern fruchtbaren Bergen Lauben bilden.

Zuletzt meine theuren Brüder, habe ich euch denn noch bey der Barmherzigkeit Gottes zu beschwören, daß ihr mit Eifer und mit frommen Triebe in der Verfolgung des Ruchlosen verfahrt, auf dessen Ausrottung das Ende unsers Unglücks und der Segen des Himmels beruhet.

Die Kirche ist ein unerschütterlicher Felsen, an dem die Wogen des Irrthums zerschellen, ohne ihn zu verletzen. Haltet euch, meine theuren Brüder, an diesen Felsen, an diese sichre Freystatt, und euer Glaube wird siegreich die verwegne Weisheit der Welt und die stolze Vernunft zu euren Füßen hingestreckt sehen.

Ihr seyd Unsre Heerde, und Wir euer Hirt. Als solcher sind Wir verpflichtet, daß Wir euch warnend die Werke der Bosheit anzeigen, die man verbreitet, diese dicken Dämpfe, die aus dem Pfuhl des Abgrundes aufsteigen, und die Verderben und ewigen Tod aushauchen. Deswegen nun, und dieweil die Bücher unter folgenden Titeln: Jüdische Briefe, Sinesische Briefe, Kabalistische Briefe, die Philosophie der gesunden Vernunft, Kommentar über den Ocellus, und über den Timäus von Lokris, und Leben des Kaiser Julian's, nachdem Wir sie mit Männern von großer Frömmigkeit geprüft und sie allenthalben voll irriger, falscher und ketzerischer Sätze gefunden haben, welche fromme Ohren beleidigen, anstößig und gotteslästerlich sind: als verbieten Wir demnach männiglich in Unsrer Diöcese besagte Bücher zu lesen oder zu behalten, bey Strafe des Gesetzes. Den Verfasser aber thun Wir hiermit in den Bann, wo sein Loos seyn wird, wie das Loos Korá, Dathan's und Abiram's, und wollen, daß dieses Unser gegenwärtiges Mandat bey der Predigt der Parochial-Messen in den Kirchen der Städte und Vorstädte Unsrer Diöcese verlesen werde.

Gegeben zu Aix in Unserm Bischöflichen Pallaste, den 15. März 1766.

Antonius von Brankas,
Bischof von Provence.

Brief

Brief
von Herrn Nikolini an Herrn Frankuloni Prokurator von St. Markus.

Aus dem Italiänischen übersetzt.

Kölln, 1771.

Konstantinopel, d. 16. Aug. 1769.

Seit unsrer Ankunft zu Konstantinopel haben wir ein paar ziemlich widrige Auftritte gehabt. Die asiatischen Truppen, die durch diese Hauptstadt gehen, um nach der Donau zu marschiren, erregen häufig Aufstand; und bey dergleichen Unruhen sind dann besonders die Fremden allen Arten von üblen Behandlungen ausgesetzt. Die Regierung ist nicht im Stande, die wilde Hitze des barbarischen Volkes zu dämpfen; und sehr oft ist man in Lebensgefahr, wenn man das Unglück hat, ihm in den Wurf zu kommen.

Dieser Tage schickte mich der Herr Ambassadör in einer gewissen Angelegenheit zu dem Dragoman der Pforte. Als ich von Geschäften mit ihm gesprochen hatte, kam die Unterredung unvermerkt auf die Mißhandlungen, denen die Fremden in Konstantinopel ausgesetzt sind. Auf meine Klagen hierüber antwortete mir der Dragoman: das würden Sie weniger befremdend finden, wenn Sie wüßten, wodurch die Erbitterung, die das Volk zeigt, veranlaßt worden ist. Das Publikum ist nemlich überzeugt, daß wir auf Anhetzen eines großen europäi-

schen Königes mit den Russen Krieg führen. Man sagt einander ins Ohr, dieser König habe beträchtliche Summen im Divan ausgetheilt, um den unglücklichen Krieg zu beschleunigen. Das Volk glaubt nun, alle Fremden gehören zu der Nation, welcher es sein Unglück Schuld giebt, und will sich an ihnen für das Glück der Russen rächen. Auch verbreitet sich ein dumpfes Gerücht: sogar der Pabst mische sich in unsre Angelegenheiten, und er habe an den Mufti der erhabnen Pforte geschrieben, um uns zu unsern militairischen Expeditionen aufzumuntern.

Das ist nicht möglich, erwiederte ich. Wäre es wohl nur im geringsten wahrscheinlich, daß der heilige Stuhl sich mit dem ersten Oberpriester der muhamedanischen Sekte in einen Briefwechsel einlassen sollte? Sie wissen, daß die Päbste von jeher den Türken die Ehre angethan haben, sie so herzlich als möglich zu hassen. Ein so eingewurzelter Haß erlischt nicht so geschwind. Und dann — wissen Sie denn nicht, wie delikat der römische Hof in dem ist, was man das Pontilio nennt, und wie sehr er um ein gewisses Ceremoniel krittelt, das in seinen Korrespondenzen beobachtet wird? Wie wäre es nun möglich, daß ein Pabst mit Vernachlässigung des alten Herkommens die unermeßliche Kluft überspränge, die zwischen der gänzlichen und offenbaren Verachtung aller Päbste gegen die Muselmänner, und einer freundschaftlichen Korrespondenz unter so disharmonirenden Personen befestigt ist?

Die Souvraine, erwiederte er mir, wissen den Mantel nach jedem Winde zu drehen. Sobald es auf ihren Vortheil ankommt, beugen sich die Formeln nach ihrem Willen; und nach allen den Vorfällen während der siebzehn Jahrhunderte, von denen wir eine speziellere Geschichte ha-

haben, darf ein kluger Mann nichts für unmöglich halten. Aber, um den Streit abzukürzen, will ich Ihnen nur sagen, daß ich das Schreiben des Pabstes, von dem die Rede ist, in Händen habe, und daß ich es Ihnen sogar weisen kann.

Ich bat ihn, er möchte mir die Gefälligkeit erzeigen. Nun las er es mir vor, und erlaubte mir sogar, es zu kopiren. Ich fiel dabey längelang nieder, und brauchte einige Zeit, ehe ich mich von meiner Bestürzung erholen konnte. Hiermit schicke ich Ihnen diesen sonderbaren Brief, der Ihre ganze Neugier zu erregen verdient. Jetzt zweifle ich an nichts mehr. Daß nur der heilige Vater sich nicht gar noch beschneiden läßt, und den Gläubigen eben die Operation auflegt! Wenn dies Sakrament zu den sieben, die wir schon haben, noch hinzukäme, so hätten wir ihrer acht. Freylich ist J. C. beschnitten gewesen; aber es wäre doch hart, wenn man es zu unsrer Zeit würde.

Doch ernsthaft! Ich überlasse den Brief des Pabstes den Reflektionen, die Sie Selbst so gut machen, und bitte Sie, mein Vertrauen in Ihre Verschwiegenheit nicht zu mißbrauchen.

Ich bin mit der aufrichtigsten Freundschaft ꝛc.

Brief des Pabstes Klemens XIV. an den Mufti Osman Mola.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Kölln, 1771.

Klemens XIV. Pabst, Unserm sehr lieben Vetter in Abraham, Osman Mola, Mufti der erhabnen Pforte, Heil und Wohlergehen!

Unser theurer Vetter in Abraham,

Ob Wir gleich Euch nicht Unsern lieben Sohn in Christo heißen können; ob Ihr gleich beschnitten und nicht getauft seyd; ob Ihr gleich Muhamed dem heiligen Petrus vorziehet: so danken Wir dennoch Euch und dem ganzen erhabnen Kollegium der Imans für den Beystand, den Ihr Uns durch Euren Fetfa gegen die Ruchlosen verschaft habt, die sich zu Feinden der Römisch-Katholisch-Apostolischen Religion aufwerfen. Die Wege Gottes sind nicht die Wege der Menschen. Er beschloß, der Arm der Muselmänner sollte den Glauben der Apostel unterstützen. Auch segnen Wir mit Unserm besten Segen die große Fahne Muhameds, die, mit Euren unüberwindlichen Janitscharen hinter sich, Unsre vielgeliebten Söhne, die Bischöfe von Pohlen, befreyen wird von jenem Auswurf der Hölle, jenen verstockten Ketzern jenen abscheulichen Dissidenten, die man von der Erde ausrotten sollte, so wie

wie Ihre Beschützer, die schismatischen Russen, die so unverschämt sind, den heiligen Geist nicht ausgehen zu lassen, wie es doch die Kirche zu entscheiden für gut befunden hat.

Wir hassen mit einem frommen und heiligen Hasse alle die, welche nicht so denken, wie Wir. Ohne Zweifel hatte Euer große Prophet gleiche Gesinnungen; und wenn er Unsre Feinde gekannt hätte, so würde er sie von seiner schmalen Brücke herunter derb in den Abgrund gestürzt haben. Ach, Unser theurer Vetter, wenn wir uns gut auf unsern Vortheil verstehen, so müssen wir, als Leute vom Handwerk, uns gegenwärtig enger vereinigen, als jemals, um uns durch gemeinschaftliche Bemühungen aufrecht zu erhalten, und um unser Ansehen gegenseitig fest zu stellen. Unsern Händen ist das Schwerdt anvertrauet; Gottes Sache ist Unsre Sache, oder, wenn Ihr wollt, unsre ist die seinige: und es ist doch schön, einen allmächtigen Gott zu rächen. Ich, sein Statthalter, und Ihr, ich weiß selbst nicht was, wir beyde repräsentiren ihn jeder in denen Ländern, wo Gewohnheit, Meinungen und Ansehen uns Macht verschaffen. So wollen Wir denn gut Musulmännisch und Ihr gut Katholisch zu seyn suchen, um unsre Kräfte gegen die zu vereinigen, die uns mißfallen, oder die eines lange getragenen Joches müde, es abwerfen wollen! Blinder Gehorsam artet in Empörungsgeist aus; die ruchlose Vernunft wagt es, verwegen das zu prüfen, was sie einfältiglich anbeten sollte; und um das Unglück voll zu machen, unterstehen die Menschen sich, selbst zu denken, statt daß sie in der gewesenen guten Zeit nur Unsern heiligen Befehlen gemäß dachten. Ihr, edler Mufti, habt Omar's

ßes Schisma und die neuen Sekten zu bekämpfen, die, gleich der Hydra, ihre immer neu entstehende Häupter gegen den Koran Eures großen Propheten erheben. Wir haben aufrührische Söhne, die uns verfolgen, die uns taub gemacht haben, daß wir sie nicht hören, und stumm, daß wir ihnen nicht antworten sollen. Wenn wir uns vereinigen, so werdet Ihr Unsre Exkommunikationen mit Euren braven Janitscharen unterstützen, Wir aber von Unserm heiligen Stuhle das Anathema gegen Eure Omaristen herabdonnern. Möchte doch der Gott der Barmherzigkeit alle die, welche nicht so denken, wie wir, zum Heil ihrer Seelen ausrotten! die Schismatiker, die Ketzer, die Omaristen, und, die Wir nicht vergessen müssen, die Philosophen, eine Sekte, die noch verkehrter, ungläubiger und vernünftelnder ist, als alle die andern! Wir können nicht umhin, Euren großen Propheten dafür zu preisen, daß er so weise gewesen ist, bey Euren Muhamedanern für heilige und fromme Unwissenheit in allen Dingen zu sorgen. Einer von Unsern Vorfahren, Leo X., war weniger weise, und bey weitem unklüger, da er die abscheulichen Wissenschaften beschützte, welche die Menschen aufklären und ihnen den Geist des Schwindels und der Unabhängigkeit einflößen, Deren verderbliche Fortschritte den Altar untergraben, indem sie Unsern Thron erschüttern. Ach, warum sind doch die Christen im Punkte der Unwissenheit keine Musulmänner!

Ihr sehet, Unser Vetter in Abraham, daß Wir Uns Euch nähern; Wir wünschen so unwissend zu seyn, wie Ihr. Warum sollte nun die erhabne Pforte nicht ein dreyßig Concilien annehmen, die, wenn sie zu Eurem Koran und der gottseligen Unwissenheit, in der Ihr verharrt,

harrt, hinzu kämen, alle Musulmänner des unendlichen und ewigen Ruhmes würdig machen würden, dessen die Seligen mit Abraham, Isaak und Jakob geniessen.

Jeden Tag werfe ich mich nieder vor dem Gott Abraham's, der auch der Eurige ist, um ihn mit Thränen und Zerknirschung zu bitten, er solle Euch an Herz und Geist mit Uns vereinigen, und Euch aufnehmen in seine heilige Heerde. Aber die Wege seiner Vorsehung sind vor unsern Augen verborgen. Eure Stunde ist noch nicht gekommen. Bis dahin, daß sie erscheint, flehe ich zu Gott, seinem Christus, und der ganzen Schaar der Heiligen, daß sie die unüberwindlichen Heere der erhabnen Pforte stärken, segnen und beschützen mögen.

Schon öffnen sich meine Augen. Ja, ich sehe, ich sehe Eure unbezwinglichen Janitscharen über die Schismatiker, die Ketzer und die Hyperboräischen Legionen triumphiren. Reiniget nun forthin das Sarmatische Zion von jenen Moabitern und Amalekiten, die es entweihen; setzt Unsre heiligen Bischöfe wieder auf ihre verlaßnen Stühle, und rächet, im Namen Muhameds, den heil. Petrus, seine Schlüssel und seine Kirche.

O Mufti, wie das ottomanische Reich noch nie einen gehabt hat! Wir danken Euch noch einmal für Euren heiligen Fetfa, der Euren gegenwärtigen Krieg segnet, und den großen Bann auf alle Eure Feinde, welche auch Feinde der Kirche sind, herabblitzt. Verlaßt Euch auf Unsre Unfehlbarkeit, wenn Wir Euch glücklichen Erfolg weissagen, und trauet auf die sichre Hofnung, daß der Himmel durch Dinge, die für Eure Feinde schrecklich sind, die Wahrhaftigkeit Unsrer Verheissungen bestätigen wird. Wir ertheilen Euch, Unser theurer Vetter in

Abra-

Abraham, den Wir in Unserm väterlichen Herzen tragen, den apostolischen Segen.

Rom, d. 4. August, im ersten Jahre Unsrer päbstlichen Regierung.

Dedikation

zu dem Leben des Apollonius von Tyana ꝛc. ꝛc. (*la Vie d'Apollonius de Tyane par Philostrate, avec les commentaires par Charles Blunt à Berlin*, 1774) an Klemens XIV.

Heiliger Vater,

Wir nehmen uns die Freyheit, Ewr. Heiligkeit das Leben des Apollonius von Tyana, mit den Noten des Baron Herbert, herausgegeben von Karl Blunt, und von Uns in das Französische übersetzt, zu dediciren. Die Geschichte dieses Apollonius, die Philostratus uns aufbehalten hat, diente dem Hierokles, diesem großen Anhänger des Götterdienstes, dazu, daß er dessen angebliche Wunder den Wundern Jesu Christi entgegen setzte. Hierokles ward von Eusebius bestritten, der in seiner evangelischen Demonstration alle Mühe anwandte, diese Wunder zu vernichten. Herr von Tillemont glaubt, der Teufel habe, aus Furcht durch die Menschwerdung des Erlösers zu Boden geschlagen zu werden, fast zu gleicher Zeit unsern Apollonius in die Welt geschickt, damit, wenn dessen angebliche Zauberey wirklich die Welt unterjochte, der Irrthum zum Trotz der Wahrheit Altäre aufbauen könnte, oder damit, wenn etwa

etwa die Betrügereyen seines Helden entdeckt werden sollten, die falschen Wunder des Apollonius zugleich die Wunder Christi um ihr Ansehen brächten.

Man muß seit langen Jahren als Sekretair in dem Departement der höllischen Politik gearbeitet haben, um so viel zu wissen, wie Herr von Tillemont; indeß scheint doch die Kirche sich eine stärkere Widerlegung der Wunder des Apollonius zu wünschen, als die ersten Väter geliefert haben. Das Werk, das wir bekannt machen, setzt diese Wunder in ihr schönstes Licht. Der Baron von Herbert bestätigt sie durch seine Noten. In diesem Zustande, worinn der Irrthum sich zeigt, verdient er nun, durch einen starken und siegreichen Arm zu Boden geschlagen zu werden.

Von wem anders kann die Heerde der Auserwählten einen solchen Beystand erwarten, als von dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche, von dem Statthalter Jesu Christi auf Erden? Ewr. Heiligkeit kommt es zu, die Welt in einem Jahrhunderte zu erleuchten, wo der Unglaube aus seinen Schranken tritt, wo die Leute zu vernünfteln lernen, wo der Philosoph nur strenge Beweise gelten läßt, und endlich, wo man alles nach der Strenge untersucht und richtet. Ew. Heiligkeit müssen uns nun die charakteristischen Kennzeichen lehren, an denen man die Wunder von Betrügerey, und die Mirakel des Teufels von denen unterscheiden kann, die Gott aus Gnaden durch die Hand seiner Diener hat thun lassen. Die Waffen, die wir verlangen, und die Ew. Heiligkeit aus Dero geistlichem Zeughause nehmen können, werden dazu dienen, Uns mit allen Stücken zu versehen, um desto besser Widerstand gegen jeden Anfall des Teufels thun zu können, der alles anwendet,

det, den Grund der Kirche zu untergraben, und sie umzustürzen.

Den wankenden Glauben zu befestigen; die Wunder des Apollonius zu vernichten; nun da der Jesuiten-Orden aufgehoben ist, auch den Teufel zu Boden zu schlagen — das, heiliger Vater, sind Thaten, durch die Sie Sich über alle Ihre Vorgänger in der Regierung erheben können.

Wir werden uns glücklich schätzen, wenn das Werk, das wir Denselben zu überreichen die Ehre haben, Ihnen Gelegenheit giebt, Ihren Ruhm zu vermehren, und die streitende Kirche zu befestigen, deren stärkste Stütze Ew. Heiligkeit sind.

Mit tiefster Ehrfurcht und Demuth habe ich die Ehre zu seyn,

Vater der Gläubigen,
Ewr. Heiligkeit

unterthänigstes und gehorsamstes Schaaf
Philalethes.

Apostolischer und theologischer Kommentar über die heiligen Weissagungen St. N. N. Verfassers des Blaubarts.

Köln, bey Peter Hammer.

1780.

Vorrede des Bischofs Dupuis.

Die Welt muß wissen, daß man vor kurzem unter den Papieren des verstorbenen Don Kalmet's einen theologischen Kommentar über den Blaubart, ein eben so nützliches, als erbauliches Werk, gefunden hat. Zu seiner Zeit nahm man Anstand, es mit den übrigen Schriften dieses gelehrten Benediktiners bekannt zu machen, weil der Doktor Tamponet und andre Mitglieder der Sorbonne zu großem Aergerniß hartnäckig behaupteten: Blaubart sey kein kanonisches Buch. Der Erzbischof von Paris, dessen große Gelehrsamkeit so bekannt ist, der Kardinal von Rohan, der für einen der ersten Theologen im Königreiche gilt, der Bischof du Velai, der sich durch seinen Eifer auszeichnet, Herr von Montpellier, Herr von Tours, kurz, die Vornehmsten von unsrer Geistlichkeit bewiesen: Blaubart sey kein apokryphisches Buch; und dies veranlaßte denn eine recht ausgesucht gelehrte Streitigkeit. Blaubart's Parthie berief sich auf den Erasmus, der ihn in seiner

unver-

unvergleichlichen Lobrede auf die Narrheit citirt; auf den heil. Athanasius, der in seiner Streitschrift gegen die Arianer Stellen daraus anführt; auf den heil. Basilius, der ihn sehr orthodox findet; auf den heil. Gregorius von Nazianz, der sich in einer an den Kaiser Julian gerichteten Vertheidigung der christlichen Religion auf die Weissagungen im Blaubart beruft; auf den heil. Johannes Chrysostomus, der aus diesem gottseligen Buche die schönsten rhetorischen Figuren schöpfte, mit denen er seine bewundrungswerthen Homilien geschmückt hat. Der fromme Bischof Las Casas las alle Tage einige Stellen daraus, um seinen Glauben zu stärken. Blaubart war das Brevier des Papstes Alexanders VI. Auch der Kardinal von Lothringen war der Meynung, dies Buch sey kanonisch. Wenn man die Stimmen zusammenzählt, so haben die, welche behaupten: Blaubart sey ein prophetisches und von Gott eingegebenes Buch, bey weitem das Uebergewicht über die, denen er verdächtig ist.

Von seinem Ursprunge wissen wir Folgendes. Blaubart erschien zu Alexandrien mit der Uebersetzung, welche die siebzig Dollmetscher von dem Pentateuchus und von den andern Büchern des alten Bundes machten. Die Stämme hatten, während ihrer Gefangenschaft, das alte Testament verloren; die Samaritaner aber besaßen es noch.

Als das Volk Babylon verlassen hatte, und wieder nach Jerusalem zurückgekehrt war, gaben Esra und Nehemia sich viele Mühe, von diesen verloren gegangenen kostbaren Werken alles zusammen zu bringen, was sie nur konnten. Sie fanden wirklich einige wieder; andre

stellten sie aus dem Gedächtnisse her. Da diese Arbeit unermeßlich war, und da sie bey der Vollendung derselben eilig zu Werke giengen, so vergaßen sie, den Blaubart mit in den Kanon der heiligen Bücher aufzunehmen, die sie nach ihren besten Kräften wieder hergestellt hatten; und hauptsächlich dieser Nachlässigkeit, die Esra begieng, muß man die Zweifel zuschreiben, die einige Theologen über dessen Authenticität gehabt haben.

Indeß darf man nur das lesen, was der heil. Franciskus von Assisi hierüber schreibt, so wird jeder Verdacht verschwinden, der gegen den Blaubart noch übrig seyn könnte. Der heil. Franciskus, der ihn strenge untersucht hatte, sagt davon: „dies Buch trägt alle Kennzeichen der göttlichen Eingebung an sich. Es ist eine Parabel, oder vielmehr eine Weissagung von dem ganzen Erlösungswerke. Ich erkenne die Schreibart der Propheten darinn. Es hat die Annehmlichkeiten des hohen Liedes, das Wunderbare des Propheten Jesaias, die männliche Kraft Ezechiels, und alles Pathetische des Jeremias. Und da man in dem hebräischen Originale kein Wort und keine Redensart aus der syrischen Sprache antrift, so ist es unläugbar, daß der von Gott getriebene Verfasser des Blaubarts lange Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft geblühet haben muß.“ Der heilige Franziskus nimmt sogar an, er müsse ein Zeitgenossen des Propheten Samuel gewesen seyn. Dies möchten wir indeß nicht so bestimmt behaupten.

Der Name des Verfassers von diesem heiligen Buche ist nicht bis auf uns gekommen. Dies beweißt seine große Bescheidenheit, worinn die Schriftsteller unsers Jahrhunderts ihm nicht gleichkommen werden. Aber eben so

wissen

wissen wir ja auch nicht, wer die Bücher Ruth, Hiob und der Makkabäer geschrieben hat. Vielleicht ist unser heilige Prophet in diesem Stück dem Moses gleich, der uns, wie ausser ihm Niemand in der Welt, die Geschichte seines Todes und seiner Beerdigung aufzeichnen konnte. Wir müssen uns daher mit dem begnügen, was unser berühmte Kommentator Don Kalmet von dem Blaubart sagt. Er findet darinn heilsamen Unterricht zur Erbauung frommer Seelen, desgleichen augenscheinlich erfüllte Weissagungen; und er setzt hinzu, daß diese Weissagungen besonders große Kraft haben, die Wahrheit unsrer heiligen Römisch-Katholisch-Apostolischen Religion zu bestätigen.

Es würde ein unersetzlicher Verlust für die streitende Kirche gewesen seyn, wenn dieser kostbare Kommentar noch länger versteckt geblieben wäre. Mehr als eine Ursache verpflichtet uns, ihn bekannt zu machen. Ach! wir sind nahe an den letzten Zeiten; der große Tag, der allen menschlichen Eitelkeiten ein Ende machen wird, rückt heran. Alles, was uns geweissaget worden ist, geht in Erfüllung. Die Natur verliert ihre Fruchtbarkeit; das menschliche Geschlecht kommt ersichtlich herunter. Schon gewinnt die verderbte Vernunft die Oberhand über die christliche Einfalt; der brennende Eifer für den Glauben hat sich in eine sträfliche Gleichgültigkeit verwandelt; neue Irrthümer siegen über alte Wahrheiten; der Glaube gilt für eine Folge von Albernheit, der Unglaube für Schwung der Vernunft. Unsre Feinde greifen uns nicht mehr im Verborgenen an. Anstatt, wie ehemals, die Grundfesten unsers heiligen Glaubens zu untergraben, laufen sie jetzt gewaltsam Sturm dagegen. Sie versammeln sich unter den verschiednen Panieren der Ketzerey in zahllosen Schaaren, und umrin-

gen

gen uns von allen Seiten. Lucifer kämpft an ihrer Spitze, um unsre Religion und unsre Altäre zu vernichten. Die Kirche ist in ihren heiligen Grundfesten erschüttert, drohet den Einsturz, und will schon ganz zertrümmern. Diese heilige Mutter girrt wie eine Taube; sie schreyet wie ein Hirsch, den der unbarmherzige Jäger augenblicklich tödten will. In ihren großen Nöthen, ruft sie zu ihren Kindern um Hülfe. Sie ist Rahel, die ihre Kinder beweint und sich nicht will trösten lassen. Wir wollen eilen, ihr beyzustehen, und ihren alten und heiligen Bau mit Don Kalmet's Kommentar über den Blaubart stützen. Diesen gelehrten Benediktiner wollen wir, gleich einem Schilde, den giftigen Pfeilen entgegen halten, welche eine ruchlose Philosophie gegen uns abschießt, damit die Pforte der Hölle eine Kirche nicht überwältigen, die auf den Eckstein unsres Heils gegründet ist.

Möchten doch jene Herzen, die in ihrer Schande und in ihrem Unglauben verhärtet sind, sich bey dem Lesen dieses göttlichen Kommentars erweichen! und möchten die, welche die geistlichen Freuden nicht mehr lieben, und mit in das Verderben unsrer Tage versunken sind, durch Don Kalmet und den Blaubart mit neuen Kräften begabt sich überzeugen, daß, wenn sie ihr Herz daran hängen, ihre Begierden und ihre Liebe zu den Dingen hienieden zu befriedigen, sie für diese vergänglichen Güter sich in Gefahr stürtzen, der ewigen Seligkeit auf immer unwerth erfunden zu werden.

Das Buch Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldnes und silbernes Tischgeschirr, gesticktes Hausgeräth, und über und über vergoldete Kutschen. Aber leider! hatte dieser Mann einen blauen Bart: dadurch ward er so häßlich und abscheulich, daß alle Frauen und Mädchen vor ihm liefen. Eine vornehme Dame in seiner Nachbarschaft hatte zwey vollkommen schöne Töchter. Er hielt bey ihr um eine von beyden an, ließ ihr aber die Wahl, welche sie ihm geben wollte. Keines von den Mädchen wollte ihn, und eine schickte ihn immer der andern zu, da keine sich entschliessen konnte, einen Mann mit einem blauen Barte zu nehmen. Noch weit mehr schreckte sie aber der Umstand ab, daß er schon vorher verschiedene Frauen geheyrathet hatte, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war. Blaubart führte sie, um nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen, in Gesellschaft ihrer Mutter und mit drey oder vier von ihren besten Freunden, desgleichen mit einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft, auf eines seiner Landhäuser. Man blieb acht Tage lang dort. Da gab es nun nichts als Spatzierfahrten, Jagdpartbien und andere Lustbarkeiten, nichts als Bälle und Kollationen; da ward an keinen Schlaf gedacht, und man brachte die Nacht mit hundert kleinen Neckereyen hin. Kurz, es gieng alles so gut zu, daß die jüngere Schwester allmählig fand, der Herr vom Hause habe keinen blauen Bart mehr, und sey ein sehr artiger Mann. Sobald man wieder nach der Stadt zurück kam,

ward die Heyrath vollzogen. Einen Monat nachher sagte Blaubart zu seiner Frau: er müsse einer wichtigen Angelegenheit wegen eine Reise von wenigstens sechs Wochen in die Provinz thun; er bäte sie, sich während der Zeit zu vergnügen; sie möchte ihre guten Freundinnen zu sich einladen, mit ihnen auf das Land oder sonst wohin gehen, und sie allenthalben auf das Beste bewirthen. Hier sind, sagte er, die Schlüssel zu den beyden großen Vorrathskammern. Dies ist der zu dem Gold- und Siber-Geschirr, das nicht immer gebrancht wird; hier ist der zu meinen Geldkisten; dieser ist zum Juweelenkästchen, und der hier der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine schließt das kleine Kabinet zu Ende der großen Gallerie im untersten Stockwerk. Geh allenthalben hin, öffne alles; aber in das kleine Kabinet hineinzugehen, verbiete ich Dir schlechterdings: und wenn Du es nun doch sehen wolltest, so kannst Du das Aergste von meinem Zorn erwarten.

Sie versprach, alle seine Befehle genau zu befolgen; er umarmte sie; setzte sich in seinen Wagen und reisete ab. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht erst, bis die junge Frau sie holen ließ: so ungeduldig waren sie, alle Schätze im Hause zu besehen; denn so lange der Mann zu Hause war, hatten sie sich aus Furcht vor dem blauen Barte nicht hingewagt. Nun gieng es an ein Besichtigen; aus den Zimmern in die Garderoben, aus den Garderoben in die Kabinette. Dann giengen sie zu den Meubelkammern, wo sie auch genug zu bewundern hatten; schöne Tapeten, Betten, Sophas, Armleuchter, Tische, und Spiegel von der Größe, daß man sich vom Kopfe bis zu den Füßen darinn sehen konnte.

Die Rahmen waren zum Theil von Glas, zum Theil von Silber, oder vergoldet. Schönere und herrlichere Spiegel hatte noch kein Mensch gesehen.

Sie hörten gar nicht auf, das Glück ihrer Freundinn zu preisen und zu beneiden; sie aber hatte gar kein Vergnügen bey dem Betrachten aller dieser Reichthümer, weil sie vor Ungeduld brannte, in das Kabinet unten zu gehen. Ihre Neugierde ward zuletzt so dringend, daß sie, ohne zu bedenken wie unhöflich es sey, ihre Gesellschaft zu verlassen, durch eine verborgne Treppe hinunter gieng, und zwar so eilig, daß sie einigemale fast herunter gefallen wäre. Als sie an die Thüre des Kabinets kam, stand sie eine Weile davor still, weil ihr das Verbot ihres Mannes einfiel, und weil sie bedachte, welches Unglück ihr für ihren Ungehorsam begegnen könnte; aber die Versuchung ward so stark, daß sie ihr nicht widerstehen konnte. Sie nahm nun den kleinen Schlüssel, und öfnete zitternd das Kabinet. Anfänglich sah sie nichts, weil die Fensterladen verschlossen waren; allein nach einigen Augenblicken erblickte sie den Fußboden ganz mit geronnenem Blute bedeckt, worinn sich die Körper verschiedener todten Frauen spiegelten, die rings herum an den Wänden hiengen. Dies waren die Frauen, die Blaubart geheyrathet, und eine nach der andern ermordet hatte. Sie fiel vor Schrecken beynahe todt zur Erde, und ließ den Kabinetsschlüssel, den sie wieder ausgezogen hatte, aus der Hand fallen. Als sie wieder etwas zu Sinnen gekommen war, nahm sie den Schlüssel auf, schloß die Thüre zu, und gieng auf ihr Zimmer, um sich wieder ein wenig zu erholen; allein es gelang ihr nicht, da sie zu stark erschüttert war. Nun bemerkte sie erst,

daß

daß der Kabinetsschlüssel Blutflecken hatte; sie wischte ihn mehreremale ab; aber er blieb blutig, so viel sie ihn auch scheuern mochte. Der Schlüssel war nemlich bezaubert, und nichts in der Welt konnte ihn ganz rein machen. Hatte sie das Blut auf der einen Seite weggeschaft, so kam es sogleich auf der andern wieder hervor.

Blaubart kam noch an eben dem Abend zurück, und sagte, er habe unterweges durch Briefe erfahren, daß die Angelegenheit, um derentwillen er die Reise unternommen, schon glücklich beendigt sey. Seine Frau that, was sie nur konnte, um Freude über seine schnelle Rückkehr zu bezeigen. Den folgenden Morgen forderte er die Schlüssel von ihr; sie gab sie ihm, aber mit so zitternden Händen, daß er leicht errieth, was vorgegangen war. Weshalb, sagte er, ist der Kabinetsschlüssel nicht dabey? Ich habe ihn vielleicht oben auf meinem Tische liegen lassen, antwortete sie betroffen. Nun, so hole ihn mir sogleich, erwiderte Blaubart. Sie verschob dies so lange als sie konnte; aber endlich mußte sie den Schlüssel holen. Blaubart besah ihn von allen Seiten, und sagte dann zu seiner Frau: woher ist denn Blut an dem Schlüssel? Ich weiß es nicht, antwortete die arme Frau, und ward todtenblaß. Du weißt es nicht? erwiderte Blaubart; nun, so weis ich es. Du hast in das Kabinet gewollt. Nun wohl denn, Madame, Sie sollen hinein, und Ihren Platz neben den Damen bekommen, die sie dort gesehen haben. Sie warf sich ihrem Manne weinend zu Füßen, und bat ihn mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Reue über ihren Ungehorsam um Verzeihung. So traurig und schön sie nun erschien, hätte sie einen Tiger erweicht; aber Blaubart's Herz war

 härter,

härter, als Felsen. Sie müssen sterben, Madame, sagte er, und zwar diesen Augenblick. Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabey mit thränenden Augen an, so lassen Sie mir doch nur so viel Zeit, daß ich ein wenig beten kann. Ich gebe Dir eine Viertelstunde, erwiderte Blaubart, aber keinen Augenblick länger. Als sie allein war, rief sie ihre Schwester, und sagte: Liebe Schwester Anne, (denn so hieß sie) ich bitte Dich, steige doch oben auf den Schloßthurm, und sieh, ob meine Brüder nicht kommen; sie haben versprochen, mich heute zu besuchen: und wenn Du sie erblickst, so winke ihnen, daß sie eilen. Schwester Anne stieg auf den Thurm, und die arme Betrübte rief ihr öfters zu: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? Und Schwester Anne antwortete ihr: Ich sehe nichts als Staub in der Sonne fliegen und Gras blinken. Während der Zeit hatte Blaubart einen großen Säbel ergriffen, und rief seiner Frau aus allen Kräften zu: Komm herunter, oder ich hole Dich! Nur noch einen Augenblick, gab sie zur Antwort, und sogleich rief sie wieder ganz leise: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? Und Schwester Anne antwortete: Ich sehe nichts, als Staub in der Sonne fliegen und Gras blinken. Komm endlich einmal herunter, rief Blaubart wieder, oder ich hole Dich. Ich komme schon, antwortete sie, und dann rief sie wieder: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? Ich sehe, antwortete Schwester Anne, disseits einen starken Staub aufsteigen. — „Sind es meine Brüder?“ Ach nein, liebe Schwester; es ist nur eine Heerde Schaafe — Willst Du

denn

nicht endlich kommen? rief Blaubart wüthend. Nur noch einen Augenblick, antwortete seine Frau, und dann rief sie wieder: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du noch nichts kommen? Ich sehe, erwiderte jene, zwey Reiter hieher sprengen, aber sie sind noch weit, sehr weit von hier. Gott sey Dank, rief sie einen Augenblick nachher, es sind meine Brüder; ich winke ihnen, was ich nur kann, daß sie eilen sollen.

Jetzt fieng Blaubart an so stark zu schreyen, daß das ganze Haus davon erbebte. Die arme Frau gieng nun hinunter, und warf sich ihm ganz trostlos und mit zerstreuetem Haar zu Füßen. Das hilft Dir alles nichts, sagte Blaubart; Du mußt sterben! Dann wickelte er sich ihre Haare um die eine Hand, und mit der andern hob er den Säbel auf, um ihr den Kopf abzuschlagen. Die arme Frau sah ihn noch einmal wehmüthig an, und bat nur noch um einen Augenblick, damit sie beichten könnte. „Nichts, nichts, rief er grimmig, befiehl Dich Gott.“ — Schon hob er den Arm auf — — In dem Augenblick klopfte man so heftig an die Thür, daß Blaubart plötzlich einhielt. Es ward aufgemacht, und nun traten zwey Reiter herein, die sogleich ihre Degen zogen, und auf Blaubar losgiengen. Er sah nun, daß es die Brüder seiner Frau waren, von denen der eine Dragoner-Lieutenant, der andere aber Gardeoffizier war. Blaubart wollte entfliehen; aber die Brüder eilten ihm nach, holten ihn ein, ehe er noch an der Thür war, stießen ihm die Degen durch den Leib, und liessen ihn todt liegen. Die arme Frau war beynahe so todt, wie

ihr Mann, und hatte nicht einmal Kraft genug gehabt, aufzustehen und ihre Brüder zu umarmen. Wie sich ergab, hatte Blaubart keine Erben, und seine Frau behielt also sein ganzes Vermögen. Einen Theil davon gab sie ihrer Schwester Anne, als diese einen jungen Edelmann heyrathete, den sie schon längst liebte; mit einem andern kaufte sie ihren beyden Brüdern Kompagnien. Das übrige behielt sie selbst, und verheyrathete sich mit einem sehr rechtschaffenen Manne, bey dem sie die bösen Tage vergessen konnte, die sie mit Blaubart verlebt hatte.

Moral.

Die Neugier lockt zwar stark und sehr;
Doch zeigt sich täglich mehr und mehr,
Daß sie oft schlimme Folgen hat.
Mit Gunst mag es gesagt denn seyn:
Die Lust, die sie gewährt, ist klein,
Und eilig wird man ihrer satt.
Hat man auch das, was man gehoft;
Zu theuer, ach! bezahlt man's oft.

Don Kalmets theologischer Kommentar über den Blaubart.

Um den mystischen Sinn dieses göttlichen Werkes gehörig zu entwickeln, muß man es vorher gründlich studirt haben. Obgleich der Name des heiligen Verfassers, der es geschrieben hat, nicht bis auf uns gekommen ist, so können wir doch, wenn wir die Schreibart des hebräischen Originals prüfen, daraus schliessen, daß er mit dem Propheten Samuel zu gleicher Zeit gelebt haben muß. Er bedient sich eben der Ausdrücke, die man in dem Hohenliede findet, und auch einiger Redensarten, die sich der Sprache in den Psalmen Davids nähern; woraus wir den folgern können, daß er lange Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft geblühet hat.

Das Werk ist in dem orientalischen Styl geschrieben. Es ist ein Parabel, die mit der christlichsten und erhabensten Moral zugleich eine der augenscheinlichsten Weissagungen von des Messias Zukunft ins Fleisch und von dem herrlichen Siege verbindet, den er über den steten Feind Gottes und der Menschen davon getragen hat. Das Buch, das wir mit einem Kommentar versehen, ist gleich einem reichen Bergwerke; je mehr man darinn gräbt, desto mehr Schätze findet man. Es lassen sich bey demselben die Worte der Schrift anwenden: Der Buchstabe tödtet, aber der Geist, macht lebendig. Die Bücher des alten Testamentes tragen alle eben den Charakter an sich. Die Kirchenväter,

und die Gottesgelehrten, die in der heiligen Schrift am meisten bewandert waren, haben sich immer bemühet, den verborgenen Sinn der vom Geiste Gottes getriebenen Schriftsteller herauszubringen; und oft ist es ihnen, wenn sie Stellen verschiedener Propheten mit einander vergleichen, wirklich gelungen, eine durch die andere zu erklären. Auch wir wollen diese weise Methode befolgen, um die göttlichen Wahrheiten und die augenscheinlichen Weissagungen, welche die heilige Parabel Blaubart unserm Nachdenken darbietet, in ein helles Licht zu setzen.

Wie rührend einfältig sind nicht schon seine ersten Worte: **Es war einmal ein Mann, der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande.** Schon dieser bloße Anfang beweist, daß der Verfasser vom Geiste Gottes getrieben ward. Er sagt nicht: in dem und dem Jahre war; sondern: **es war einmal ein Mann.** Er sah nemlich im Geiste die Streitigkeiten voraus, welche die Ungläubigen eines Tages über verschiedene Punkte der Chronologie erregen würden, nemlich über Christi Geburt, seine Reise nach Aegypten, die Dauer seines heiligen Lehramtes, und endlich seinen Tod und seine Auferstehung. Daher wählt er statt der Jahrzahlen, die den Streit veranlassen, lieber diese erhabne Einfalt: **Es war einmal ein Mann.** — **Der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande.** Das ist der wahre Erzählungs-Styl. Der heilige Schriftsteller bezeichnet durch die Angabe der verschiedenen Besitzungen die Schändlichkeit dessen, von dem er spricht. Dieser hatte sein Herz an die Güter der Welt gehängt. Ohne

Zwei-

Zweifel stolzierte er auf seine Reichthümer, und rechnete die Güter des andern Lebens für nichts. Aber — er hatte einen blauen Bart. Der Verfasser gehet nach und nach weiter. Unser Mann ist reich, ist eitel, und hat einen blauen Bart. Das ist das charakteristische Kennzeichen des Teufels. Dieser Urheber alles unsers Unglücks kann keinen solchen Bart haben, wie die Menschen; nein, er muß blau seyn; denn der Teufel, der in Gestalt einer Schlange Eve'n im Paradiese verführte, hatte eine bläuliche Farbe. Ich unterstütze diese Behauptung noch mit einem physikalischen Grunde. Die Lampen, in denen man Oel brennt, werfen einen bläulichen Widerschein von sich. An den Teufeln, welche die Verdammten in große Kessel mit siedendem Oele stürzen, bekommt der Bart unvermerkt diese Farbe, so wie die Arbeiter in den Vitriolwerken zuletzt grünliche Haare bekommen. Diese Kennzeichen, diese Farben sind dem bösen Geiste gegeben, damit die Menschen im Stande seyn sollen, den Feind ihres Heils daran zu erkennen. Wir haben Augen zu sehen, und sehen nicht; wir haben Ohren, und hören nicht. Unsre Trägheit, unsre Laulichkeit, unsre strafbare Nachlässigkeit ist Schuld daran, daß wir in alle die Fallstricke gerathen, welche dieser rebellische und boshafte Geist uns legt. Wir wachen nicht über das Heil unsrer unsterblichen Seelen. Ob der Versucher einen blauen Bart haben mag, oder nicht, darüber denkt niemand nach. Er schmeichelt unsern Leidenschaften; wir lassen uns verführen; man vertrauet ihm, und ist verloren.

Man höre, wie unsre Parabel diese wichtige Wahrheit erklärt. Eine vornehme Dame hatte zwey

voll-

vollkommen schöne Töchter. Blaubart hielt bey ihr um eine von Beyden an. Man bemerke, wie der Teufel sich immer an die Weiber wendet. Er weis, daß dies Geschlecht gebrechlicher ist, als das unsrige. Man setze auch noch hinzu; wofern der Feind Gottes Jemand verschlingen kann, und wenn er nur seinen Raub bekommt, so ist es ihm gleich, ob es die jüngste oder die älteste Tochter seyn mag.

Keins von den Mädchen wollte ihn, weil er schon vorher verschiedene Frauen geheyrathet hatte, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war. Die Gnade wirkte nemlich noch in den Herzen der jungen Mädchen, und flößte ihnen einen geheimen Abscheu vor dem Fürsten der Finsterniß ein. Man muß sich nichts mit ihm zu thun machen, sonst ist man früher oder später verloren. Hütet euch vor der ersten Sünde! die zweyte wird schon ohne Gewissensbisse vollzogen.

Blaubart führte sie in Gesellschaft ihrer Mutter, mit einigen jungen Leuten auf eins seiner Landhäuser. Da gab es nun nichts als Spazierfahrten, andere Lustbarkeiten und Bälle. Man kann die List des Teufels, und die Wege, die er einschlägt, um uns zu verführen, nicht deutlicher vorstellen, als es in dieser Parabel geschieht. Er flößt Geschmack an Vergnügungen ein, als da sind prächtige Bankette, üppige Bälle und verführerische Gespräche; nachher entzündet er in uns das Feuer der Leidenschaften, die Wollust, die Begierde nach Reichthümern, Hochmuth, Verachtung anderer; und so verführt er nach und nach Gottes Diener. Wir sind wie trunken

von der vergänglichen Schönheit der Welt, wir streben nicht mehr nach einer ewigen Seligkeit, und unsre verderblichen, ungezähmten Leidenschaften stürzen uns in einen Abgrund von Qual. Durch dergleichen treulose List bringt der Teufel, nachdem er aus dem Himmel gestoßen worden ist, es dahin, die Hölle, sein Reich, zu bevölkern. Man merke aber besonders auf die schleunigen Fortschritte, die er mit seinen Versuchungen auf die unschuldigen Herzen macht. Er gewann die jüngere Schwester, als die unerfahrnere, und heyrathete das arme Mädchen zu ihrem Unglück. Der heilige Schriftsteller versteht unter dieser jungen Ehefrau das jüdische Volk, das der unendlichen Wohlthaten, die es von Gott bekommen, und aller der Wunder und Zeichen, die er für dasselbe gethan hatte, vergaß, falschen Göttern, d. h. Teufeln, opferte und sich allen heidnischen Abgöttereyen überließ. Mit einer so gründlichen Einsicht in die Religion, und so sehr sinnreich lehrt unser Verfasser uns diese erhabnen Wahrheiten. Das junge Mädchen verläßt ihr väterliches Haus, um sich mit Blaubart zu verheyrathen. Die Juden verlassen den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs für den Baal-Pegor und andre Götter, welche die Hölle auf die Erde ausgespieen hatte. Man fängt mit Laulichkeit an; man wird gleichgültig; man vergißt Gott; geräth in den Sündenschlamm; endlich kann man sich nicht mehr zurück ziehen, und der Mensch ist verloren, sobald die Gnade ihn verläßt. Ein Schwindelgeist bemächtigt sich seiner Sinne; er ist nahe an dem Rande der Tiefe, ohne den Abgrund zu kennen, der ihn verschlingen wird. Die Neuver-

ehlichte wird von einem verderblichen Irrthum verblendet, und sieht nicht, daß ihr Mann einen blauen Bart hat. So bemerken wir, wenn die Heftigkeit unsrer Leidenschaften uns fortreißt, die abscheuliche Häßlichkeit der Laster nicht. Der Sünder schifft ohne Kompaß und Steuerruder umher, und wird ein Spiel der heftigen Stürme, die am Ende seinen zerbrechlichen Nachen zerschellen.

Kaum ist Blaubart verheyrathet, so unternimmt er eine Reise von sechs Wochen, um gewisse Geschäfte zu betreiben, und bittet seine Frau, sich während seiner Abwesenheit fleißig Vergnügen zu machen. So ist der Teufel mit Einem Raube nicht zufrieden, ist immer zum Unglück der Menschen geschäftig, und suchet ohne Unterlaß von neuem, welchen er verschlinge.

Bey der Abreise giebt Blaubart seiner Gattinn den Schlüssel zu allen seinen Schätzen, und händigt ihr auch einen geheimen zu einem Kabinete ein, das er ihr zu öffnen verbietet. Was für wichtige Lehren liegen in diesen wenigen Worten! Der alte Verführer, der das Handwerk versteht, das er alle Jahrhunderte hindurch getrieben hat, verwirrt den Kopf einer jungen Person dadurch, daß er ihr Liebe zu den Reichthümern einflößt. Er will uns an die irdischen und vergänglichen Güter heften, um uns von den unverderblichen Gütern des Paradieses abwendig zu machen. Durch eben dieses Mittel brachte er es dahin, den Weisesten der Könige zu verführen. Salomo bekommt von ihm alles Gold Ophirs. Mit diesem Gelde fängt er an, in Jerusalem dem Herrn

einen Tempel zu bauen: das war ein guter Gebrauch. Aber der Teufel verliert den Muth nicht. In der Folge schaffte der weise König sich siebenhundert Kebsweiber an: und das war der Mißbrauch. (Bemerkt übrigens im Vorbeygehn, wie unser Geschlecht ausartet; denn kein Sardanapal in unserm Jahrhundert könnte eine so große Anzahl von Konkubinen befriedigen.) Salomo blieb dabey nicht stehen. Man sieht ihn am Ende den falschen Göttern opfern. So zieht ein Fall den andern nach sich! — Doch es ist Zeit, daß wir wieder zu dem heiligen Texte zurückkehren! Der Schlüssel, den Blaubart seiner Gattinn zu seinen Schätzen giebt, bedeutet den Dietrich der Hölle, die verrätherischen Schlüssel, die allen Lastern Thüren und Thore öffnen. Der Teufel weis, daß die meisten Menschen sich durch die Lockungen der Reichthümer fangen lassen; er hat nur wenige gefunden, die ihnen zu widerstehen wußten. Erinnert Euch, daß der Fürst der Finsterniß, als er die Kühnheit hatte, den göttlichen Messias auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, zu ihm sagte: siehe, das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Unselige Reichthümer! verderbliche Größe! ihr verderbt die, welche an euch hangen! Nein, die Reichen werden das Reich Gottes nicht ererben.

Und Ihr, große Monarchen der Erde, ihr, die ihr euch stolz auf euren prächtigen Thronen brüstet, ach! ihr werdet eines Tages ein Raub der ewigen Flammen seyn, indeß der arme Lazarus in Abraham's Schooße mitleidig euren Leiden und Qualen zusieht.

Laßt uns zu gleicher Zeit bemerken, daß der Teufel, indem er seiner Gattinn so viele Schlüssel giebt, ihr das geheime Kabinet zu öffnen verbietet. Schon dieser einzige Zug beweißt uns hinlänglich, daß unser Buch von Gott eingegeben ist; denn diese wenigen Worte schildern die Treulosigkeiten des Teufels mit den hellesten Farben. Er bedient sich auf eine geschickte Art unsrer Leidenschaften, um uns zu unterjochen; aber er will nicht, daß wir die mancherley List und Betrügereyen sollen kennen lernen, durch die er uns in seine Schlingen bringt. Wenn er uns bindet, ja fesselt, so will er, seine Ketten sollen unsichtbar seyn und wir nicht bemerken, daß wir seine elenden Sklaven sind. Jene Unglückskammer verschließt die Geheimnisse der Bosheit in sich. Er will nicht, daß seine junge Frau hinein gehen soll; aber, zu gleicher Zeit führt er sie dadurch in Versuchung, daß er ihre Neugierde erregt. Sehet da eben die List, durch die er unsrer aller Mutter ins Verderben stürzte. Er sagte zu ihr: Iß von dieser schönen Frucht, du wirst da durch Erkenntniß des Guten und Bösen bekommen. Man mißgönnt sie dir, weil sie vortreflich ist. Iß davon, es steht bey dir. — Unglückliche Neugier! unseliger, abscheulicher Apfel! — **Blaubart's** junge Gattinn war so gut Frau und neugierig, wie unsre Stammmutter. Die Versuchung war groß. „Warum giebt er mir den Schlüssel zu diesem Kabinet? warum verbietet er mir hinein zu gehen?“ sagte sie zu sich selber. „Ohne Zweifel ist das Seltenste und Kostbarste, was mein Mann hat, darinn eingeschlossen.“ Konnte sie auch wohl allen den Feinden widerstehen, die sie umringten.

Sie

Sie ward zu gleicher Zeit von den Teufeln des Vergnügens, der Ueppigkeit und des Reichthums, und von dem Stachel der Neugier angefallen. Sie sieht nicht, welch einen Fallstrick man ihr legt, auch nicht die bejammernswerthen Folgen, die daraus entstehen werden. Ach! was konnte auf ihr Herz der schwache Ueberrest von Gnade wirken, von der sich seit ihrer abscheulichen Heyrath mit dem Fürsten der Finsterniß drey Viertel verloren hatten. Die Gnade kann nicht länger bey ihr wohnen, und verläßt die Stätte. Von nun an verdunkelt der Geist des Irrthums alle ihre Sinne, und herrscht tyrannisch über sie. Sehet da; sie faßt den Schlüssel zu der Unglückskammer; sie eilt hin, öffnet die Thüre und steigt hinunter.

Gerechter Gott! welch ein Anblick zeigt sich da vor ihren Augen! Die Leichen vieler ermordeten Weiber, deren Blut auf dem Fußboden der Kammer schwamm. Bey diesen erschrecklichen Gegenständen ergreift sie Furcht und Entsetzen. Eine düstre und schwarze Melancholie erfüllt ihre Seele mit Schmerz. Die Binde des Irrthums zerreißt; auf den Rausch täuschender Vergnügungen folgen Gewissensbisse, Reue und Niedergeschlagenheit. In dem Augenblicke, wo sie sich für verloren hält, läßt der Himmel einen Strahl der lenkenden und drey Strahlen der begleitenden Gnade, die ihre Reue verdient hatte, auf sie herabfallen. Nun sah sie ihre Sünden in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Schrecklicher Augenblick, der ihr den eifrigen Gott mit dem Blitze bewaffnet zeigt, wie er bereit ist, sie zu zerschmettern! Ohne Bewegung und fast ohne Leben, läßt sie den Schlüssel fallen. Was soll sie nun thun?

Sie muß ihn aufnehmen, und findet ihn ganz mit Blut befleckt. Das ist das unschuldige Blut, das vergossen ist von dem frommen Abel an bis auf den Hohenpriester Jojada. Es schreyet gen Himmel um Rache, und bittet, daß Adonai, der lange taub blieb bey den Klagen der wenigen Gerechten, die noch in Israel übrig waren, ihnen den senden möge, auf den die Völker hofften, und der dem alten Feinde Gottes und des menschlichen Geschlechtes den Kopf zertreten sollte.

Die junge Frau befand sich in einem erschrecklichen Zustande. Ihre Seele war zerrüttet durch den Eindruck von jenen blutigen Leichen, durch Reue über ihre Sünden, durch die Macht der wirkenden Gnade, und durch Abscheu gegen Blaubart. Ganz in Jammer, verläßt sie den Ort des Gräuels. Sie will das Blut abwischen, mit dem der Unglücksschlüssel befleckt war; sie versucht es verschiedne Male, aber es gelingt ihr nicht. So unauslöschlich sind die Flecken unsrer Sünde! so viel kostet es, das zu reinigen, was das Laster befleckt hat!

Während der Zeit erfährt Blaubart, der auf einer Reise ist, daß seine Angelegenheiten zu seinem Vortheile geendigt sind; denn mit den Geschäften des Teufels geht es schnell. Das Böse ist leicht, das Gute schwer.

Er kommt in seinen Pallast zurück, und fordert sogleich von seiner Gattinn den Schlüssel zu der fürchterlichen Kammer. Ein Augenblick des Schreckens für die arme Frau, der ihr die Uebel zeigt, die ihre Neugierde ihr zuzieht! Aber auch ein Augenblick des Heils für ihre Seele, der sie stärkt, und sie ihrem Schöpfer wiedergiebt! Blaubart ruft ihr mit lauter Stimme zu: wo ist der

Schlüs-

Schlüssel zu der Kammer? Die junge Frau reicht ihn mit zitternder Hand hin; denn sie empfand schon einen heilsamen Abscheu vor ihrer Verbindung mit dem Teufel.

Woher, frägt Blaubart, ist denn Blut an dem Schlüssel? „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, und ward todtenblaß. „Nun wohl denn, Madame, erwiderte jener, (denn der Teufel ist höflich) Sie sollen hinein, und Ihren Platz neben den Damen bekommen, die Sie dort gesehen haben.“ Ach, arme Menschen! Lernet doch den Teufel kennen! Ohne Unterlaß setzet Mißtrauen in ihn! Seyd immer auf eurer Hut! Er bestreuet den Weg, auf dem er euch zur Hölle führt, mit Blumen. Anfangs schmeichelt er euren Leidenschaften; dann verwandelt er sich plötzlich in den Henker eurer Seelen, und stürzt euch in den Abgrund der Qualen.

Aber, laßt uns bey dieser Gelegenheit mit den heil. Vätern bemerken, wie die Wege Gottes so ganz anders sind, als die Wege der Menschen! Der Augenblick, in welchem die Vorsehung der jungen Reuigen zu Hülfe eilen wollte, war noch nicht gekommen. Damit sie diesen seligen Augenblick gewinnen soll, legt der heil. Geist ihr die rührendsten Worte in den Mund, welche auch die wildesten Tiger und Löwen erweichen könnten. Aber der Teufel, an den sie gerichtet wurden, war unbarmherziger, als alle Tiger in der Welt. Er kennt nur das Vergnügen, die Genossen seiner Verbrechen zu vermehren, die, welche unter Christi Paniere angeworben sind, zur Untreue zu verleiten, um sie mit in seine Empörung zu ziehen, und sie zu Schlachtopfern der Hölle zu machen.

Sie müssen sterben, Madame, und zwar diesen Augenblick, ruft Blaubart. Barbarische Worte,

die uns die ganze Grausamkeit des bösen Feindes schildern! Nützliche Worte, die der heil. Geist dem von Gott getriebenen Verfasser eingegeben hat, um uns den Gräuel und den Abscheu einzuflößen, die wir vor dem Fürsten der Finsterniß haben sollen.

Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabey mit thränenden Augen an, so lassen Sie mir doch nur so viel Zeit, daß ich ein wenig beten kann. „Ich gebe dir eine Viertelstunde, erwiderte Blaubart, aber keinen Augenblick länger.“ Ein nützlicher und nothwendiger, ja, ein goldener Augenblick zur Entwickelung der Parabel! Die junge Frau bedeutet, wie wir gesehen haben, das Israelitische Volk; ihre Verheyrathung mit Blaubart die Abgötterey, die das auserwählte Volk mit Baal Pegor, Moloch und andern Götzen trieb; daß die junge Frau in den Blutkeller hinunter geht, weissagt deutlich die babylonische Gefangenschaft, zu deren Zeit der Dienst des wahren Gottes aufhörte, und die Sklaverey, in der das Volk lange Zeit seufzte, da es wechselsweise von den Assyriern, den Medern und den Römern unterjocht ward. Die Zurückkunft Blaubart's, der seine Frau erwürgen will, bedeutet die letzten Anstrengungen der Hölle, den Glauben, den Dienst und die Altäre des Herrn Zebaoth zu zerstören; ferner, die Verbrechen, die sich auf der ganzen Erde häuften, das Aufhören der Weissagungen und Wunder, und den unglücklichen Verfall des menschlichen Geschlechtes, welcher den Herrn Adonai nöthigte, seinen Sohn zu senden, daß er unschuldig stürbe, um die sündigen Menschen zu erlösen.

Doch

Doch lasset uns ohne Furcht seyn. Die Gnade wirkt. Sie belebt die junge untröstliche Frau, daß sie nun in die merkwürdigen Worte ausbricht: Anne, liebe Schwester Anne! siehest Du niemand kommen? Es ist, als hätte sie gesagt: „Der Herr wird mich nicht verlassen. So groß auch meine Schulden seyn mögen, ich vertraue auf seine Barmherzigkeit. Meine Reue ist größer, als meine Sünden. Ich weiß, daß er einen Rächer bewaffnet, mich von dem Joche der Hölle zu erlösen. Schwester Anne! liebe Schwester Anne! siehst du diesen göttlichen Erlöser noch nicht kommen? Ach, ich habe ihn beleidigt. Ja, ich verdiene seinen Zorn. Aber so unermeßlich auch meine Sünden seyn mögen, so ist doch auch seine Güte unendlich. Wann wird der kommen, den Jesaias, Ezechiel und Daniel den Völkern verheissen haben? er, welcher der Schlange, die unsre ersten Eltern verführte, den Kopf zertreten und dem das menschliche Geschlecht sein Heil zu verdanken haben wird! Ich bin vom Stamme Juda, bin eine Tochter des Herrn. Er, der zu meiner Errettung kommt, ist sein Sohn; also ist er mein Bruder. Ach, lieber Bruder, komm! ich erwarte dich mit Ungeduld. Anne, meine Schwester, kommt er noch nicht?“

Ihre Schwester Anne steigt geschwind auf einen Thurm des Schlosses; denn man muß sich über den Schlamm der Erde erheben, wenn man die himmlischen Dinge betrachten will. Sehet, deshalb hängt der Kopf der Thiere zur Erde nieder, und nur der Mensch trägt ihn aufrecht, um seine Blicke gen Himmel richten zu können. Wir wissen wohl, daß man uns einwirft: der Hahn trage den Kopf eben so hoch, als wir.

Das sind aber üble Possen, welche die Ungläubigen erdacht haben, um den uns geoffenbarten Wahrheiten, wenn sie nur irgend könnten, ihr Ansehen zu rauben.

Doch wieder zu unserm heiligen Texte! wieder zu der Schwester Anne, die in dem mystischen Sinne der Parabel alle die Heiligen und Propheten vorstellt, welche sich mit der Ordnung unsers Heils und dem Erlösungswerke beschäftigt haben. Da sie nicht gestrauchelt hatte, wie ihre Schwester, so verliessen die genugthuende und die wirkende Gnade sie nicht, und darum ruhete der prophetische Geist auf ihr. Ohne Unterlaß beschäftigt sie sich mit der Wurzel Jesse, mit der glorreichen Bestimmung des Sohnes Davids, der die Hoffnung der Völker seyn sollte, mit seiner Erniedrigung und mit seinem Triumphe.

Anne wirft ihre aufmerksamen Blicke nach allen Seiten umher. Was sieht sie? Staub in der Sonne fliegen und Gras blinken. Dies bedeutet in der heiligen Sprache: ich sehe die Sonne vor Freuden hüpfen, und voll Entzücken über die glorreiche Ankunft des Messias. Ich sehe ihre Strahlen, welche den Nebel des Irrthums vor dem Glanze des Evangeliums zertheilen. Ich sehe Gras blinken; oder deutlicher: das Kleid der Hoffnung anlegen und mit Ungeduld auf die Ankunft Christi harren. Aber das hebräische Volk, das unter dem Bilde der jungen Frau vorgestellt wird, versteht den mystischen Sinn dieses himmlischen Gleichnisses nicht. Der Messias, den die Propheten so oft verheissen haben, kommt seinen begierigen Wünschen nicht schnell genug. Sehet nur, wie indeß der Teufel seine Bemühungen verdoppelt! Seine Grausamkeit treibt ihn, sein verdammliches Vorhaben zu vollenden.

Blaubart ruft mit einer donnernden Stimme, gleich den Posaunen von Jericho, aus voller Kehle: komm endlich einmal herunter, oder ich hole Dich. Was wird, was kann sie nun thun? Sie bittet um eine kurze Frist; sie will warten, bis die Stunde des Herrn gekommen seyn wird; und zugleich wiederholt sie mit schwacher Stimme die Worte: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? So seufzte die kleine Heerde frommer Seelen, die sich Gott unter seinem auserwählten Volke noch behalten hatte, mit einer heiligen Inbrunst nach seiner Befreyung, und fürchtete, der Saame Abrahams, Isaaks und Jakobs, der dem Dienste des Elchakajim, des Adonai und Elohim gewidmet war, möchte von dem Fürsten der Finsterniß ausgerottet werden.

Anne antwortet ihr noch einmal: Staub in der Sonne fliegen, und Gras blinken. Ja, Gott wird seine Verheissungen erfüllen, und dich nicht verlassen. Er stand dem Propheten Elisa bey, als die kleinen Knaben ihn Kahlkopf nannten, und diese Knaben wurden von Bären zerrissen. Er theilte das rothe Meer, um sein Volk trocken hindurch gehen zu lassen. Er bewaffnete Simsons Hand mit einem Eselskinnbacken, um die Philister zu schlagen. Auch dich wird er nicht verlassen.

Aber Blaubarts Ungeduld verdoppelt sich, und er ruft lauter, als jemals: Komm herunter, oder ich hole Dich. Hierdurch bezeichnet der heil. Schriftsteller den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte, oder des Römers Pompejus siegreichen Einzug in Jerusalem, und die römischen Adler und Götter, die zur Seite des Tempels aufgestellt wurden; den Antonius-Thurm,

den der schändliche Herodes, dem Triumvir dieses Namens zu Ehren, aufführen ließ, und die Mühe, welche sich dieser König gab, Götzendienst in dem Lande einzuführen, das der Herr Zebaoth zum ewigen Wohnplatze seines auserwählten Volkes bestimmt hatte. Diese wichtigen Begebenheiten geschahen etwa dreyßig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi. Der von Gott getriebene Verfasser unsers heiligen Buches hat die Zukunft mit erstaunlicher Genauigkeit gesehen und geweissagt. Denn wenn man von der Viertelstunde, die Blaubart seiner Frau zum Bußethun zugestand, die Minute zu drey Jahren rechnet, so kommt genau der Zeitpunkt heraus, der von Jerusalems Eroberung durch Pompejus bis zu der seligen Ankunft und Geburt des Messias verfloß.

Aber Blaubart's unglückliche Gattinn hielt zitternd und beynahe entseelt, ihr Verderben für gewiß. Ihre Kräfte verliessen sie, und fast erstarb ihre Stimme; und doch wiederholte sie mit Inbrunst die frommen Worte: „Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du niemand kommen?“ Ich sehe, antwortete Schwester Anne, disseits einen starken Staub aufsteigen. Das trostlose Weib frägt: Sind es meine Brüder? Ach nein, liebe Schwester, erwiederte Anne, es ist nur eine Heerde Schaafe. Man bemerke, wie besonders in dieser Stelle jedes Wort große Wahrheiten ankündigt. Der heilige Schriftsteller zeigt uns unter dem Bilde dieser Heerde von Schaafen den heiligen Johannes, den gesegneten Vorläufer Jesu Christi. Er war so sanft, wie ein Schaaf, und kündigte, dem menschlichen Geschlechte, das durch seine Sünden sich bis zu den Thie-

ren

ren erniedrigt hatte, das unbefleckte Lamm an. Hätte unser heilige Schriftsteller alles das, was vor der gesegneten Ankunft des Messias vorhergieng, mit leiblichen Augen erfüllt gesehen, so würde er die Begebenheiten doch nicht mit mehr Ordnung haben erzählen können, als er sie in dieser Parabel aus einander setzt. Sie ist vielmehr eine Erzählung, als eine Weissagung. Wir sind nun endlich an dem Augenblicke, wo die Erde mit Schmerzen ihren Erlöser gebären soll.

Blaubart, oder vielmehr der Teufel, kommt wüthend, und will sich seines Raubes bemächtigen. In diesem Augenblicke sagt Anne ihrer Schwester, sie sehe zwey Reiter kommen, die aber noch fern wären. Diese beyden Reiter sind der Sohn und der heilige Geist, die, zwar an Person verschieden, aber unauflößlich mit dem Worte vereinigt, die heilige und anbetungswürdige Dreyeinigkeit ausmachen. Wann kommen sie an? zu einer Zeit, da die ganze Welt des Friedens genoß, zu einer Zeit, da Augustus den Janus-Tempel hatte verschliessen lassen, aber da auf der andern Seite auch alle Mächte der Hölle ihren Schöpfer auf das stärkste bekriegten; da die Priester, die Leviten und Schriftgelehrten in verschiedene Sekten einer verdammlichen Philosophie getheilt waren, sich unter dem Namen der Pharisäer, der Essäer, der Sadducäer, und Therapeuten ankündigten, und den Glauben ihrer Väter so stark untergruben und zerstörten; kurz, da der Herr Zebaoth beynahe keine wahren Anbeter mehr hatte. Die Gefahr war dringend, und schleunige Hülfe nöthig, wenn die junge Frau nicht ermordet und die Kirche vernichtet werden sollte. Aber der Herr Zebaoth verläßt seine Getreuen

treuen nicht. In dem Augenblick, da Blaubart das Schwert gegen den Hals seiner Gattinn aufhebt, kommt der Allerheiligste, schlägt ihn zu Boden, und tritt Lucifer'n unter seine Füße. Die Kirche ist gerettet, und die Hölle schäumt vor Wuth.

Man sehe, wie unfehlbar die Worte unsers heiligen Schriftstellers sind! Die Heiligen und die Propheten, denen der Himmel zukünftige Dinge offenbarte, haben sie verkündigt. Die schwache menschliche Vernunft konnte die Hülle nicht durchdringen, welche diese gottseligen Wahrheiten verdeckte. Um sie zu überzeugen, mußte alles in Erfüllung gehen. Mystischen Sinn muß man in der heiligen Schrift suchen; sonst wird man den Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel nie verstehen, und eben so wenig den Blaubart, oder das Hohelied.

Sobald die beyden Reiter erscheinen, ist die junge Frau gerettet. Sobald der Messias in die Welt kommt, ist der Teufel mit ewigen Ketten gebunden. Die immer streitende, und immer triumphirende Kirche wird gegründet, und das Werk unsers Heils vollendet.

Doch, wir wollen in unsrer Erklärung fortfahren. Die Frau des getödteten Blaubart's kauft ihrem Bruder eine Kompagnie. Was kann man unter dieser Kompagnie sonst verstehen, als die Heerde der Gläubigen, welche die Kirche in ihrem Schooß einschließt; die ächten Streiter Christi, die bereit sind, für die Ausbreitung des wahren Glaubens zu kämpfen und zu sterben; bereit, mit dem Schwerte die Schaar von Ketzern, oder vielmehr von Verdammten, auszurotten, die sich gegen ihre heilige Mutter empört haben und ihre Eingeweide

zer-

zerfleischen. In einem noch mystisch = erhabnern Sinne spielt diese Kompagnie auf das Schwert an, das unserm heiligen Vater, dem Pabste, gegeben ist, um die Sache Gottes zu rächen und seine Feinde auszurotten.

Doch wir wollen weiter gehen. Blaubart's oder besser: Beelzebubs, Wittwe verheyrathet sich wieder mit einem sehr rechtschaffenen Manne; d. h. mit dem Pabste. Wie man weis, ist die Kirche des Pabstes Frau, und er Jesu Christi Statthalter. Mögen nun ein Luther, ein Kalvin, ein Socin, oder andre Ketzer von ihrer Art, alle diese wahren Auswürfe der Hölle, auftreten; mag auch noch das schlechte Gesindel der Nonkonformisten und die schändliche Bande von eben so abscheulichen Philosophen dazu kommen — was für ein Mittel bleibt ihnen nun noch übrig, sich gegen die kirchliche Obergewalt unsers heiligen Vater Pabstes aufzulehnen, oder die Lehre des Römisch-Katholisch-Apostolischen Glaubens anzugreifen? Vergebens würden sie ihren Geist dazu anstrengen. Wir lachen über ihr ohnmächtiges Bemühen, und bringen sie züm Stillschweigen, sobald wir ihnen nur stückweise zeigen, wie wunderbar das in Erfüllung gegangen ist, was der Verfasser des Blaubarts geweissagt hat. Man wird ihnen zu ihrem Verderben beweisen, daß Beelzebubs Wittwe den heiligen Vater geheyrathet, das heißt: daß die Kirche, nachdem sie den alten Götzendienst abgeschworen, sich ihrem Bräutigam Jesu Christo ergeben hat. Da nun der Pabst sein Statthalter auf Erden ist, so muß folglich die Kirche auch dessen Braut seyn.

In der ersten Ehe, die Blaubarts Wittwe führte, war alles weltlich; in der zweyten ist alles geistlich. In der ersten gab sie sich zügellosen Leidenschaften und fleischlichen

lichen Vergnügungen dahin; in der zweyten ward sie durch Zerknirschung, durch Reue und durch die Gnade gereinigt. Dort gab es üppige Gelage, Anlockungen zu unreinen Begierden, und alles, was die Schwelgerey nur hervorbringen kann, um Eitelkeit und Vergessenheit seiner selbst zu erregen; hier sahe man Handlungen der Zerknirschung, der Reue, der christlichen Demuth, und keine andre Speise, als das Fleisch und Blut des unbefleckten Lammes. Anstatt der vergänglichen Reichthümer, und der Geräthschaften des Wohllebens, die sie in Blaubarts Pallaste fand: sammelte sie hier einen Schatz von guten Werken und frommen Handlungen, für die sie im Paradiese reichliche Zinsen bezahlt bekommen wird. Anstatt in den Armen des Teufels zu seyn, der sie ermorden wollte, befindet sie sich nun in den Armen des Statthalters von dem, dem sie ihr Heil in diesem Leben und ihre ewige Seligkeit in jenem verdankt.

Verfertigt im Benediktiner-Kloster zu Monmore, am 17. September im Jahre unsers Heils 1692.

Don Kalmet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Supplement zu den hinterlassenen Werken Friedrichs II. Königs von Preussen
Welches verschiedene Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor zuschreibt
Bd.: Dritter Band.

Kölln ; [Berlin] 1791

Opp. 286-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603165-6
VD18 80010806